

„Denn da hatte sich das Tier gezeigt“

**Kleines Bestiarium
für Tier- und Lesefreundinnen,
mit aufgefrischten Fabeln,
Gedichten und Geschichten,
von Katzen, Kraken, Flöhen, Glühwürmchen
und anderen Kreaturen,
mit Tier- und Menschenphilosophie angereichert
und ein wenig Wissenschaft zum Schluss**

von Penelope Papillon

*Für Andrea,
Tier- und Menschenfreundin,
zum Andenken*

Impressum

“Denn hatte sich das Tier gezeigt“. Kleines Bestiarium

Copyright © 2024 Jutta Heinz

Fotos: Jutta Heinz; *Wikimedia Commons*

All rights reserved.

Independently published

ISBN: 9798539633011

INHALT

<i>Begünstigte Tiere. Anstelle einer Einleitung</i>	2
I. Aufgefrischte Fabeln.....	7
Nemo beim Zahnarzt	8
Das Model und der Frosch	15
Kingkong und der Popstar	23
Garfield im Restaurant.....	31
Das Moorhuhn und der Bürojäger	39
Das letzte Einhorn auf dem Ponyhof	45
Dumbo beim Schönheitschirurgen.....	56
Esel beim Psychotherapeuten	66
Kung Fu Panda und der Geheimagent.....	77
haekelschwein im Weltall.....	87
Furby und die Feministin.....	94
Paul der Krake beim Orakel.....	100
<i>Homo Sapiens</i> im Menschenzoo.....	110
II. Das Tier im Gedicht.....	117
Sym-Biose	118
Koala.....	121
Ameisenbär	123
Halcyonisch	125
Glühwürmchen.....	130
III. Tiere im Leben und in der Literatur	133
Singzikaden, oder: <i>Mein day of the locust</i>	134

Flöhe, Tragik und ein wenig Kafka. Variationen über eine Parabel	145
Kamas Tanz.....	154
Elefanten in Bloomsbury	158
Singzikaden, oder: Mein <i>day of the locust</i>	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Nacktschnecken und Partygespräche	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Die Harpyie, schön und schrecklich	162
Nacktschnecken und Partygespräche	166
Tod eines Kükens	175
Annäherung an den Kranich (in drei Schritten)	181
Goethes Tiere	190
IV. Tier- als Menschenphilosophie	203
Katzen-Philosophie	204
Bonding	211
Interkulturelle Tiervergleiche.....	213
Bären-Philosophie	219
Der Philosoph und sein Hund. Ein österliches Geistergespräch	223
V. Ein wenig Literaturgeschichte	231
„Denn da hatte sich das Tier gezeigt“ – Rilkes Tiergedichte	232
Übergangswesen: Der Yeti. Anstelle eines Schlussworts	262
Register	270



(Johann Wenzel Peter: *Adam und Eva im Paradies*)

Begünstigte Tiere

Johann Wolfgang Goethe

*Vier Tieren auch verheißten war,
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.*

*Den Vortritt hier ein Esel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Prophetenstadt
Auf ihm ist eingeritten.*

*Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,
Dem Mahomet befohlen:
»Laß dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst du's holen!«*

*Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenschlaf
So treulich mitgeschlafen.*

*Abuherriras Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt:
Denn immer ist's ein heilig Tier,
Das der Prophet gestreichelt.*

BEGÜNSTIGTE TIERE. ANSTELLE EINER EINLEITUNG

Man meint die Bremer Stadtmusikanten geradezu vor sich zu sehen. Zwar ist der Hahn durch einen Wolf ersetzt, aber nun gut, Hähne haben vielleicht wirklich nichts im Paradies zu suchen, wo auch die Bäche nur sehr still vor sich hinmurmeln. Denn um das Paradies geht es in diesem „munteren“ Gedicht; es geht bekanntlich im ganzen *West-östlichem Divan* von Goethe, dem das Gedicht entnommen ist, gar nicht wenig um das Paradies, und natürlich gibt es viele Paradiese, eines davon christlich, eines muslimisch, und wie sieht es eigentlich aus mit den Tieren im Paradies? Gute Frage, wir vertagen sie erst einmal, um festzustellen, dass dieses Tiergedicht nicht gar so allein dasteht, wie überhaupt alle *Divan*-Gedichte sehr stark verknüpft, um nicht zu sagen: vielverschlungen sind. Es wird vorbereitet, angekündigt, angebahnt durch *Berechtigte Männer* (das Gedicht beantwortet die Frage, wie Männer ins Paradies kommen: nämlich indem sie eine Art Rechtsanspruch erwerben, im Wesentlichen durch Heldentod) und *Auserwählte Frauen* (genau, Frauen werden nicht berechtigt, sondern auserwählt; durch was? durch erwiesene Treue natürlich, dem Manne gegenüber; andere Geschichte, anderes Buch).

Tiere hingegen, um nach dieser orientalisierenden Arabeske endlich zum Thema zu kommen, werden „begünstigt“; noch ein netter kleiner Orientalismus, denn der orientalische Despotismus gilt als Blütezeit der Günstlingswirtschaft (nein, gab es auch im Okzident, so ist das halt mit Stereotypen, sie fallen überall auf fruchtbaren Boden). Man kann aber nicht sagen, dass Tiere in der Bibel „begünstigt“ werden; sie werden vielfach strikt dem Menschen untertan gemacht, und was daraus geworden ist, kann man ja sehen (kein Paradies, nirgends). Allerdings kommen Tiere durchaus vor in der Bibel, aber meist als

schlechtes Beispiel oder besondere Strafe (die Schlange. Die Heuschrecken). Ausnahme, und damit sind wir schon mitten im Gedicht: der „vortretende“ Esel, auf dem Christus im Koran wie in der Bibel in die Heilige Stadt Jerusalem einreitet, das Volk begrüßte ihn mit Palmwedeln, heiligen Pflanzen, und sah darin, dass er nicht auf einem kriegerischen Pferd einritt, ein Zeichen der Demut und des zukünftigen Friedens. Zwar gilt der Esel sonst gemeinhin nicht als „munter“, sondern eher als etwas störrisch. Aber immerhin bekommt er von Gott eine Stimme verliehen, als der brutale Bileam sie (es war eine Eselsstute) schlägt, nur weil sie vor einem Engel gescheut hatte! Na gut, Esel werden berechtigt „begünstigt“!

Wölfe hingegen – mit der dritten Strophe ist so eine Sache. Dass der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, ist Hobbes und nicht direkt christlich gedacht, wenn auch historisch ziemlich erfahrungsbewehrt. In der Bibel tritt der Wolf bemerkenswerterweise fast nie ohne das Schaf auf, immerhin; und der Prophet Jesaja prophezeit eine neue Zeit, ein wiedergekehrtes goldenes Zeitalter sozusagen, in dem Wolf und Lamm zugleich weiden werden. Was hingegen Mohammed mit dem Wolf zu tun hat, da streiten die Quellen ein wenig. Es gibt eine in mehreren Fassungen überlieferte Legende, in der einen bringt er den Wolf davon a, eine Hindin zu reißen, aber bietet ihr dafür ein attraktiveres Opfer an. Na gut, der Wolf im Gedicht ist ja auch nur „halb schüchtern“ geworden; ob er sich von der Robin-Hood-Logik wirklich überzeugen lässt, da fragen wir besser seine andere, nicht-schüchterne Hälfte. Trotzdem nehmen wir mit, dass das Almosengeben im Islam eine der fünf Glaubenssäulen ist und durchaus einen gewissen Umverteilungsgedanken transportieren mag.

Aber dann, das Hündchen, das Hündchen! Das Hündchen ist eine wichtige Gestalt im *Divan*. Im letzten Gedicht, *Gute Nacht*, steht es ganz am Ende, das Hündlein, das treue. Es ist, und natürlich ist die Geschichte wiederum christlich und muslimisch überliefert, das Hündchen aus der Siebenschläferlegende, die im *Divan* selbst erzählt

wird und deshalb hier nicht nachgeplappert werden muss. Wichtig ist nur: Bei den sieben jugendlichen Glaubenshelden, die in einer Höhle ihre Verfolgung verschlafen, schläft nur in der islamischen Variante ein Hündchen mit (manchmal sind es auch drei oder vier, es kommt nicht darauf an). Die Treue, das unbedingte Vertrauen in Gott, das die jungen Glaubenshelden zeigen, wird sozusagen potenziert durch das Hündlein, das über seinen Herrn vermittelt Gott vertraut; dabei immer schön schwanzwedelnd, munter und brav, ganz die fröhliche Hundenatur, sogar im Schlaf sieht man die Schwanzspitze noch ein wenig zucken. Auf jeden Fall berechtigt, vergünstigt und auserwählt! Nicht jedoch in der christlichen Variante. Sie kennt kein Hündchen, gar keines.

Am Ende hingegen steht die Katze, und das ist schon ein wenig tückisch (Katzen halt). Katzen haben jetzt nicht so einen guten Ruf, allegorisch und so (in der Bibel kommen sie praktisch nicht vor). Ein Tier, das um seinen Herrn „knurrt“ und ihm „schmeichelt“ – das ist wohl ein klassischer Günstling, um nicht zu sagen: eine Berufsportunistin, auf sanften Katzenpfoten schleicht sich die Katze in unser Herz, ganz sicher sein kann man sich ihrer nie. Sie wedelt auch nicht mit dem Schwanz, ihre Sprache ist überhaupt viel komplizierter. Aber deshalb kann man ja trotzdem ein „Abuherrira“ sein, ein „Katzenfreund“ nämlich, wie einer der Gefährten Mohammeds, Prophet auch er. Er überlieferte genauso christliche Legenden wie muslimische, und er mochte eben Katzen, was ihm den Namen eintrug, unter dem er bis heute bekannt ist. Wahrscheinlich hat Abuherrira seine Katzen gestreichelt, wenn sie ihm umschmeichelt haben. Macht ihn das zu einem besseren oder schlechteren Menschen? Oder einem hell-sichtigeren Propheten? Oder doch nur zu einem von Mohammeds Günstlingen? Denn Mohammed mochte auch Katzen. Es ist sogar der Name seiner Lieblingkatze überliefert, *Muezza* soll sie geheißen haben. Und Mohammed soll es auch gewesen sein, der dafür sorgte, dass Katzen immer mit vier Pfoten auf den Boden fallen, indem er

Muezzas Rücken nach der Rückkehr vom Gebet dreimal streichelte. Seitdem fällt die Katze auf die Pfoten. Katzen sind weder berechtigt noch auserwählt ins Paradies zu kommen; sie sind eben einfach „begünstigt“.

Das kann man für eine zweifelhafte Moral halten. Oder für – denken wir etwas gewagt: für eine Art von Inklusion, die dem Fremden seine Fremdheit lässt und es nicht ins eigene Moralsystem einkleidet? Goethe hätte wahrscheinlich über beides die Schultern gezuckt. Im *Gute-Nacht*-Gedicht, das den *Divan* abschließt, schreibt er sich ein wenig selbst zur Ruhe. Er zieht sich zurück in seine ganz persönliche Siebenschläfer-Felsspalte; um dann, nach langem Schlaf, wieder zum Paradies zu erstehen, „mit Heroen aller Zeiten“, „frisch und wohlerhalten“. Dabei ist, wie könnte es anders sein: das Hündlein gar, das treue (dem Goethe auf der Bühne ja bekanntlich nicht so gewogen war). Denn der Dichter, der west-östliche, er ist „gern gesellig“, dem „Genusse“ nicht abgeneigt und nichts weniger als ein Moralist oder ein Dichter für eine intellektuelle Elite: „Daß die Unzahl sich erfreue“, das ist der Zweck des *Divan* (na gut, einer der Zwecke, ein halber vielleicht). Die „Unzahl“. Wie erfreut sich eine Unzahl? Das zur gefälligen Meditation und zur „guten Nacht“ allen Berechtigten, Auserwählten und Begünstigten in ihrer persönlichen Felsspalte:

*Nun, so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!
Und in einer Moschuswolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genusse zu durchschreiten;*

*Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue.
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten*



I. AUFGEFRISChte FABELN



Der Serre (Physiologus)



NEMO BEIM ZAHNARZT

Jetzt lebte Nemo schon seit einigen Tagen in dem geräumigen Aquarium des Zahnarztes. Er hatte sich schnell mit den anderen Bewohnern angefreundet, genoss die farbenfrohe Ausstattung mit Korallenriffen und Seeanemonen und hatte sogar das etwas eintönige Fischfutter schätzen gelernt. Besonders lustig waren jedoch die Besucher des Zahnarztes. Komischerweise mussten sie sich alle in diesen seltsamen Stuhl mit den vielen Geräten setzen (war es vielleicht eine Art gestrandetes U-Boot?), das Boot begann dann langsam zu sinken, und der Zahnarzt bohrte ihnen anschließend mit einem spitzen Gerät im Mund herum. Nemo war froh, dass die Glaswände des Aquariums das gruslige Geräusch abschirmten; es erinnerte ihn an eine bedrohliche, nicht ganz rund laufende Schiffschraube. Der Zahnarzt war aber eigentlich sehr freundlich. Abends, wenn der letzte Besucher mit schmerzverzerrtem Gesicht verschwunden war und mit ihm auch die netten weißgekleideten Damen, die ihn so gern fütterten, redete er mit den Fischen im Aquarium. Auch mit Nemo. Immer wieder fragte er ihn, ob er sich nicht nach dem großen weiten Meer sehne, nach seiner Clownfisch-Familie oder nach etwas, das er „Freiheit und Abenteuer“ nannte. Offensichtlich hatte er noch nicht von den Haien gehört, die so viele und so scharfe Zähne hatten, dass sie noch nicht einmal der fleißige Zahnarzt hätte wegbohren können. Und die Familiengemeinschaft in der Seeanemonensymbiose war auf die Dauer auch eher erdrückend gewesen. Nein, Nemo blieb lieber im Aquarium – Vollpension mit

Meeresdeko, Zimmer mit Aussicht und dann und wann ein kleiner Flirt mit der blauschillernden Doktorfisch-Dame (irgendwas fanden die Besucher komisch an dem Namen, was nur?), was wollte man mehr? Er fühlte sich wie ein Fisch im Wasser. Leider konnte er dem netten Zahnarzt nicht danken, der immer so sehnsüchtig aufs Meer schaute, wenn er nicht gerade in fremden Mündern bohrte. Menschen sind Seelen, nicht Münder, hätte er ihm dann gesagt; du musst etwas tiefer schauen! So aber schwamm er nur eine besonders schöne Pirouette und wackelte aufmunternd mit den Flossen.

Seit dem Kinoerfolg von *Findet Nemo!* haben es Eltern schwer, ihren Kindern Fischstäbchen schmackhaft zu machen. „*Fische sind Freunde, kein Futter!*“ haben die Kleinen nämlich im Kino von den Vegetarier-Haien Bruce (der geläuterte ehemalige „*Weißer Hai*“ aus dem gleichnamigen Film-Schocker), Hammer und Hart gelernt. Und sie haben gesehen, dass die guten Fische im Meer alle eine große Familie sind, dass sie sich gegenseitig helfen, wenn einmal ein kleiner Clownfisch unter die Räder gerät, und dass sogar eine sehr vergessliche alte Doktorfisch-Dame ein wichtiges Mitglied im großen multi-piscinalen Rettungsteam sein kann. Für die erfolgsverwöhnte Animations-Industrie waren es jedoch keine kleinen Fische, ausgerechnet ebensolche zu universal erfolgreichen Sympathieträgern zu machen: Denn knuddelig finden wir gewöhnlich eher diejenigen Spezies, die uns selbst ähnlich sind (also beispielsweise Arme und/oder Beine statt Flossen haben), aus großen Kulleraugen nach vorn blicken (nicht seitlich weglinsen, wie die Fische) und von einem möglichst weichen Fell überzogen sind (und nicht von feuchtkalten Schuppen). Und auch die Simulation einer realistisch erscheinenden Unterwasserwelt war eine echte Herausforderung: Wasser ist im wahrsten Sinne des Wortes ein vielschichtiges und schillerndes Element – und zudem eines, mit dem die Menschen dann doch nicht

mehr recht vertraut sind, seit sie es aus evolutionären Gründen eines schönen Tages verlassen haben (weshalb Fische nun für uns doch eher Fischstäbchen als Freunde sind).

Nun aber Nemo: der niedliche Clownfisch, eine Halbwaise mit einem hyperprotektiven Vater, der aufgrund einer Verkettung unglücklicher Umstände im Aquarium eines Zahnarztes mit einer fischemordenden Nichte im fernen Sydney gelandet ist. Und der Vater begibt sich heldenhaft auf eine Odyssee, um seinen verlorenen Sohn in den unendlichen Weiten der Weltmeere zu finden. Natürlich werden die beiden am Ende wiedervereinigt, dafür sorgt Hollywood verlässlich; nebenbei hat der Vater damit auch seine Therapie erledigt und kann seinen Sohn endlich unbesorgt freischwimmen lassen. Denn schließlich ist sein Sohn Nemo; und wenn ein Nomen jemals ein Omen war (und ergibt sich „Nemo“ nicht geradezu zwingend anagrammatisch aus „Nomen“ und „Omen“?), dann dieser! Nemo – das ist im Lateinischen „Niemand“; „Niemand“ sei sein Name, rief schon der listenreiche Odysseus dem tumben Riesen Polyphem zu, nachdem der ihm sein einziges Auge ausgestochen hatte, und der Riese klagte von nun an verzweifelt seiner verständnislosen Umwelt, „Niemand“ habe ihn geblendet. Nemo ist aber auch, wiederum anagrammatisch, ein Teil der *Anemone*; also derjenigen Pflanze, mit der der Clownfisch in einer friedlichen Symbiose lebt. Er ist nämlich ein schlechter Schwimmer, lockt mit seinen leuchtenden Farben die nicht-vegetarischen Haie geradezu an, und die Anemone verbirgt ihn vor Räubern. Der Clownfisch hingegen schützt die Anemone vor ihren Fressfeinden, die sich (warum auch immer) nur über unbewohnte Seeanemonen hermachen. Und Nemo ist, zum dritten, einer der Urahnen der Science-Fiction-Literatur, nämlich der Held in Jules Vernes' *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*: ein tragischer (menschlicher) Held, der nach dem Verlust seiner gesamten Familie dem oberirdischen Leben den Rücken gekehrt hat. Nun befährt er, als abgetauchter

fliegender Holländer sozusagen, mit seinem U-Boot den Meeresgrund und versorgt sich und seine Mannschaft aus den Schätzen des Meeres. All das steckt in dem kleinen Nemo: Er ist Odysseus; er ist ein symbiotischer Teil einer Anemone, und er ist sozusagen personifiziertes Weltliteraturerbe – weiter kann man von Fischstäbchen gar nicht entfernt sein!

Vor Nemo hatte immerhin schon ein weiterer Fisch Filmkarriere gemacht: Flipper, der „*Freund aller Kinder, großer nicht minder*“, wie die deutsche Titelversion lyrisch wenig überzeugend, aber umso einprägsamer dahinträllerte. Im englischen Original ist der forsche Delphin wenigstens noch „*king of the sea*“, dazu „*faster than lightning*“, „*smarter*“ als alle anderen und trotzdem „*kind and gentle*“. Er erweist sich damit als ein würdiger Nachfahre der antiken Delphine, die der griechische Mythos verewigt hat. So sollen Delphine den Sänger Arion, der nach einem Sieg bei einem antiken *song contest* von neidischen Schiffsleuten über Bord geworfen wurde, wohlbehalten auf ihrem Rücken samt Klampfe ans Ufer getragen haben – wofür sie, für alle Ewigkeit, ins Sternbild des Delphins versetzt wurden und nun Sphärenklängen lauschen dürfen.

Delphine waren also schon immer die Sympathieträger in der Fischwelt: Säugetiere – und uns damit eng verwandt; kluge Tiere mit einem außergewöhnlich großen Gehirn – deshalb lernfähig und gut geeignet für Filmaufnahmen; schnelle Schwimmer und sehr verspielt – deshalb die erste Wahl für spektakuläre Showvorführungen. Sogar sprechen können sie miteinander, nämlich durch ein elaboriertes Kommunikationssystem von Klicklauten; und angeblich können sie sich sogar gegenseitig an der besonderen Art der Klicklaute persönlich identifizieren (was keinen Flipper-Freund besonders überrascht, der dessen aufgeregtes und modulationsreiches Schnattern noch im Ohr hat). Rainer Maria Rilke hat diese „edlen“ Seiten des Delphins wohl am anrührendsten in ein Gedicht gefasst, das einfach „*Delphine*“ heißt:

*Jene Wirklichen, die ihrem Gleichen
überall zu wachsen und zu wohnen
gaben, fühlten an verwandten Zeichen
Gleiche in den aufgelösten Reichen,
die der Gott, mit triefenden Tritonen,
überströmt bisweilen übersteigt;
denn da hatte sich das Tier gezeigt:
anders als die stumme, stumpfgemute
Zucht der Fische, Blut von ihrem Blute
und von fern dem Menschlichen geneigt.*

*Eine Schar kam, die sich überschlug,
froh, als fühlte sie die Fluten glänzend:
Warme, Zugetane, deren Zug
wie mit Zuversicht die Fahrt bekränzend,
leichtgebunden um den runden Bug
wie um einer Vase Rumpf und Rundung,
selig, sorglos, sicher vor Verwundung,
aufgerichtet, hingerissen, rauschend.
und im Tauchen mit den Wellen tauschend
die Trireme heiter weitertrug.“*

Natürlich bleibt im Mythos und bei Rilke einiges ausgespart; zum Beispiel die ziemlich brutalen Jagdgewohnheiten, die der Delphin, im Gegensatz zu dem bekehrten Hai Bruce, als überzeugter Fischfresser entwickelt hat. Für die dunkle Seite der Fischwelt steht jedoch in der Weltliteratur ein- für allemal Moby Dick, der weiße Wal. Inzwischen muss er seinen Namen zwar so ziemlich jeder bunten Nusschale auf dem Wasser leihen, damit auch Tret- oder Gummiboote einmal Wal sein können; eigentlich war er jedoch bei seinem Erfinder Herman Melville der Inbegriff der großen, furchteinflößenden, gewaltsamen und unbezähmbaren Natur. Der Wal ist ein enger, nur etwas groß geratener Verwandter von Flipper (beide gehören zur Spezies der Zahnwale); aber dass Kapitän Ahab einen derart monumentalen Verfolgungswahn auf ihn entwickelt, ist vielleicht auch nicht allein dem Wal

zuzuschreiben, der eben noch nichts davon gehört hatte, dass Menschen Freunde, kein Futter sind, sondern eher menschlich-männlichen Neurosen.

Moby Dick verkörpert damit ebenso wie Flipper, der Freund aller Kinder, gleichzeitig ein uraltes naturrechtliches Prinzip, das sich seit jeher am besten von den Fischen ableiten ließ; Baruch de Spinoza formulierte es sachlich und erbarmungslos: *„Unter Recht und Einrichtung der Natur verstehe ich nur die Regeln der Natur jedes Einzelnen, vermöge deren Jedes natürlich bestimmt ist, in bestimmter Weise da zu sein und zu wirken. So sind z.B. die Fische von Natur bestimmt, zu schwimmen, und dass die großen Fische die kleinen verzehren. Deshalb bemächtigen sich die Fische mit dem höchsten natürlichen Recht des Wassers, und deshalb verzehren die großen die kleinen“*. Kleine Fische sind also, rein naturrechtlich gesehen, definitiv Futter; und ihre einzige Chance besteht darin, dass der Fischer als Feind aller Fische manchmal doch lieber auf den großen Fisch wartet und die kleinen derweil wieder ins Wasser wirft (wo sie dann von dem nächsten vorbeischwimmenden großen Fisch gefressen werden, aber das ist nun mal ihr Schicksal als kleiner Fisch – Nemo natürlich ausgenommen, Niemand will Nemo fangen!)

Andererseits sind eben diese fischfressenden Fische für den Menschen seit jeher das Idealbild einer vollständig harmonischen und mit sich selbst im Reinen befindlichen Existenz schlechthin gewesen: *„Denn wie dem Fische nur im Wasser, dem Vogel nur in der Luft, dem Maulwurf nur unter der Erde wohl ist, so jedem Menschen nur in der ihm angemessenen Atmosphäre“*, stellte schon Arthur Schopenhauer fest. Dass es gerade der sprichwörtlich sich wohlfühlende Fisch im Wasser ist, dem wir alle nachstreben (und nicht so sehr dem Maulwurf unter der Erde, bei aller ebenfalls bewundernswerten Anpassungsleistung an sein Habitat), liegt wahrscheinlich dann doch im Element des Wasser begründet: der Schwerelosigkeit einer schwimmenden Existenz, dem gleichmäßigen Fließen der Wellen, der unendlichen Weite des Meeres – all dieses muss

einem schwerfällig daher stapfenden Landtier wie dem Menschen als Paradies erscheinen (allerdings um den Preis von Kiemenatmung und Flossen statt Daumen, was man sich selten klarmacht).

Lebt der Fisch also glücklich wie ein Fisch im Wasser, ist er der Freund aller Kinder, der Lebensretter aller vergangenen und künftigen *Grand-Prix*-Gewinner und unser aller Nemo-Odysseus? Oder ist er der Kannibale im Meeresreich schlechthin, frisst seine kleineren Mit-Fische, wo er sie finden kann, und reißt – naja, vielleicht nicht ganz an ihrem Schicksal unschuldigen Walfängern gern Beine ab? Vielleicht sind sie ja weder Fisch noch Fleisch, die Fische, um das dritte und letzte sprichwörtliche Fisch-Stereotyp zu bemühen; also etwas, was man vielleicht am Freitag essen kann, auch wenn man katholisch ist, aber sicherheitshalber dann doch nicht, wenn man Vegetarier ist, und schon gar nicht, wenn es nicht ökologisch korrekt als „*dolphin-free*“ etikettiert ist – womit aber schließlich, wie so häufig, mehr über den Wankelmut und Opportunismus des Menschen als über dasjenige Tier gesagt ist, an dem er sich selbst erkennt (oder auch nicht). Jedem kleinen Fisch aber sollte man besser zurufen: „Versteckt Nemo!“ – denn am Ende kommt irgendwann doch der große böse weiße Hai und frisst sie alle (sofern sie nicht vorher schon Fischstäbchen geworden sind).

Quellen:

Finding Nemo, 2003, Pixar Animation Studios;

Jules Vernes: *Vingt mille lieues sous les mer* (1869-70) (dt.: *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*)

Rainer Maria Rilke: *Der neuen Gedichte anderer Teil* (1908)

Herman Melville: *Moby Dick* (1851)

Baruch de Spinoza: *Tractatus theologico-politicus* (1670)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)



DAS MODEL UND DER FROSCH

Es war einmal ein wunderschönes Supermodel, der hatte ein Frosch ihr Smartphone aus dem Klo gefischt. Bevor er in die Schüssel tauchte, hatte sie ihm zum Dank versprochen, er dürfe in ihrem Bettchen schlafen, auf ihrer Facebook-Seite posten und von ihrem Diät-Salat naschen. Als der Frosch nun kam, plitschplatsch!, um die Erfüllung ihrer Versprechen zu fordern und in ihrem Bettchen zu schlafen, auf ihrer Facebook-Seite zu posten und von ihrem Diät-Salat zu naschen, da schämte sie sich vor den anderen Supermodels, packte ihn mit ihren langen, spitz modellierten und tief dunkelrot lackierten Fingernägeln und schmiss ihn mit den Worten „Du garstiger Frosch!“ an die Wand. Der Frosch machte plitschplatsch!, fiel herunter auf den Boden – und blieb ein Frosch. Aber er sprach zu ihr: „Garstiges Model! Sei ein Frosch! Im Sumpf lebt es sich viel besser als auf dem Catwalk! Wir können jeden Tag so viel leckere Mücken essen, wie wir wollen, und seit unserem Urahn Kermit haben wir auch die tollsten Aufstiegsmöglichkeiten in der Unterhaltungsbranche!“ Da überlegte das Supermodel nicht lange, sondern schmiss sich selbst samt seinem Smartphone mit aller Gewalt gegen die Wand. Es machte „klingklong!“, das Model fiel um und wurde eine wunderschöne Froschdame mit sehr langen Froschschenkeln und einer durchdringenden, aber lieblichen Quak-Stimme. Da vergaß sie alle ihre Smartphones und Diät-salate und hüpfte fröhlich mit ihrem Frosch zum Teich. Sie bekamen tausende Froschkinder, einen Oscar nach dem anderen

*und schließlich einen Stern in Hollywood auf dem walk of fame;
und wenn sie nicht gestorben sind, quaken sie zweistimmig
noch heute.*

* * *

Das Leben aus der Froschperspektive ist kein Rosenbett, und schon gar kein Mückenparadies. Frösche haben es lange Zeit nicht leicht gehabt mit den Menschen, die bekanntlich alles essen, was man nur irgendwie in den Mund bekommt, vor allem jegliche Tiere. Schon früh galten ihre Schenkel als besondere zarte Delikatesse; man entwickelte sogar eine eigene Armbrust, den „Frosch-Schnepper“, um die nichtsahnenden Amphibien abzuschießen und anschließend zu zerhacken, zu panieren und auszubacken. In Asien genießt man seit jeher auch gern ganze Frösche, füllt sie mit wohlriechenden Kräutern und Gewürzen, hängt sie in die Sonne und röstet sie anschließend schön knusprig. Wer dem Geröstetwerden entgehen wollte, konnte allenfalls auf eine Karriere als Wetterfrosch hoffen: Aber eingesperrt in ein stickiges Einmachglas (roch es gar noch nach Gurken und Zwiebeln?) auf einer albernen Leiter hinauf- und hinunterzuklettern, damit ein selbsternannter Wetterprophet, der sich neckisch „Wetterfrosch“ nannte, begeistert ausrufen konnte: „Er steigt! Morgen ist Grillwetter, packt die Froschschenkel aus!“ – das war auf die Dauer auch kein froschwürdiges Leben. Zudem wurde man bei jeder Gelegenheit beleidigt: „Aufgeblasener Frosch!“ – als könne man etwas dafür, dass man, um ordentlich zu quaken, sehr tief Luft holen muss und die Backen weit aufpusten, damit ein wirklich volltönendes Gequake entsteht! (Und sehen wohlbeleibte, manchmal auch wohlpomadierte und damit etwas froschartig glitschige Startenöre etwa besser aus, wenn sie zum Hohen C ansetzen?)

Das alles hatte ein Ende, als Kermit kam. Kermit, ein Frosch zum Kuscheln und Liebhaben: grün, grüner, am grünsten; langbeinig, natürlich; mit zwei zu Tränen rüh-

renden Pingpong-Augen, einer breiten roten Schnauze, mit der er die lieblichsten Liedchen trällern konnte, und einem hellgrünen Sternenkragen. Kermit war der Conférencier der *Muppet-Show* und gleichzeitig ihr Lebensnerv; er allein konnte wildgewordene Schweine beruhigen, melancholische Bären aufpäppeln, flügelahme Geier wieder zum Fliegen bringen. Kermit brachte Ordnung in das Chaos, ohne sich jemals aufzublasen. Mit ihm fühlte sich jeder menschliche Stargast auf Anhieb daheim und angekommen und aufgenommen in dieser leicht irrwitzigen Puppenwelt, kuschelte den Frosch, sang herzrührende Duette mit ihm und aß fortan niemals mehr Froschschenkel. Seit 58 Jahren ist Kermit nun im *showbiz*, und man sieht nicht eine einzige Falte (während seine leidenschaftliche Verehrerin Miss Piggy von Anfang an etwas geliftet wirkte mit ihrer stramm zurückgekämmten Mähne). Er hat inzwischen einen Ehrendoktor in Amphibien-Studien vom Southhampton College, New York, ist der Star mehrerer Filme und hat sogar Bücher verfasst: *Before you leap: A Frog's Eye View of Life's Greatest Lessons* lehrte so tiefgründige philosophische Lektionen wie „*The Wealth of Amphibians*“, „*When Bad Things happen to Good Frogs*“, „*Finding your Inner Tadpole*“ oder „*Take a Flying Leap!*“ (da wäre sogar Kierkegaard, der Erfinder des *leap of faith* in der Philosophie, beeindruckt gewesen!).

Das alles war Kermit sicherlich nicht in den Laich gelegt worden, als er mit zwölf Jahren den Sumpf verließ und mit ihm seine 3.265 (wie wir Kermit kennen: mit Gewissheit alle innig geliebten) Schwestern und Brüder. Und wie ein anderes großes Vorbild der Menschenfreundlichkeit hat er auf seinem Weg zunächst seine tierischen Apostel eingesammelt – bevor er in Hollywood zum Glück nicht Pontius Pilatus, sondern den Puppenspieler Jim Henson traf. Vor den Aufstieg zum Conférencier einer eigenen Show haben die Produzenten-Götter jedoch das Vorabend-Programm gestellt; zur *Muppet-Show* ging der Weg über die *Sesamstraße*, deren etwas infantilem Humor Kermit doch bald entwuchs. Über seinen

Künstlernamen kursieren verschiedene Geschichten. Er soll angeblich schottischen Ursprungs sein und auf einen gleichnamigen Schulfreund von Jim Henson zurückgehen. Das Geheimnis seines Erfolges liegt jedoch wohl tiefer: in der kontrastreichen Kombination von einem harten „Ker“ – das an das „*krexkrex, kroaxkroax*“ erinnert, das die Frösche seit Homer durch die Literaturgeschichte quaken – und dem weichen „mit“, das Kermits sanftem Augenaufschlag zu assoziieren scheint. Kermit – wie anders könnte ein Frosch heißen, der seine amphibische Familie endgültig aus dem Wetterglas befreite und sie auf die Bildschirme der Welt brachte, hektisch mit den Armen rudern und „*Applaus! Applaus! Applaaaaaus!*“ schreiend, bis noch der letzte griesgrämige Rentner in der Loge begeistert das Hörrohr schwenkte?

Tatsächlich aber haben Frösche auch schon vor Kermit eine lange Karriere in der Unterhaltungsliteratur vorzuweisen. Der Mythos will es, dass Homer höchstpersönlich die erste Satire auf sein eigenes Erfolgsgenre, das hohe homerische Heldenepos, geschrieben haben soll, und zwar während seiner Zeit als Schulmeister auf Chios. Der *Froschmäusekrieg* (griech. *batrachomyomachia*) war sozusagen das antike Vorabendprogramm: Dreihundert Hexameter voller Intrigen und *action*, heldenhafter Kämpfe und göttlicher Interventionen, „*wie Frosch und Maus im Kriege stund / Den Riesen gleich, den erdentsprossenen; / Den mächtigen, hochaufgeschossenen*“. Die Fehde nimmt ihren Ausgang von der Begegnung des ehrwürdigen Mäuseprinzen Brosamler mit dem nicht minder würdigen Froschkönig Pausback am Teich. Beide pusten sich ein bisschen auf und prahlen mit ihren Vorfahren und Talenten, wobei der Frosch besonders auf seinem Amphibientum – ein Bürger zweier Welten, sozusagen – herumhackt:

*„Denn von dem hohen Weltverwalter
Bin ich gebaut als Zwiegestalter;
Auf grünem Lande kann ich hüpfen.
Und wohl versteckt ins Wasser schlüpfen“.*

Seine Einladung an den Mäuseprinzen zu einer Lustfahrt auf dem königlichen Teich endet jedoch, verschuldet durch eine Wasserschlange, für diesen tödlich; worauf sich die beiden Völker erbitterte Rache schwören und schwergerüstet mit Bohnenpanzern, Nusschalen, Malven- und Mangoldblättern aufeinander losgehen. Der Konflikt eskaliert, denn auch Jupiter hat das kriegerische Treiben beobachtet und fordert nun seine Göttervollversammlung zur Parteinahme auf:

*„Ihr Götter! Müßt euch jetzt erklären,
Maus oder Frosch den Sieg gewähren“.*

Seine Tochter Athene jedoch kann weder die Mäuse leiden, die ihr regelmäßig die Tempelgaben zernagen, noch die Frösche:

*„Sie aber quackten ungestört
In ihrem Teiche immer zu,
So daß ich bei dem wilden Lärmen
mit Kopfschmerz' muß die Nacht durchschwärmen“.*

Man entscheidet sich also (wie die UNO in den meisten Fällen), erst einmal abzuwarten:

*„Betrachten wir, wie sich gar putzig
So Frosch wie Maus den Garaus macht“.*

Interessanterweise obsiegen jedoch die Mäuse, deren Helden mindestens ebenso heldenhaft wie Achilles oder Bruce Willis gezeichnet werden; der völlige Untergang der Frösche kann nur durch eine kurzfristige Intervention einer Blauhelmtuppe in Gestalt mächtiger Krebse abgewendet werden.

Zwar hat der *Froschmäusekrieg* zweifellos das Zeug zur computeranimierten Verfilmung in 3D ebenso wie zu dem ein oder anderen tierischen Ego-Shooter (*Total War*

Frog I-VI). Es ist jedoch schwierig, sich einen Pazifisten wie Kermit als Warlord vorzustellen, der das Mikrofon laut quakend gegen ebenso laut quiekende Mäusescharen schwingt; zumal er sich wohl als Froschkönig angesichts der Wasserschlange lieber selbst ertränkt hätte, statt einen mausigen Stargast abzuwerfen. Vielleicht ähnelt er doch eher dem Frosch in der Fabel? Denn seit Äsop ist der Frosch ein gern gesehener Stargast in den lehrhaften kleinen Geschichten, die dem Menschen – weitgehend vergeblich, wie die Erfahrung lehrt – im Spiegel seiner tierischen Verwandten seine eigenen Unarten vor Augen führen sollen. In der Fabel tritt der Frosch meist großmäulig auf; so heißt es beispielsweise in Äsops *Der Löwe und der Frosch*: „Als der Löwe den Frosch laut quaken hörte, achtete er auf diese Stimme; denn er meinte, das müsse ein großes Tier sein. Doch als er eine Zeitlang gewartet hatte, musste er feststellen, dass bloß ein Frosch aus dem Wasser herauskam. Da lief er hinzu, zertrat den Frosch und sagte: ‚Keinen mehr soll deine Stimme schrecken, ehe er dich gesehen!‘ Diese Fabel zielt auf einen Prahlhans, der nichts weiter als nur reden kann“. Vor unserem geistigen Auge erscheint aber wohl eher Miss Piggy als der zartbesaitete Kermit, trotz „Applaus! Applaus! Applaaaauuuus!“, die es durchaus mit dem einen oder anderen Löwen aufnehmen kann und diesem sicherlich schlagend bewiesen hätte, was sie von seiner Moral hält. Dennoch stricken die Fabeln an der Legende vom „aufgeblasenen“ Frosch: „Wenn ein Armer es einem Mächtigen gleich tun will, dann platzt er. Darüber hat Äsop die folgende Fabel erzählt. Auf einer Wiese sah einmal ein Frosch einen Ochsen weiden und meinte, dass er genauso wie dieser werden könne, wenn er seine faltige Haut aufblase. Also pustete er sich nach Kräften auf und fragte seine Jungen: ‚Bin ich so groß wie der Ochse?‘ Die erwiderten: ‚Nein.‘ Nun pustete er sich von neuem und noch mehr auf und sagte zu den Seinen: ‚Wie ist’s jetzt?‘ Doch die antworteten: ‚Nicht zu vergleichen.‘ Als er sich aber zum drittenmal aufpustete, platzte die Haut, und er fand den Tod. So soll durch dieses Exempel gewarnt sein, wer über seine Kräfte hinaus zu agieren versucht. Und im

Sprichwort heißt es: „Blase dich nicht auf, damit du nicht platzt!“ Wiederum jedoch drängt sich sofort Miss Piggy in den Vordergrund, wohingegen Kermit die besondere Fähigkeit hat, in schwierigen Situationen irgendwie zu schrumpfen.

Nein, Kermit ist wohl weniger ein aufgeblasener Ochsenfrosch oder ein lautstarker Frosch-Rowdy, sondern vielmehr ein verzauberter Froschkönig. Die Brüder Grimm haben seine Geschichte erzählt: Wie er auf die eingebildete Prinzessin trifft, die infantil auf ihren Goldball fixiert ist und ihre Versprechen nicht hält; dabei will der Frosch doch nur ein wenig anspruchsvolle Unterhaltung und ein bisschen geliebt werden: *„deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich wert und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen“*. Zwar greift der erziehungsberechtigte König hart durch und zwingt das verzogene Gör, den Frosch vom goldenen Tellerlein essen zu lassen. Als es jedoch ans Bettlein geht, hört der Spaß auf; der Frosch landet, *plitschplatsch!*, an der Palastwand, und die Prinzessin verhöhnt ihn noch: *„da nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!“* Der Frosch aber landet weich auf dem Bettlein, mutiert flugs zum schönen Prinzen (was dann passiert, wird nicht genau berichtet, es geht jedenfalls weiter: *„und sie schliefen vergnügt ein“*). Und als wäre das nicht genug (und es wäre wahrscheinlich auch nicht genug gewesen für die Dame mit dem goldenen Ball und dem goldenen Tellerlein), wird er auch noch abgeholt in einem *„prächtigen Wagen mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd“*. Wer jedoch würde nicht sowieso Kermit den Frosch nehmen, auch ohne goldschimmernde Prachtkarosse – den romantischen Frosch mit den großen Kulleraugen und der sanften Stimme und dem unzerstörbaren Vertrauen in das Gute im Menschen, trotz aller Froschschenkel-Gelüste; den wahren Froschkönig, der alle Lügen über das unaus-

stehliche Gequake der Frösche und die Verleumdungen ihrer Aufgeblasenheit wegen ein- für allemal hinweg geblasen hat, und dessen hellgrüner Zackenkragen so verdächtig an eine Krone erinnert? „*Ein Frosch ohne Humor ist nur ein kleiner grüner Haufen*“, sagt er gern, mit seinem schelmischen froschmäulig breiten Grinsen; und sind wir das nicht, irgendwie, alle?

Quellen:

The Muppet Show (1976-1981), produziert von Jim Henson und Frank Oz

[Homer]: *Froschmäusekrieg*

Äsop: *Fabeln* (6. Jh. v. Chr.)

Jacob und Wilhelm Grimm: *Kinder- und Hausmärchen* (1812-1815)



KINGKONG UND DER POPSTAR

Der Popstar stand vor dem Spiegel und übte mit verbissenem Gesicht für seine nächste Show. Das Lausen ging schon ganz gut, aber irgendwie wirkte es noch zu wenig ernsthaft. Sollte er sich vielleicht ein paar Kopfläuse holen, im Zoo oder im Kindergarten, oder notfalls im Internet bestellen? Das Kreischen und das Hüpfen gingen besser, das war er gewohnt von seinen Live-Auftritten, und er musste die abgehackten Bewegungen nur noch ein bisschen ins völlig Ausgeflippte steigern. Da er sich ja nicht auf seinen Gesang konzentrieren musste (das erledigte die Tontechnik für ihn), fiel ihm das leicht, er war sowieso eher der unruhige Typ, und gezappelt hatte er sein Leben lang. Die meisten Probleme hatte er jedoch mit den Kokosnüssen. So sehr er auch auf ihnen herumhackte, ausschließlich mit spitzen Steinen natürlich – sonst hätte er ja auch gleich eine Dose Kokosmilch samt Dosenöffner im Supermarkt kaufen können! –, sie wollten einfach nicht zerspringen! Um ehrlich zu sein, trank er auch lieber Energy Drinks zwischen den Pillen; an Essen lag ihm schon lang nichts mehr. Sein Affe war leider keine große Hilfe, auch wenn ihn die Massenmedien liebten und er die meisten friends auf seiner Facebook-Seite hatte. Kingkong saß, melancholisch wie immer, reglos neben dem Spiegel; ein Riese mit dem Gemüt eines Kleinkindes, der zerzausten Stirn eines Meisterdenkers und den tiefen geheimnisvollen Augen einer

fremden Schönheit. Was wohl in seinem äffischen Gehirn vor sich ging? Wenn er doch nur sprechen könnte! Sag doch mal, versuchte es der Popstar wie schon so häufig, sag doch mal – ach, irgendwas! Kingkong saß und schwieg. Alles konnten sie, die Menschen; aber nicht schweigen.

Der Mensch ist, die Wissenschaft hat es nun schon seit längerem zweifelsfrei bewiesen, ein Affe. Genauer gesagt gehört er zu den *Anthropoidea*, den höheren Primaten (immerhin), und zwar zur Unterart der Altweltaffen. Die Menschen sind die einzige Affenart, die alle Kontinente besiedelt hat, wohingegen die Affen im engeren Sinne es nicht nach Europa geschafft haben (Gibraltar einmal ausgenommen, und vielleicht war das ja eine heimliche Erkundungsmission, die den Affen ein- für allemal gezeigt hat: Die alte Welt lassen wir lieber den Menschen!). Und der Mensch ist dasjenige Mitglied der großen Affenfamilie mit den meisten Angehörigen, nämlich gut sieben Milliarden. Mit seinen nächsten tierischen Verwandten hat er so viel Gemeinsames, dass es beinahe schwer fällt nachzuvollziehen, wie lang man sich dieser Erkenntnis verweigern konnte (aber die menschliche Arroganz bringt bekanntlich Unglaubliches zustande). Die größten Exemplare von Menschen und Affen sind in etwa gleich groß und schwer: zwischen 170 und 180 cm und um die 200 kg. Im Gegensatz zu den Menschen, die nur über einen opponierbaren Daumen an den oberen Extremitäten verfügen, haben alle Affenarten zusätzlich noch eine opponierbare Großzehe, aber nicht alle einen Daumen. Affen weisen ein ausgeprägtes Sozialverhalten auf, das sich z.B. in einer komplizierten Rangordnung, ausdifferenziert nach Alter, Kraft und Geschlecht, äußert; sie werden spät geschlechtsreif, bringen ihre Babys eines nach dem anderen auf die Welt und leben manchmal monogam (die Parallelen zum menschlichen Sozial- und Geschlechterverhalten liegen auch hier auf der Hand). Sie benutzen

Werkzeuge, mal mehr, mal weniger geschickt (*dito*); sie haben Fell, mal mehr, mal weniger (s.o.); um mit dem aufklärerischen Philosophen und Arzt Julien Offray de La Mettrie zu sprechen: Es ist offensichtlich, dass *„der Affe mit seiner Fülle von Verstand ein kleiner Mensch unter einer anderen Gestalt ist, und kurz dass, da alles durchaus von der Verschiedenheit der Organisation abhängt, ein gut gebautes Thier, welchem man die Astronomie gelehrt hat, eine Finsternis voraussagen kann so gut wie die Heilung oder den Tod, wenn es einige Zeit Geist und Scharfsicht für die Schule des Hippocrates und auf das Krankenbett verwandt hat.“*

La Mettrie ist aber eine Ausnahme mit seiner Affen-Liebe; gerade der Affe genießt nämlich einen ausgesprochen schlechten Ruf in der Philosophie, wie auch der böse Materialist La Mettrie mit seinem Skandalwerk *„Homme machine“*. Schon der altgriechische Philosoph Heraklit befand (und wir werden nie wissen, ob er wirklich jemals einen Affen gesehen hatte, als er dieses Urteil verkündete): *„Der schönste Affe ist hässlich mit dem Menschengeschlechte verglichen“*; und noch für den sonst sehr aufgeschlossenen neuzeitlichen Universalgelehrten Francis Bacon ist der Affe das uns *„ähnlichste“*, aber auch *„das hässlichste“* aller Tiere. Der Affe ist uns offensichtlich – so funktioniert die menschliche Dialektik in ihrer Tücke nun einmal – zu nahe; wir haben ein Abgrenzungsproblem und schieben ihn deshalb umso weiter von uns. Und damit auch wirklich keine Verwechslungen entstehen konnten, wurden auf Illustrationen des 18. Jahrhunderts Affen häufig mit einem Gehstock abgebildet – der aufrechte Gang als Alleinstellungsmerkmal und Herrschaftskennzeichen des Menschen musste eben mit allen Mitteln verteidigt werden, sogar für die menschlichen Analphabeten.

Der zweite große Unterschied zwischen Mensch und Affe, auch darauf haben die Philosophen seit jeher sehr viel Wert gelegt, ist die Sprache. Der Affe spricht nicht. Er kann zwar kommunizieren, zweifellos, und sogar relativ komplex, und er wird von seinen Artgenossen auch

prächtig verstanden. Aber ihm fehlt dasjenige, was die menschliche Sprache zu einem so herausragenden Werkzeug der kulturellen Entwicklung, zum Antrieb der Zivilisation schlechthin machte: eine schriftliche Überlieferung nämlich, die es ermöglichte, erworbenes Wissen zeichenhaft festzuhalten und den Nachkommen dadurch weiterzugeben – auf dass sie das Rad nicht jeden Mittwoch neu erfinden müssen, sondern schon am Donnerstag anfangen können, einen Roller – und am Freitag ein Dreirad – und am Samstag ein Auto zu erfinden – und am Sonntag – von der Schöpfung auszuruhen (denn zwischendurch haben sie auch noch Gott erfunden) und die Autos am Montag dann wieder abzuschaffen, der von ihnen verursachten Klimakatastrophe wegen. Damit aber, so Johann Gottfried Herder, kann der Affe sich bei aller äffischen Geschicklichkeit nicht zum Menschen erheben: *„Der Affe äffet immer nach, aber nachgeahmt hat er nie: nie mit Besonnenheit zu sich gesprochen: ‚Das will ich nachahmen, um mein Geschlecht vollkommener zu machen!‘, denn hätte er das je, hätte er eine einzige Nachahmung sich zu eigen gemacht, sie in seinem Geschlecht mit Wahl und Absicht verewigt, hätte er auch nur ein einziges Mal eine einzige solche Reflexion denken können – denselben Augenblick war er kein Affe mehr! In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge war er inwendig sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden musste – welcher Orang-Utan aber hat je mit allen menschlichen Sprachwerkzeugen ein einziges menschliches Wort gesprochen?“*

Nachäffen, aber nicht nachahmen: Damit ist schließlich das Gebiet angesprochen, auf dem der Affe dem Menschen am erfolgreichsten Konkurrenz gemacht hat: Der Affe ist nämlich – die Sprache hat es im „Nachäffen“ unübertrefflich eingefangen – der geborene Künstler; wenn alle Kunst seit Aristoteles (irgendwie, mehr oder weniger, Ausnahmen bestätigen die Regel!) *mimesis* ist, Nachahmung der Natur also, dann ist der Affe ein Meister zumindest des platten Realismus. Das haben am besten wiederum die Nächsten, die Künstler selbst nämlich,

gesehen. E.T.A. Hoffmanns *Nachricht von einem gebildeten jungen Mann* erzählt, im zeitgemäßen Genre des Bildungsromans, die Geschichte von Milo. Milo verbindet die „außerordentlichsten Gaben“ mit „liebenswürdiger Bonhommie“; seine Schriften sind ein „Denkmal“ seiner „hohen Weisheit und Tugend“; er verfügt gleichermaßen über eine „schöne Seele“ und eine „herrliche Bildung“; und er ist, natürlich, ein Affe. Seine Bildungsgeschichte ist die exemplarische Erfolgsstory des meisterhaften Nachahmers: *„Jener Nachahmungstrieb, der unserm Geschlecht eigen, und der ganz ungerechterweise von den Menschen so oft belacht wird, ist nichts weiter als der unwiderstehliche Drang, nicht sowohl Kultur zu erlangen, als die uns schon inwohnende zu zeigen. Dasselbe Prinzip ist bei den Menschen längst angenommen, und die wahrhaft Weisen, denen ich immer nachgestrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgendjemand etwas, sei es ein Kunstwerk oder sonst; alles ruft: ‚Das ist vortrefflich‘; gleich macht der Weise, von innerm Beruf beseelt, es nach. Zwar wird etwas anders daraus; aber er sagt: ‚So ist es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche ans Tageslicht zu fördern, das ich längst in mir trug‘.“*

Besonders bewährt sich Milo in der Musik; er wird ein virtuoser Pianospielder, der wortreich bedauert, dass ein gewöhnliches Klavier nur so wenig Oktaven hat, auf dem er seine überaus langen und geschickten Affenfinger austoben kann. Milo reüssiert sogar im Gesang (wo eine natürliche Stimme sowieso nur im Weg ist) und als Opernkomponist; er gilt nämlich als „Genie“: *„Gänzliche Verachtung alles Bestrebens anderer; die Überzeugung, alle, die gern schweigen und nur im stillen schaffen, ohne davon zu sprechen, weit, weit zu übersehen, die höchste Selbstzufriedenheit mit allem, was nun so ohne alle Anstrengung die eigene Kraft hervorruft: das alles sind untrügliche Zeichen des höchstkultivierten Genies, und wohl mir, dass ich alles das täglich, ja stündlich an mir bemerke“*. Der Affe ist der wahre Gipfel der menschlichen Zivilisation – da er ihre nur äußerlichen Gesetze durchschaut hat und sie mit höchster Perfektion vorführt:

Das Natur-Genie, das Original schlechthin, ist zum absoluten Nachahmer geworden (ein weiterer wahrhaft affenwürdiger dialektischer Salto!).

Noch durchtriebener führt Franz Kafkas Affe Rotpeter dem Menschen seine Beschränktheit vor Augen. In seinem *Bericht für eine Akademie* skizziert Rotpeter sein „*äffisches Vorleben*“ als erfolgreichen Anpassungsprozess an das, was er auf seiner Schiffsreise von den Matrosen als kulturelle Höchstleistungen des Menschen schlechthin vorgeführt bekommt: „*Es war so leicht, die Leute nachzuahmen. Spucken konnte ich schon in den ersten Tagen. Wir spuckten einander dann gegenseitig ins Gesicht; der Unterschied war nur, daß ich mein Gesicht nachher reinleckte, sie ihres nicht. Die Pfeife rauchte ich bald wie ein Alter; drückte ich dann auch noch den Daumen in den Pfeifenkopf, jauchzte das ganze Zwischendeck; nur den Unterschied zwischen der leeren und der gestopften Pfeife verstand ich lange nicht. Die meiste Mühe machte mir die Schnapsflasche. Der Geruch peinigte mich; ich zwang mich mit allen Kräften; aber es vergingen Wochen, ehe ich mich überwand*“. Rotpeter nimmt alle diese Hürden schließlich, er lernt, ja er lernt so schnell, dass er seine Lehrer bald überflügelt: „*Ach, man lernt, wenn man muß; man lernt, wenn man einen Ausweg will; man lernt rücksichtslos. Man beaufsichtigt sich selbst mit der Peitsche; man zerfleischt sich beim geringsten Widerstand. Die Affennatur raste, sich überkugeln, aus mir hinaus und weg, so daß mein erster Lehrer selbst davon fast äffisch wurde, bald den Unterricht aufgeben und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte*“. Seine wichtigste Erkenntnis bei all dem jedoch ist: Es gibt „*dieses große Gefühl der Freiheit nach allen Seiten*“ weder für Menschen noch für Affen; gerade dasjenige, auf das sich die Menschen das meiste einbilden, ist dem „*kleinen Schimpanse*“ ebenso verschlossen wie dem „*großen Achilles*“: „*An der Ferse aber kitzelt es jeden, der hier auf Erden geht*“ – ob aufrecht mit Stock oder ohne Stock, dafür mit Begriffskrücken wie Freiheit, Gewehren, die auf Affen schießen, und der unheiligen Trinität von Spucken-Rauchen-Trinken.

Der Affe aller Affen in der Gegenwartskultur jedoch ist Kingkong – kein gezähmter Affe, der im Varieté Purzelbäume schlägt oder Opernsoli trillert, sondern der wilde Affe, das Biest, das Monster. Mit *Kingkong und die weiße Frau* begann 1933 der unaufhaltsame Aufstieg des *special-effects*-Kino; ihm folgten bis heute Fortsetzungen, Neuverfilmungen, Adaptionen ohne Ende. Die Geschichte ist schnell erzählt. Ein Filmteam stößt auf einer Reise zu einer geheimnisumwobenen Südseeinsel auf Eingeborene, die einen Riesengorilla als Gott verehren: Kingkong, den König des Kongo. Die Eingeborenen entführen die einzige Frau auf der Expedition, die Schauspielerin Ann, um sie Kingkong zu opfern. Dieser verliebt sich in die weiße Frau – frei nach dem Muster: die Schöne und das Biest, einem Märchenarchetyp schlechthin – und beschützt sie. Die Filmcrew überlistet Kingkong jedoch, fängt ihn und bringt ihn nach New York, wo er in die Fänge der Unterhaltungsindustrie gerät: Er soll die gleiche Karriere machen wie seine literarischen Vorgänger Milo und Rotpeter. Kingkong jedoch passt sich nicht an, sondern befreit sich, entführt seine große Liebe Ann und wird schließlich in dem bekannten *showdown* von der US-Luftwaffe auf dem *Empire State Building* getötet – kein *happy end* für den Affen, aber ein Meilenstein für die Filmgeschichte.

Kingkong wird damit zum Opfer einer Reihe vermeintlich äffischer Eigenheiten und literarischer Klischees, die gerade nicht in seiner Affennatur liegen. Er ist übergroß, physisch überlegen, ein Monster – was auch die größten Orang-Utans eigentlich nicht sind, zumal die Menschen ihre Überlegenheit (siehe Rotpeter) meist durch den spezifischen Werkzeuggebrauch von Schusswaffen demonstrieren. Er ist schwarz wie das Böse, wie die Nacht, wie – nun ja, wie all diejenigen weißen Männer nicht, die die weiße Frau umgeben. Gleichwohl ist seine Beziehung zu eben dieser weißen Frau keine gewalttätige „tierische“ Sexualphantasie, sondern ein anrührendes Liebesmärchen; und sein verzweifelter Kampf, allein

gegen eine übermächtige Militärmaschine, eigentlich der Stoff, aus dem die „guten“ Helden Hollywoods sind. Letztlich ist es sein größter Fehler, dass er sich dem Muster vom nachäffenden Affen nicht fügen will. Wäre er brav im Varieté aufgetreten, hätte man ihm vielleicht, wie Rotpeter, „eine kleine halbdressierte Schimpansin“ zugestanden, bei der es sich „nach Affenart“ wohlergehen lassen kann. „Bei Tag“, so erläuterte Rotpeter allerdings in seinem Bericht, „will ich sie nicht sehen; sie hat nämlich den Irrsinn des verwirrten dressierten Tieres im Blick; das erkenne ich, und ich kann es nicht ertragen“. Kingkong hätte es wohl auch nicht ertragen. Er ist uns der nächste – und deshalb gleichzeitig der hässlichste – Anverwandte im großen Tierreich. Und wenn wir ihn nicht domestizieren können, erschießen wir ihn eben.

Quellen:

Kingkong und die weiße Frau (1933), produziert von Merian C. Cooper und Ernest B. Schoedsack

Julien Offray de La Mettrie: *L'homme machine* (1748) (dt.: *Der Mensch eine Maschine*)

Heraklit: *Fragmente* (zwischen 499 und 492 v. Chr.)

Francis Bacon: *Novum organum scientiarum* (1620) (dt.: *Große Erneuerung der Wissenschaften*)

Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772)

E.T.A. Hoffmann: *Nachricht von einem gebildeten jungen Mann* (1815)

Franz Kafka: *Ein Bericht für eine Akademie* (1917)



GARFIELD IM RESTAURANT

Garfield saß in einem italienischen Restaurant. Er wollte Lasagne essen, wie immer. Der Kellner bestand jedoch darauf, dass er nicht nur die schultafelgroße bunte Speisekarte studieren sollte, sondern auch das sogenannte Informationsmaterial. Es enthielt Nährwerttabellen, lange Listen mit Dingen wie Zucker- und Fettgehalt (bei Lasagne erfreulich hoch), Vitaminen in Prozent des Tagesbedarfs (eher niedrig, aber dafür konnte man ja mehrere essen). Daneben war bei der Lasagne eine grelle rote Ampel gedruckt (natürlich würde er anhalten für eine Lasagne, das war doch klar! nur bei grünem Salat sah er eher grün und raste davon). Außerdem waren auf der Rückseite noch Bilder von sehr wohlgenährten Menschenexemplaren abgebildet, die sich aber alle stöhnend den dicken Bauch hielten (typisch Mensch, schon bei der dritten Lasagne machten sie normalerweise schlapp!); und außerdem ein paar besonders eklige Bilder von inneren Organen (deshalb waren sie von der weisen Natur ja auch unter der Haut verborgen!). Der Kellner hingegen, der ihm die Karte gereicht hatte und nun seine Bestellung aufnehmen wollte, sah ungesund dünn aus. Garfield bestellte zunächst eine extragroße Lasagne mit zusätzlicher Béchamel-Sauce (die große Portion war im Übrigen ein Sonderangebot und billiger als die kleine, und den Salat, der kostenlos dazu kam, konnte man ja diskret in den Blumentöpfen verschwinden lassen). Dann fragte er den Kellner, warum er eigentlich so

dünn sei, wo er doch tagtäglich umgeben sei von all diesen wunderbar fetthaltigen Köstlichkeiten? Ich gehe jeden Tag ins Fitness-Studio, sagte der Kellner; also jeden Abend, morgens jogge ich nämlich. Lasagne könnte ich niemals essen – ich habe Laktose-Allergie (keine Sahne? Garfield hatte eine Schreckensvision von fettarmer Lasagne mit laktose- und fettfreier Béchamel-Sauce), außerdem bin ich Veganer, Fleisch ist also ebenfalls vom Tisch, und Tomaten gehen nur, wenn sie vom Bio-Bauernhof kommen. Garfield stöhnte: Ich bin hungrig, also bin ich. Was bist du für ein seltsames Tier?

Katzen begleiten den Menschen seit Urzeiten (oder ist es doch eher umgekehrt?). Sie sind das Musterbeispiel eines domestizierten Tieres, das sich so sehr an seinen Begleitmenschen und dessen häusliches Habitat angepasst hat, dass man manchmal nicht mehr genau weiß, wer hier eigentlich wen dressiert hat. In frühen Kulturen hatte diese enge Beziehung noch primär pragmatischen Charakter: Katzen jagen Mäuse – was wichtig ist, da diese in Agrarkulturen großen Schaden anrichten können; im alten Ägypten ließen sie sich sogar zum Vogeljagen abrichten. Katzen sind nämlich fleischfressende Räuber, und zwar nicht nur die großen wilden (*felix silvestris*), sondern auch die kleinen niedlichen Wohnzimmer-Tiger (*felix silvestris catus*); und am besten kuscheln sie, wenn sie vorher eine unschuldige kleine Maus zu Tode gespielt und anschließend genüsslich verzehrt haben (natürlich auf dem Wohnzimmerteppich, man ist schließlich ein Haustier!).

In den Mythologien und Sagen beinahe aller Kulturen haben sie jedoch anderer Eigenschaften wegen Karriere gemacht. Beinahe überall gelten Katzen als Ideal von Schönheit und Anmut: Wie sie gehen, wie sie stehen, wie sie sorgfältig ihr Fell glattputzen, bis es glänzt, wie sie sich setzen und ganz zufällig den Schwanz in einem perfekten Halbkreis um den Körper legen – all das hat eine natürliche Grazie, die mit aller Kunst niemals zu

simulieren wäre. Jede Katze aber beherrscht sie instinktiv, vom streunenden Straßentiger bis zur hochgezüchteten Rassekatze. Katzen sind des Weiteren, weil sie nicht nur schön, sondern auch häufig trächtig sind und viele reizende Katzenbabys produzieren, seit jeher ein Weiblichkeits- und Fruchtbarkeitsideal. Bei den Ägyptern waren sie als heiliges Tier Bastet zugeordnet, einer weiblichen Göttin mit Katzenkopf, die als Mondgöttin mit dem Sonnengotte Re verheiratet war. Bastet war ein eigener Kult gewidmet, bei dem Frauen orgiastische Tänze aufführten und mumifizierte Katzen geopfert wurden (diese wurden wahrscheinlich speziell für die Mumifizierung gezüchtet; was demonstriert, dass Heiligkeit nicht immer segensvoll für die Heiliggesprochenen selbst ist). Der Katzenkult in Ägypten nahm solche Ausmaße an, dass man später in den zur neuen Leitreligion aufsteigenden Islam dringend eine Katze integrieren musste. So wurde Mohammed eine Lieblingskatze zur Seite gestellt; sie hieß angeblich Muezza, und die Legende erzählt, dass Katzen deshalb bei Stürzen immer auf ihren Pfoten landen, weil Mohammed nach der Rückkehr vom Gebet seiner schlafenden Katze dreimal den Rücken streichelte und ihr dadurch diese magische Gabe verlieh. In der Bibel hingegen werden Katzen nicht erwähnt (wahrscheinlich hatten sie wegen ihrer Verehrung bei den Ägyptern ein schlechtes Image bei den Juden, nach dem guten alten allzu menschlichen Motto: Die Freunde meines Feindes sind auch meine Feinde). Und selbst in buddhistischen Tempeln wurden seit jeher Katzen gehalten; sie galten dort als Symbol für Frieden, Glück und Reichtum.

Aber auch die Moderne ist nicht erhaben über den einen oder anderen kleinen Katzenaberglauben. Die sprichwörtliche Unglücksträchtigkeit von schwarzen Katzen wird inzwischen stark überlagert von einer gegenläufigen japanischen Katzen-Tradition, die die Welt auf (keramischen) Samtpfoten erobert hat: *Maneki-neko*, die „Winkekatze“, winkt inzwischen nicht mehr nur am Eingang zu japanischen Bordellen, sondern von den Ladentheken

der Konsumtempel in aller Welt: Immer stummelschwänzig und etwas fettleibig, meistens mit einem roten Halsband mit goldenem Glöckchen, entweder links oder rechts, auf jeden Fall aber einarmig winkend (das Winken mit beiden Armen wurde im ehemals eher asketischen Japan als Unverschämtheit empfunden) verheißen sie Reichtum oder Gesundheit, gute Geschäfte oder guten Sex, Glück oder einfach nur gute Laune – je nachdem, was gerade gebraucht und geschätzt wird. Warum die Winkelkatze eigentlich winkt, ist dabei nicht ganz klar, vielleicht putzt sie sich auch nur ein wenig unkoordiniert die Katzen-Stupsnase. Aber offenbar wird die Geste global als freundlich und einladend empfunden und erfüllt damit ihren prosaischen Zweck: *Komm her und kauf!*

Es gibt jedoch auch Kulturen, die Katzen dämonisiert haben. Im persischen Zoroastrismus galten Katzen als Werk des Teufels und Ausgeburten von Dämonen; und im christlichen Mittelalter gehörte die Katze untrennbar zur Hexe. Im berühmten *Hexenhammer* beispielsweise wird Hexen vorgeworfen, sie könnten sich mit Hilfe von Dämonen in Katzen verwandeln; und eine des Dämonismus verdächtige Katze konnte enttarnt werden, indem man sie in eine Schüssel mit Weihwasser setzte. Versuchte das Tier zu fliehen (was wahrscheinlich in 99 % aller Fälle passierte, da Katzen nicht direkt wasserliebende Tiere sind), konnte es nur eine verwandelte Hexe sein und wurde guten Gewissens getötet; versuchte es nicht zu fliehen, ertrank es wahrscheinlich, und damit war auch Ruhe. Die Vermutung liegt nahe, dass eher frauen- und sinnenfeindliche Kulturen und Religionen auch die Katzen verdammen, die hier nicht als grazile Schönheitsideale, sondern als hinterlistig schleichende, das Tageslicht scheuende, scheinheilig-schmeichlerische und verführerische Kreaturen wahrgenommen werden: Was so in sich selbst ruht und seinem Wohlergehen so hemmungslos frönt, kann nur des Teufels sein!

Auch in der Philosophie (einer traditionellen Männerwissenschaft) hat ihre enge Assoziation mit dem

Weiblichen der Katze eher geschadet. Der Meister der Katzenbeschimpfung ist dabei kein geringerer als Friedrich Nietzsche. In *Jenseits von Gut und Böse* begründet er seine notorische Frauenfeindschaft mit einer Analogie zur Katze: *„Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die ‚natürlicher‘ ist als die des Mannes, seine echte raubtierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkrallen unter dem Handschuh, seine Naivität im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfassliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden ... Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze ‚Weib‘ Mitleiden macht, ist, dass es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgendein Tier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe“*. Viel genauer kann man im Übrigen nicht analysieren, was eine Katze ausmacht; immerhin hatte Nietzsche genau hingeschaut, bevor er sein Verdammungsurteil fällte. Gleichwohl muss man die damit verbundene Bewertung ja nicht teilen, auch wenn der Zarathustra in die gleiche Kerbe haut und auf *„naschhaft verkrochene Lust-Katzen“* und die *„bedächtigt zweifelnde Katzen-Ruhe“* schimpft. Zudem sei *„das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind noch immer die Weiber“*; hier erhebt aber Nietzsche/Zarathustra nun selbst Einspruch: *„Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft?“* Die Hoffnung ist also noch nicht verloren, selbst für Nietzsche, denn der „Übermensch“ als Zukunftsmodell hat immerhin auch etwas Raubtier-Tigerhaftes.

Nach alledem ist es wohl kein Zufall, dass die Katzen eines der wenigen Beispiele in der Tierwelt sind, bei denen der Gattungsname (zumindest im Deutschen) weiblich ist; der Kater führt eher ein Schattenleben in den Religionen und Mythologien der Völker. Das jedoch änderte sich drastisch in der Populärkultur des 20. Jahrhunderts. Mit Garfield betritt der ultimative Kater die Comic-Bühne, seit seinem ersten Auftreten am 19. Juni 1978 (der Tag des ersten Garfield-Strips) *„frech, fett, faul und*

filosofisch“ (O-Ton, in ausnahmsweise einmal gelungener deutscher Übersetzung). Garfield ist eine einzige Parodie auf das niedliche Kätzchen (das später als „Nermal“ mit ultra-großen Glubschaugen durch die Strips hüpfen und Garfield auf die Nerve gehen darf): Er ist nicht niedlich und schwarz-weiß mit Pünktchen, sondern dick und orange mit Streifen; er bewegt sich nicht mit katzenhafter Anmut, sondern mit behäbiger Schwerfälligkeit; er nippt nicht vornehm an seiner Milch, sondern verschlingt mit Vorliebe ganze Lasagne-Aufläufe und Hähnchenschenkel; er vertreibt sich die Zeit nicht damit, dekorativ auf dem Sofa ein Schläfchen zu machen, sondern quält aus Langeweile seine Mitmenschen. Garfield hat Heuschnupfen, er schaut zu viel Fernsehen, er trinkt zu viel Kaffee, er ist übergewichtig, er hat Beziehungsprobleme und ist zynisch ohne Ende – kurz: Garfield ist, ganz klar, ein Mensch. Anscheinend ertragen wir unsere Schwächen jedoch besser, wenn sie uns ein Kater vorführt; wir können sie dann sogar lustig finden, jedenfalls solange Garfield nicht unsere eigenen Vorhänge zerreißt, unsere Zimmerfarne frisst und unsere Möbel zerkratzt, sondern die des unglücklichen Jon, seines Besitzers. Garfield ist offensichtlich nicht domestizierbar – Jon hingegen schon. Garfield beweist insofern, „filosofisch“ wie er ist, die Analyse seines Philosophen-Kollegens Montaigne, der bereits im 17. Jahrhundert ahnte: *„Wer weiß, wenn ich mit meiner Katze spiele, ob sie sich die Zeit nicht mehr mit mir vertreibt, als ich mir dieselbe mit ihr vertreibe? Wir treiben wechselseitig mit einander Possen“*.

Ein besonders ergiebiges Thema auch für die Philosophie ist im Übrigen Garfields Beziehung zu Odie, dem Hund des Hauses. Odie ist all das, was Garfield nicht ist und was ein ordentliches Haustier eigentlich sein sollte: Er ist gehorsam und widerspricht niemals; er bemüht sich wenigstens, niedlich zu sein; er ist anschniegksam und unheilbar gutherzig. Odie spricht nicht in geschliffenen sarkastischen Aphorismen (*„I am hungry. Therefore I am“*), in dialektischen Winkelzügen (*„Anybody can exercise. But*

this kind of lethargy takes real discipline!“) oder im Jargon der *political correctness* (“*I’m not messy. I’m organizationally challenged!*“). Odie spricht gar nicht; er ist ein Hund, und Garfield ist ein Kater, und damit ist eigentlich alles gesagt. Denn die Feindschaft von Hund und Katze ist schließlich sprichwörtlich und damit ein unerschütterlicher Grundstein für unser aller Weltwissen.

Schon Eduard Mörike hatte allerdings da so seine Zweifel, die er in einen schönen Reim gefasst hat:

*„Was ungleich ist, wer kann es paaren?
Wann wäre Hochzeit zwischen Hund und Katze?
Und doch, sie sind sich gleich bis auf die Tatze“.*

Denn eigentlich sind die Unterschiede doch wirklich nicht so groß: beide Säugetiere, von ungefähr gleicher Größe und ungefähr gleichem Körperbau; beide Kulturfolger, domestiziert seit Urzeiten, beste Freunde des Menschen. Wie so häufig birgt jedoch gerade die scheinbare Ähnlichkeit die meisten Konflikte. Am besten macht das eine kleine Geschichte von Kurt Tucholsky deutlich, der etwas Eigentümliches beobachtet hat: *„Wenn man durch die Straßen von Paris geht, so sieht man nicht selten ein merkwürdiges Bild: Am Eingang eines Ladens sitzt ein Kätzchen und sonnt sich. Paris ist die Stadt der Katzen. Und zwei Schritt von ihr: ein riesiger Schlächterhund, der daliegt, die Pfoten lang vor sich hingestreckt, stolz, ruhig, im Bewusstsein seiner Kraft. Um das Kätzchen kümmert er sich gar nicht. Das Kätzchen sieht auch ihn nicht an. Manchmal gehen sie aneinander vorbei, wie eben alte Bekannte aneinander vorbeigehen. Vielleicht begrüßen sie sich leise im Tier-Esperanto – aber sie beschnuppern sich nicht einmal. Katze und Hund – friedlich leben sie nebeneinander. Als ich das zum erstenmal sah, glaubte ich an ein Wunder der Dressur. So sehr war ich, aus Deutschland kommend, geneigt, den Zustand des ewigen Zähnefleischens, Heulens, Fauchens und Bellens als den primären anzusehen. Aber als ich immer und immer wieder beobachtete, wie Hund und Katze hier einträchtig miteinander auskommen, da schien es*

mir doch anders zu sein. Man kann also bei aller Verschiedenartigkeit des Wesens so friedlich nebeneinander leben, ohne sich Löcher ins Fell zu beißen –? Aber warum geht es? Warum geht es hier? Weil man die kleinen Katzen von Jugend an, wenn sie noch nicht sehen können, mit den Hunden zusammensperrt. Weil man die kleinen Hunde zu den Katzen trudeln lässt, wenn sie noch alle in einem Wollknäuel und in einem Milchnapf die Welt sehen. Und niemand hetzt sie aufeinander, niemand findet Gefallen daran, dass ‚sein‘ Hund schneller, kräftiger und männlicher ist als die Katze des andern. Niemand gerät in einen Tobsuchtsanfall, wenn er eine Katze sieht, die doch stets mit allen Mitteln – Stöcken, Steinen und Hunden – verjagt werden muß. ‚Kusch!‘ und: ‚Such doch das Kätzchen! Wo ist die Katz – Katz – Katz?‘ Denn es ist doch zu komisch, nicht wahr?, wenn ein Köter hinter der Katz her ist, und die springt auf einen Zaun und faucht von oben gebuckelt herunter. Ja, das ist eine Freude. Denn Zwist der andern, das ist immer schön“. Garfield hätte es nicht besser auf den Punkt bringen können. Der Mensch hat es geschafft, seine eigene Friedensunfähigkeit in die Tierwelt zu projizieren, und zwar ausgerechnet auf seine Haus-, Tisch- und Bettgenossen. Und hätte er selbst neun Leben, würde von Raumschiffen hinab auf die Füße fallen, es wäre alles für die Katz: Er würde leben mit seinem Nächsten wie Hund und Katz (sagte die Cheshire-Katze in *Alice im Wunderland* und verschwand langsam vom Schwanz her; stehen blieb nur ihr Grinsen, und wahrscheinlich grinst sie über uns, ihren Hausmenschen, wen sonst, seit Urzeiten schon).

Quellen:

Garfield, Comic-Strip von Jim Davis; www.garfield.com

Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse* (1886); *Also sprach Zarathustra* (1883-85)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

Eduard Mörike: *Maler Nolten* (1832)

Kurt Tucholsky: *Der Erbfeind* (1924)

Lewis Carroll: *Alice's Adventures in Wonderland* (1865) (dt.: *Alice im Wunderland*)



DAS MOORHUHN UND DER BÜROJÄGER

Eines Tages in der Mittagspause, als der Bürojäger gerade einen neuen High Score im Moorhuhn-Abballern erreicht hatte, erschien plötzlich ein übergroßes Huhn auf dem Bildschirm und stellt drohend seinen Kamm auf. Warum, so krächte es, warum schießt du, der du dich doch als ‚homo sapiens sapientis‘, als Krone der Schöpfung betrachtetest, auf wehrlose Hühner? Ist es nicht schlimm genug, dass ihr uns in Legebatterien stapelt, wo wir Eier für dein Frühstück zu produzieren haben, am Fließband, wie Maschinen, ein millionenfacher Kükenmord jeden Tag aufs Neue? Dass ihr uns an Grillspießen röstet und mit lüsternen Blicken vernascht, bevor ihr mit fetttriefenden Fingern unsere Schenkel von unserer Brust reißt? Warum müsst ihr nun auch noch in eurer Mittagspause Hühner jagen, die nichts anderes tun als friedlich über eine idyllische Comic-Landschaft zu segeln? Warum geht ihr nicht lieber hinaus in die echte Natur, wo ihr sowieso schon den ganzen Tag in euren Büro-Batterien aufeinander sitzt, unter künstlichem Licht, gedopt mit Kaffee und Schokolade und zum Mittag ein halbes Hähnchen mit Pommes? Warum lernt ihr nicht lieber selbst fliegen statt schießen? Wer schießt, denkt nicht, sagte der Bürojäger, und wenn ich zu viel denke, könnte ich merken, dass meine Flügel aus Blei sind und ich selbst am Bratrost gedreht werde, jeden Tag von Morgen bis Abend und noch in meinen Träumen, bis mein Verstand geröstet ist, meine Phantasie

verdampft und meine Seele verbrannt. Wer schießt, fühlt Macht, nicht Ohnmacht; und wer auch noch trifft, hat wenigstens einmal Recht gehabt. Und du bist jetzt tot! Peng!

* * *

Eigentlich sind Moorhühner friedliebende Pflanzenfresser. Sie schätzen ihren Sumpf und gehen über mehrere Fortpflanzungsperioden hinweg monogame Paarbeziehungen ein. Die Menschen lassen ihnen jedoch ihren Frieden nicht: Die Moorhuhnjagd, die jedes Jahr am 12. August, dem *Glorious Twelfth*, beginnt, ist eine Jahrhunderte alte, wenn auch inzwischen öffentlich heftig kritisierte Tradition. Seit 1999 ist das Moorhuhn jedoch mit einer anderen schottischen Tradition verbunden, die es weit über sein sumpfiges Habitat hinaus weltbekannt gemacht hat. In diesem Jahr entwickelte die Firma *Phenomed* nämlich als Werbung für *Johnnie Walker*-Whisky ein Computerspiel, das in Kneipen und Bars kostenlos gespielt werden konnte. Die Regeln waren denkbar einfach: Innerhalb von 90 Sekunden mussten mit der Computer-Maus möglichst viel Hühner abgeschossen werden, die durch eine „typisch schottische“ Comic-Landschaft flatterten. Die Hühner hatten einen dicken braunen Körper, einen roten Kamm und einen roten Bart, einen breiten gelben Schnabel und zwei große kugelförmige, eher verdutzt dreinblickende Augen. Sobald der Jäger einen Treffer erzielt, wurden diese mit zwei schwarzen X durchkreuzt, und das Huhn löste sich in Luft auf. *Moorhuhn* war ein einfaches *shoot 'em up*-Game – ein Ballerspiel, simple Hühner für simple Gemüter, und gerade gut für den Geisteszustand nach dem dritten oder vierten Glas *Johnnie Walker*.

Dass die Tierschützer auf die Barrikaden gingen, war zu erwarten. Was jedoch keiner erwartet hatte, war der *Moorhuhn*-Hype. Alle wollten das Huhn killen, und zwar vorzugsweise während der Arbeitszeit im Büro und nicht etwa in der Freizeit. Als *Moorhuhn 2* auf dem Markt erschien (eine angereicherte Variante, in der Spinnen und

Frösche dem einsamen Huhn Gesellschaft leisten durften), brachen die Server angesichts des Massenansturms zusammen wie die abgeschossenen Moorhühner. Von da an wanderte das Moorhuhn durch die Computerwelt; es fuhr Rennen (*Moorhuhn Kart*), es jagte den *Schatz des Pharaos* und verfiel dem *Fluch des Goldes*, und wer bis heute nicht auf sein tägliches Moorhuhn verzichten möchte, trägt es auf seinem *iPhone* bei sich und jagt den Highscore, wo immer ihm der Sinn danach steht.

Dass die Ballerei sehr tief in der Natur des Menschen (*homo exballistans*) liegen muss, beweist die Erfolgsgeschichte von *Moorhuhn*. Warum jedoch gerade Hühner? Erstaunlicherweise lassen sich beinahe alle philosophischen Grundfragen von Geflügel herleiten. Das beginnt, wo sonst, bei Platon, der bei seinen öffentlichen Vorlesungen den Menschen als – man höre und staune – „*zweibeiniges Lebewesen ohne Federn*“ definierte. Zu diesem Schluss war er durch eine stringente logische Deduktion gekommen; was allerdings von deren Ergebnis zu halten war, demonstrierte der respektlose Kyniker Diogenes, indem er ein Huhn rupfte und es den Platon-Schülern mit den Worten präsentierte: „*Das ist der Mensch Platons!*“ Die Anekdote ist überliefert von Diogenes Laertius, und ihre Fortsetzung demonstriert, dass Platon immerhin Humor hatte: Er ergänzte die Bestimmung nämlich durch den doppeldeutigen Zusatz „*breite Nägel*“ (das griechische Wort für „breite Nägel“, *platyonychon*, ähnelt dem Adjektiv *platonikon*, platonisch). Wir halten fürs erste fest: Der Mensch ist auch nur ein Huhn, aber eines mit Nägeln!

Zum zweiten ist das Huhn zentral für eines der ältesten philosophischen Probleme schlechthin, das Henne-Ei-Problem nämlich, das schon Aristoteles umtrieb: Es kann nur Hühner geben, wenn es vorher Eier gab; aber Eier werden nun mal bekanntlich von Hühnern gelegt. Wir haben also ein Paradox, das unserem Vertrauen in die geradlinige Abfolge von Ursachen und Wirkungen eigentlich ein Ende bereiten müsste. Arthur Schopenhauer löste das Problem, indem er im Huhn die Grundform des

„Willens“ erkannte, also des kosmischen Schöpfungsprinzips schlechthin: *„Wer macht das Hühnchen im Ei? etwa eine von außen kommende und durch die Schale dringende Macht und Kunst? O nein! das Hühnchen macht sich selbst, und eben die Kraft, welche dieses über allen Ausdruck komplizierte, wohlberechnete und zweckmäßige Werk ausführt und vollendet, durchbricht, sobald es fertig ist, die Schale, und vollzieht nunmehr, unter der Benennung Wille, die äußern Handlungen des Hühnchens“*. Wir halten fest: Hühner stehen ontologisch am Anfang von allem, sei es als Henne oder als Ei oder als „Willen“.

Zum dritten wurden gerade mit Hühnern schon immer die interessantesten Tierversuche getrieben. Im 19. Jahrhundert entfernte der Physiologe Pierre Flourens Hühnern das Gehirn und fand heraus, dass sie nicht nur weiterlebten, sondern auch – bei künstlicher Ernährung – wuchsen und auf einfache äußere Reize reagieren. Die Materialisten machten daraus sofort ein anti-idealistisches Argument: *„Welchen stärkeren Beweis für die Identität von Seele und Gehirn will man verlangen, als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es stückweise die Seele herunterschneidet?“* (Ludwig Büchner) Wir halten fest: Die Hühner haben den Metaphysikern endlich gezeigt, dass es keine unsterbliche Seele gibt!

An die Geflügelhaltung und -verwertung lassen sich außerdem bedeutende ethische Überlegungen anschließen. Darf der Mensch Tiere töten, und wenn ja, zu welchen Zwecken und mit welchen Mitteln? Ist es die teleologische Bestimmung von Hühnern, als Grillhähnchen auf einem Bratspieß zu enden oder als Legehennen in einer Legebatterie? Für Thomas Hobbes ist das keine Frage: Wenn der Naturzustand der Krieg aller gegen alle ist und man eigentlich froh sein kann, wenn die Menschen sich nicht permanent gegenseitig an den Hals gehen, ist das Töten und Rösten von Geflügel kaum der Erwähnung wert: *„Das Eigentum an den Tieren entspringt deshalb aus dem Naturrecht, nicht aus dem positiven göttlichen Recht. Denn hätte ein solches Recht nicht schon vor der Verkündigung*

der Heiligen Schrift bestanden, so hätte niemand die Tiere mit Recht zur Nahrung schlachten dürfen: eine sehr missliche Lage für die Menschen, die von den Tieren ohne Unrecht verzehrt werden, aber ihrerseits die Tiere nicht verzehren dürfen“. Wir sehen uns umringt von einem riesigen Schwarm Moorhühner, die mit ihren gelben Schnäbeln mörderisch auf uns einhacken – eine etwas unwahrscheinliche Vision, aber wir halten trotzdem fest: An Hühnern lässt sich der begrenzte Wert hehrer moralischer Maximen in der menschlichen Praxis besonders gut aufzeigen.

Damit kommen wir zum letzten Punkt: Kann man eigentlich überhaupt jagen und gleichzeitig ein Philosoph sein? Hören wir noch einmal Platon, diesmal über die Bestimmung zur Philosophie: *„Einmal, erwiderte ich, darf einer, der sich mit ihr abgeben will, in bezug auf Arbeitslust nicht hinkend sein: d.h. er darf nicht in der einen Hälfte seiner Beschäftigungen die Arbeit lieben, in der anderen dagegen scheuen. Es ist dies aber der Fall, wenn jemand zwar ein Liebhaber von Leibesübungen, von Jagd und überhaupt von allen körperlichen Arbeiten ist, aber nicht vom Studieren, vom Hören, vom Forschen, und wenn er überhaupt in allen diesen Stücken die Anstrengungen haßt.“* Wer jagt, denkt dieser Theorie zufolge nicht; ja mehr noch, jagen und denken schließen sich als exemplarische Aktivitäten des Leibes und des Geistes geradezu kategorisch aus! Zudem führt die Jagd zur emotionalen Verrohung, weshalb Thomas Morus den Jäger kategorisch aus seinem utopischen Idealstaat verbann: *„Deswegen haben die Utopier die gesamte Ausübung der Jagd, als eine freier Männer unwürdige Sache, auf die Metzger beschränkt. Dieses lechzende Verlangen nach Blut und Mord wohne entweder von Natur den wilden Tieren ein, oder entspringe in grausamen menschlichen Seelen, oder arte zuletzt, durch beharrliche Ausübung eines so blutigen Vergnügens, in Grausamkeit aus“.* Immerhin ist die virtuelle Moorhuhn-Jagd relativ blutarm.

Den bleibenden Reiz sinnloser Ballerei jenseits des atavistischen Blutrausches hat jedoch Blaise Pascal am besten erfasst. Er führt Platons Gedanken in gerader Linie bis

auf die Höhe unseres spielsüchtigen Zeitalters fort: „Daher kommt es, dass so viele Menschen sich vergnügen beim Spiel, auf der Jagd und in andern Zerstreuungen, die ihre ganze Seele beschäftigen. Nicht als ob in der Tat Glück enthalten wäre in dem, was man durch diese Spiele erlangen kann, oder als ob man sich einbildete, die wahre Seligkeit läge im Gelde, das man im Spiel gewinnen kann, oder in dem Hasen, den man jagt. Man würde das nicht haben wollen, wenn es angeboten würde. Nicht diesen weichlich und ruhigen Besitz, der uns an unsern unglücklichen Zustand denken lässt, sucht man, sondern das Gewirr, was uns abhält daran zu denken“. Das Moorhuhn, zum nun wirklich Allerletzten, ist die Anti-Philosophie schlechthin: Es ist eine Ersatzdroge, die vom tieferen Sinn des Lebens – der im Denken liegt, und sonst nirgendwo – nicht nur ablenkt, sondern ihn geradezu verbirgt. Um Theodor Wiesengrund Adorno zu paraphrasieren: Es gibt keine wahren Moorhühner im falschen Leben!

Quellen:

Moorhuhn wird vertrieben von phenomedia

Diogenes Laertius: *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* (3. Jh. nach Christus)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

Ludwig Büchner: *Kraft und Stoff* (1855)

Thomas Hobbes: *Elementa Philosophiae* (1642-1658) (dt.: *Grundzüge der Philosophie*)

Platon: *Politeia* (390-370 v. Chr.) (dt.: *Der Staat*)

Thomas Morus: *Utopia* (1516)

Blaise Pascal: *Pensées* (1669) (dt.: *Gedanken*)



DAS LETZTE EINHORN AUF DEM PONYHOF

Immer machten sie sich über es lustig: über seine weiße Farbe, über seinen Katzenschwanz, vor allem aber über sein „komisches“ Horn. Dabei war es doch so wunderschön gedreht und lief vorn ganz spitz zu, genau so, wie es sich gehörte für ein Einhorn! Und immer wieder erzählte es ihnen dann, dass es das letzte seiner Art sei und schon immer, von Urzeiten her, von grausamen Jägern verfolgt wurde, die es auf eben dieses „komische“ Horn abgesehen hatten. Es könne nämlich Wunder tun, sein Horn; es heile alle Wunden, ja es könne sogar Tote zum Leben erwecken! Die Mädchen guckten nur ungläubig und kicherten. Wenn es aber hinzufügte, dass es freiwillig auf den Ponyhof gekommen sei, weil nur eine Jungfrau es zähmen könne, eine reine, unschuldige, von den Sünden und Lüsten der Welt noch nicht infizierte junge Frau – dann wurden sie gar frech und murmelten etwas von „alter Lüstling“. Und eine ganz Schlaue sagte: Ich glaube dir kein Wort, du stehst gar nicht auf der Liste der bedrohten Tierarten! Es gibt kein Einhorn-Schutz-Siegel, keine Rettet-das-Einhorn-Kampagne, keinen Sticker mit Einhornprofil, gar nix! Du bist ein Monster, das bist du! Mein Pony ist viel schöner! Und dann zückten sie alle ihre (nun wirklich komischen) kleinen viereckigen Kästen, die sie immer bei sich trugen, richteten sie auf ihn (wie die Jäger früher ihre

Bögen und Gewehre), murmelten etwas wie „Youtube“ und „posten“ und kicherten noch viel mehr. Das Leben ist wirklich kein Ponyhof, sagte das letzte Einhorn traurig, sprang über die Box und verschwand im Nebel jenseits des Reitstalls.

Das Einhorn ist eines der ältesten Fabelwesen der Menschheit, und es gilt als das edelste, das beste, das schönste. Das verdankt es vor allem seinem magischen Horn. Ohne das imponierend lange, geradezu künstlerisch gedrehte Gebilde auf seiner Stirn wäre es einfach ein weißes Pferd, das seltsamerweise gespaltene Hufe hat, eine Art Löwenschwanz und Ansätze zu einem Ziegenbart. So zeigen es die frühen Abbildungen, sowohl in der Kunst als auch in naturgeschichtlichen Lehrbüchern wie dem *Physiologus* von altersher. Dem griechischen Mythos zufolge stammt sein Horn nämlich von einer Ziege – aber nicht von irgendeiner Ziege, sondern von der Ziege Amalthea, die eigentlich (der Mythos ist hier, wie so oft, nicht ganz eindeutig) eine Nymphe war und über ein wundertätiges Füllhorn verfügte. Amalthea zog den Göttervater Zeus in einer Höhle auf Kreta auf, um ihn vor seinem mörderisch gesinnten Vater Chronos zu schützen, und von dort wanderte das Füllhorn irgendwie, auf dunklen Wegen, aufs Einhorn. Und seitdem versuchen die Menschen, das Einhorn zu fangen – vergeblich jedoch. Es war wild und unberechenbar, und bald kam die Legende auf, dass es nur von einer reinen Jungfrau gezwungen werden könne: Zu ihr komme das Einhorn freiwillig und lege seinen Kopf in ihren Schoß zum Schlafen. In der christlichen Tradition verband es sich damit geradezu zwangsläufig mit Maria, deren unbefleckte Empfängnis durch die freiwillige Zähmung des schönen wilden Tieres sozusagen bewiesen wurde. Und so schläft es bis heute auf Marienbildern und Wandteppichen des Mittelalters, friedlich, gezähmt, reinweiß, für alle Ewigkeit.

Die weniger wunder- und bildgläubigen Menschen der Neuzeit jedoch wollten das Einhorn nicht mehr fangen, sondern erklären. Lange Zeit galt es als real existierende Spezies, seine notwendig spekulativen Steckbilder geisterten sowohl im Orient als auch im Abendland durch die Naturgeschichte. Als mögliche Vorbilder für Einhörner gelten heute zum einen das Nashorn – das einzige Landtier, das tatsächlich nur ein Horn vor sich her trägt und das beispielsweise Marco Polo für ein Einhorn hielt. Ein weiterer Kandidat ist der Narwal mit seinem langen Stoßzahn; die Zähne waren begehrte Sammlerstücke und wurden als wundertätige Reliquien verehrt und weltweit gehandelt. Der neueste Anwärter auf Einhorn-schaft ist schließlich eine Antilopenart, die Oryxantilopen nämlich, deren lange gerade Hörner sich aus einer bestimmten Perspektive gesehen zu einem einzigen Horn vereinigen; sie sind außerdem wenigstens Landtiere und zu einer graziösen Bewegung fähig (im Unterschied zum zwar schnellen, aber ästhetisch eher wenig anmutenden Nashorn).

Das populärste Einhorn der Moderne jedoch ist ganz sicher einfach ein Pferd mit einem Horn. Es ist schwer vorstellbar, dass eine nashorn- oder auch nur antilopen-ähnliche Variante den gleichen Publikumserfolg errungen hätte wie *Das letzte Einhorn* im gleichnamigen Zeichentrickfilm aus dem Jahr 1982. Die Sympathien sicherte es sich durch eine Überdosis an Rührelementen: die Pony-Niedlichkeit mit lockiger Mähne und großem Augenaufschlag; den herzerwärmenden Titelsong, und im Hintergrund dräut das Aussterben - natürlich nicht, wie im wirklichen Leben, durch die systematische Zerstörung seines Lebensraum aufgrund ökonomischer Interessen der herrschenden Spezies auf diesem Planeten oder aufgrund skrupelloser Jagdpraktiken, sondern vielmehr durch die Verfolgung von Hexen und bösen roten Stieren. Auf der Suche nach seinen verlorenen Artgenossen muss das Einhorn viele Gefahren bestehen und wird zwischenzeitlich in eine schöne Frau verwandelt – worauf es sich

natürlich sofort in einen Prinzen verliebt. Bei der Befreiung der vom bösen König Haggard gefangenen Einhörner verliert der Prinz zwar sein Leben, aber das nun zurückverwandelte letzte Einhorn belebt ihn nach siegreichem Kampf durch die Berührung mit seinem magischen Horn wieder. Es gibt aber trotzdem kein *happy end*, denn das Einhorn bleibt nicht nur ein Einhorn, sondern auch, trotz Wiedervereinigung mit den anderen Einhörnern, in gewisser Weise ein „letztes Einhorn“: Hat es doch als einziges menschliche Liebe erfahren, die nun nie mehr erfüllt werden wird (an dieser Stelle hat man am besten die dramatische Filmmusik im Ohr: „*I'm the last unicooorn!*“).

Offensichtlich musste das wilde Einhorn also vermenschlicht werden, um es in die große Gemeinde der modernen *Fantasy*-Tiere integrieren zu können; allein die Fixierung auf Jungfrauen wäre heutzutage keine große Hilfe mehr. Interessanterweise aber lebt auch dieser Teil der Legende in gewisser Weise weiter: Heutzutage kommen nämlich die Mädchen, vor allem vorpubertär (und damit wahrscheinlich zumeist noch temporär jungfräulich), geradezu scharenweise zum Pferd. Die sentimentale Wahlverwandschaft von Mädchen und Pferd in dieser Lebensphase, in all ihren vom Marketing weidlich geförderten Auswüchsen – Pferdeposter, Pferdetattoos, Pferdebücher und -zeitschriften, Pferdomotive auf der Bettwäsche, dem Federmäppchen und überhaupt überall –, fordert fast genauso sehr zur Suche nach letzten Gründen auf wie diejenige nach dem biologischen Urbild des Einhorns. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Art Übergangsobjekt in einer kritischen Lebensphase zwischen Kindheit und Pubertät: Das Pferd ist der neue große Freund (und ist er nicht wirklich imposanter als die Eltern, zumal wenn man sich mit ihm fotografieren lässt?). Mit ihm kann man kuscheln, und man kann ihn umsorgen (und zwar etwas handfester als die diversen Zwergkaninchen, deren Neuheitswert wie Lebensdauer ziemlich bald erschöpft ist). Bei der Arbeit im Pferdestall trifft man sich mit den anderen pferdeversessenen Mädels

(und ist umso weiter entfernt von den einschränkenden Sozialräumen von Elternhaus und Schule). Und dass ein gewisser Konsum damit verbunden ist, wirkt heutzutage auch nicht direkt abschreckend (außer auf die Erziehungsberechtigten und damit Zahlungsverpflichteten). Dass man auf Pferden auch noch reiten kann, ist gar nicht so wichtig, aber auch keine schlechte Erfahrung, die noch dazu das Selbstvertrauen stärkt (und sieht es nicht wirklich *cool* aus? noch mehr *selfies!*).

Dass das Pferd auf diese Art und Weise zu einem Mädchen-Tier geworden ist, hat eine gewisse Ironie: Denn lange Zeit hatte es vor allem als männliches Kampftier reüssiert. Seit der Antike gilt es als hohe Ehrung, wenn Feldherrn auf Reiterstandbildern abgebildet werden; in der Malerei hat sich sogar ein eigenes Genre, die Pferdemaalerei, ausgebildet. Pferde gehörten zunächst zu den ältesten Arbeits- und Lasttieren der Menschheit, sie waren ein entscheidender Bestandteil seiner Zivilisationserfolgsgeschichte. Über all die Karren- und Bauerngäule hinaus jedoch ragen die berühmten Schlachtrosse der Weltgeschichte, für die vor allem Alexander der Große und sein Gefährte Bukephalos stehen. Das edle Ross galt als unbezähmbar – bis der junge Alexander kam und es überlistete: Er stellte fest, dass sich das Tier vor dem riesigen Schatten fürchtete, der durch den auf ihm sitzenden Reiter entstand, und drehte es deshalb so, dass es den Schatten nicht mehr sehen konnte. Das große Pferd begleitete den großen Alexander dreißig Jahre lang durch ganz Europa und große Teile Asiens – und damit deutlich länger als die meisten seiner Feldherren und Verbündeten. Der Legende nach soll Bukephalos während des Indien-Feldzugs bei der Überquerung eines Flusses ertrunken sein. Alexander benannte zu seinen Ehren eine Stadt und errichtete ihm nach seinem Tod ein Denkmal. Nach alledem ist es vielleicht nicht erstaunlich, dass Bukephalos in einigen Quellen auch – als Einhorn bezeichnet wird.

In der Literatur kommt zum Einhorn und den berühmten Schlachtrossen ein weiteres mythologisches

Pferd: Pegasus, das geflügelte Dichterross, der Inbegriff dichterischen Schöpfertums seit der Antike. Pegasus war der Sohn des Meergottes Poseidon und der Gorgone Medusa, bekannt durch ihr grauenerregendes Schlangenhaupt. Wie ein Meergott und eine Schlangenfrau ausgerechnet ein Pferd zeugen konnten, ist in der Biologie des Mythos ganz einfach zu erklären: Der Gott hatte nämlich in Gestalt eines Pferdes mit Medusa verkehrt; und als der Held Perseus (im Auftrag Athenes) Medusa köpfte, entsprang ihrem Kopf das geflügelte Pferd – und Kopfgeburten sind bekanntlich nicht an triviale Naturgesetze gebunden. Pegasus bewährt sich im Folgenden auf Erden ebenfalls redlich als Schlachtross; nach dem Tod seines Reiters Bellerophon kehrte er zum Olymp zurück und schuf dort, durch seinen Hufschlag, die beiden Dichterquellen Helikon und Hippokrene, aus denen fortan jeder Dichter trinken musste, wollte er denn wirklich einer sein (von Alkohol ist nicht die Rede; er kann jedoch erfahrungsgemäß gute Dienste als Substitut leisten, wenn Pegasus gerade anderweitig unterwegs ist).

Warum nun ausgerechnet ein Pferd, wenn auch eines mit Flügeln, zum Inbegriff des Dichtertums werden konnte, liegt nicht direkt auf der Hand. Möglicherweise hat es Heinrich Heine erfasst, der – wahrscheinlich nach einem kräftigen Schluck aus der Hippokrene bzw. ihrem Pariser Nebenfluss – schwärmte:

*„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung!*

*Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.*

*Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,
Das pathetisch stampft und wiehert!*

*Goldbeschlagen sind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenschnüre sind die Zügel,
Und ich laß sie lustig schießen.“*

Pegasus ist also ganz klar ein Fabelwesen, kein reales Pferd, und damit eine Kopfgeburt der Fiktion (und spricht dafür nicht schon seine bizarre Geburtsgeschichte?). Er kann galoppieren oder fliegen, liebt also die schnelle Bewegung und das damit verbundene Gefühl von Freiheit (und erwarten wir nicht von der Dichtung, dass sie uns über die Niederungen des Alltags hinweghebt, dass sie weite Gefilde mit uns durchstreift, dass sie uns in Bewegung versetzt, und zwar nicht gemächlich?) Er ist schon gar kein Karren- und Arbeitsgaul (wie die Dichtung selbst, die sich nicht vor den Karren von Meinungen und Absichten zwingen lässt, sondern auch das Nutzlose und Selbstzweckhafte feiert). Er ist vielmehr von schöner Gestalt und reich verziert (wie die Sprache der Dichtung, die nicht im Joch der Alltagskommunikation daher tritt, sondern reichgeschmückt mit Bildern und Klangfiguren rhythmisch trabt). Gleichwohl wird Pegasus vom Dichter gezügelt, wenn auch mit „*Perlenschnüren*“ (auch Kunst ist nicht völlig regellos und chaotisch, was man nach der fatalen Erfindung des „Originalgenies“ im 18. Jahrhundert gar nicht genug wiederholen kann!). Und indem der „*Karrengaul*“ und das „*Schlachtpferd*“ im Gedicht genannt werden, sind sie wenigstens als Gegenbild vorhanden – wie Rosinante sozusagen, die treue Gefährtin des Don Quijote, das reale Zerrbild eines Schlachtrosses und gleichwohl eine wahre Heldin der Weltliteratur und der Phantasie.

In der Philosophie hingegen gibt es, kategorisch, keine Einhörner und nur ziemlich wenig Pferde – auch wenn Platon und Aristoteles gern das Pferd als Beispiel für theoretische Überlegungen zur Begriffsbildung und zur Logik verwenden, wahrscheinlich gerade seiner Alltäglichkeit wegen. Anekdotische Berühmtheit hat allenfalls ein Karrengaul erlangt, nämlich derjenige offensichtlich besonders erbärmliche Vertreter dieser geschundenen Spezies, dem Friedrich Nietzsche am 3. Januar 1889 in Turin weinend um den Hals fiel – ein nur mangelhaft dokumentiertes Ereignis, das allgemein als der Beginn seines Wahnsinns betrachtet wird, gleichwohl aber eine gewisse Symbolik nicht verleugnen kann. Denn der Mensch war wahrlich nicht immer gut zu demjenigen Tier, das ihn in Kampf und Schlacht getragen hat, das er in Plastik und Malerei als Inbegriff tierischer Schönheit verherrlicht hat, das ihm weite Reisen ermöglichte vor Erfindung der Automobilität und das ihm seine Lasten trug, als es noch kein Kofferband gab. Insofern hat es eine – sicherlich von Jonathan Swift, einem bekannten Spötter, beabsichtigte – ausgleichende poetische Gerechtigkeit, dass ausgerechnet die Pferde, die „Houyhnhnms“, in *Gullivers Reisen* diejenige Vernunft vertreten, die die Menschen – den „Yahoos“ im Land der Houyhnhnms – bisher nur prätenziert haben. Der für Menschen reichlich unaussprechlich anmutende Eigenname veranschaulicht eindrucksvoll die Fremdheit der Sprache der Houyhnhnms, die zudem nicht lügen können und schon deshalb als vollkommene Philosophen gelten. Der Name bedeutet ganz einfach die „Vollkommenheit der Natur“; und eben diese Vollkommenheit der Natur, die die Houyhnhnms so perfekt vernünftig macht, fehlt den Menschen, den Yahoos, ganz offensichtlich.

Das zeigt sich vor allem darin, wie die Menschen die Pferde in ihrer Yahoo-Welt behandeln. Gulliver berichtet seinem dortigen Gastfreund, „die Houyhnhnms, die wir bei uns Pferde nennen, seien die großmütigsten und zierlichsten Tiere, die wir besäßen; sie hätten ausgezeichnete Vorzüge durch

Körperkraft und Schnelligkeit; wenn sie Personen von Stande gehörten, würden sie zu Reisen, Wettrennen und Wagenziehen gebraucht. Sie würden sehr sorgfältig und gütig behandelt, bis sie krank oder an den Füßen lahm wären. Dann aber verkaufe man sie und plage sie auf jede nur mögliche Art, bis sie tot seien; hierauf ziehe man ihnen die Haut ab und verkaufe diese nach dem Werte; den Leichnam aber lasse man von Hunden oder Raubvögeln fressen. Die gewöhnliche Pferderasse sei jedoch nicht so glücklich, sie werde von Pächtern, Fuhrleuten und anderem gemeinen Volke gehalten, die eine schwere Arbeit verlangten und schlechteres Futter gäben.“ Der Gastfreund ist verständlicherweise empört, noch mehr aber erstaunt darüber, dass die Menschen in dieser seltsamen Welt herrschten: „Mein Herr sagte: Wenn es möglicherweise ein Land geben könne, wo nur Yahoos Vernunft besäßen, so müssten sie notwendig die herrschende Tierrasse bilden. Vernunft werde mit der Zeit stets die brutale Gewalt besiegen. Wenn er jedoch die Form unserer Körper und vorzüglich die des meinigen betrachte, so müsse er auf die Vermutung geraten, kein Geschöpf von meinem Wuchse müsse für die Anwendung der Vernunft in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens so schlecht geeignet sein. Er wünschte deshalb zu wissen, ob meine Landsleute mir oder den Yahoos seines Vaterlandes glichen. Ich gab ihm die Versicherung, ich sei so gebaut wie die meisten meines Alters; die Frauen seien jedoch bei weitem zarter und sanfter und ihre Haut gewöhnlich so weiß wie Milch. Er erwiderte: Ich sei wirklich von anderen Yahoos sehr verschieden, reinlicher und nicht so hässlich; hinsichtlich des Nutzens sei ich jedoch, wie er glaube, im Nachteil; meine Nägel könne ich weder an den Vorder- noch Hinterfüßen gebrauchen; meine Vorderfüße könne er nicht mit diesem Namen bezeichnen, denn er habe nie bemerkt, dass ich auf ihnen einhergehe; sie seien zu weich, um die Härte des Bodens zu ertragen; ich halte sie gewöhnlich nicht bedeckt; die Bedeckung jedoch, die ich dabei anwende, sei nicht von derselben Form und auch nicht so stark wie bei den Hinterfüßen; ich könne mit keiner Sicherheit gehen, denn sobald einer meiner Hinterfüße ausgleite, so müsse ich unfehlbar zu Boden fallen“. Das kluge Pferd findet noch jede Menge

weiterer Mängel, und auch Gulliver kann schließlich nicht mehr begreifen, wie es jemals geschehen konnte, dass ausgerechnet die Menschen sich für die überlegene, allein vernunftbegabte Spezies halten konnten: Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland widmet er sich vor allem seinen Pferden, und weniger seiner menschlichen Familie.

Dass *Yahoo!* inzwischen eine ganz andere Bedeutung hat (die inzwischen auch schon fast wieder vergessen ist: Es war eine der ersten Suchmaschinen des Internet), würde Swift wahrscheinlich eher für einen weiteren Beweis für die unendliche Unvernunft der Menschen halten, die nun auch noch mit Maschinen die ganze Welt überziehen und ihren Herrschaftsanspruch über die vermeintlich unvernünftige Kreatur dokumentieren (tatsächlich soll, aber auch das mag Legendenbildung sein, der Name des ursprünglich als Suchmaschine gestarteten Internet-Unternehmens darauf zurückgehen, dass einer der Gründer von seiner Freundin als „Yahoo“ verunglimpft wurde, was – abgeleitet von Swift – ein Schimpfwort für ungebildete, ländliche Südstaatler war). Das Einhorn hingegen darf zwar noch durch magische *Harry-Potter*-Welten galoppieren, aber danach ist es wahrscheinlich wirklich ausgestorben: Wer braucht noch wundertätige Hörner in den Zeiten virtueller Allheilkraft und Viagras? Schon Christian Morgenstern ahnte jedoch, dass mit dem Einhorn vielleicht auch unser eigenes Schicksal als Menschen eng verbunden ist:

*„Das Einhorn lebt von Ort zu Ort
nur noch als Wirtshaus fort.*

*Man geht hinein zur Abendstund
und sitzt den Stammtisch rund.*

*Wer weiß! Nach Jahr und Tag sind wir
auch ganz wie jenes Tier*

*Hotels nur noch, darin man speist –
(so völlig wurden wir zu Geist).*

*Im ‚Goldnen Menschen‘ sitzt man dann
und sagt sein Solo an ...“*

Quellen:

The Last Unicorn (1982), Zeichentrickfilm, produziert von Jules Bess
und Arthur Rankin jr. nach einer Erzählung von Peter S. Beagle,
Two Hearts (2004)

Heinrich Heine: *Atta Troll – Ein Sommernachtstraum* (1847)

Jonathan Swift: *Gulliver’s Travels* (1726) (dt.: *Gullivers Reisen*)

Christian Morgenstern: *Palmström* (1910)



DUMBO BEIM SCHÖNHEITSCHIRURGEN

Der Zirkusdirektor hatte ihn geschickt, diesen Mann, der sich „Doktor“ nannte, einen sehr eleganten Anzug trug und nun mit einer Mappe Fotos auf dem Tisch vor sich auf ihn einredete. Es sei doch sehr schade, dass ihn alle immer so mobbten, seiner großen Ohren wegen; er sei ein Außenseiter, wer wolle das schon, und sogar die Werbeagenturen, die sonst so eifrig nach Elefanten als sympathischen Werbeträgern suchten, machten einen großen Bogen um ihn (aha, dachte Dumbo, jetzt kommen wir langsam zur Sache, und wackelte ein wenig mit den Ohren, um zu signalisieren, dass er auch aufmerksam zuhöre) – alles nur dieser Ohren wegen! Da könne man heute nämlich chirurgisch eine Menge machen: nicht nur die Ohren ein bisschen verkleinern – er habe hier eine Reihe Fotos von Elefantendamen, die diese ganz kleine und fast völlig schmerz- und nebenwirkungsfreie Operation sehr zu ihrer Zufriedenheiten habe durchführen lassen; man könne auch den Rüssel verlängern, wenn das gewünscht würde (das sei ja gerade für junge Elefantenbulle von einiger Wichtigkeit, raunte der Doktor und blinzelte verschwörerisch; Dumbo wackelte wieder ein wenig mit den Ohren, er war ja ein wohlerzogener Elefant, auch wenn er keine Ahnung hatte, was der Mann eigentlich meinte). Oder die

Stirnfalten wegretuschieren, das mache so viel jünger! (Dumbo fühlte sich eigentlich gar nicht alt) Und ein wenig die Stoßzähne bleichen, ja, das sei alles gar kein Problem! Dumbo würde dann nicht nur weise und stark sein, sondern ein Sexsymbol, ein Superstar! Dumbo sagte leise, und seine Ohren wurden ein klein wenig rot dabei: Dann kann ich aber nicht mehr fliegen. Ach, fliegen, sagte der Doktor; dafür hat man doch heute Flugzeuge, sie heißen sogar Jumbojets, was will man mehr? Lieber zu große Ohren als einen zu kleinen Verstand, murmelte Dumbo, da hilft nämlich alles Operieren nichts; und er breitete seine Ohren majestätisch aus und wackelte so stark mit ihnen, dass das wohlgefönte Haar des Doktors zerzaust und die Fotos von den kleinhohrigen Elefanten-Damen in alle Winde zerstreut wurden.

Dumbo, der fliegende Elefant ist eine der allerrührendsten Disney-Geschichten. Der Zeichentrickfilm aus dem Jahr 1941 erzählt das Schicksal eines kleinen Zirkuselefanten, dem lang ersehnten Sohn von Mrs. Jumbo, einer schon etwas betagten Elefantendame. Als „Dumbo“ verspotten ihn bald die anderen Elefanten und die Kinder: Hat er doch selbst für einen Elefanten außergewöhnlich große Ohren, die ihn als „*dumb*“ (engl. dumm) erscheinen lassen. Seine Mutter verteidigt ihren Sprössling jedoch mit allen, auch ziemlich brachialen Mitteln. Sie wird dafür in einen Käfig gesperrt, was Dumbo beinahe das Elefantenherz bricht. Dafür gewinnt er einen neuen Freund, und zwar ausgerechnet eine Maus – die Angst der großen Elefanten vor den kleinen Mäusen (oder gar vor den winzigen Mücken) ist seit Äsop ein altes Fabelthema, dessen Lehre auf der Hand liegt: Größe allein macht nicht unverletzbar, und fürchten tun wir uns alle, Elefanten und Menschen und Mäuse, genauso, gern auch ohne jeden Grund. Die Maus Timothy allerdings macht Dumbo keine Angst, sondern Mut: Er soll der Star einer neuen Zirkusnummer werden, indem er auf die Spitze eines

großen Elefantenturms springt. Dumbo aber erweist die Richtigkeit eines weiteren Elefanten-Klischees, indem er sich ungeschickt beträgt wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen: Beim entscheidenden Auftritt stolpert er über seine allzu großen Ohren und wird deshalb schnurstracks zur lustigen Figur degradiert und den Clowns zugeteilt. Das kann jedoch gerade noch verhindert werden, denn Dumbo entdeckt – beflügelt durch einen unabsichtlichen Alkoholgenuss –, dass er fliegen kann, und zwar sogar ohne die angebliche „Zauberfeder“, die ihm seine neuen Rabenfreunde als magische Flughilfe untergeschoben hatten. Ein fliegender Elefant – das ist natürlich eine Hauptattraktion, zumindest vor der Erfindung des Jumbojets, und deshalb wird Dumbo nun vom Opfer zum Star, wiedervereinigt mit seiner Mama und in Zukunft vermarktet von einer klugen Maus.

Dass Elefanten eine der klassischen Hauptattraktionen im Zirkus sind, haben sie einer Reihe von biologischen Besonderheiten zu bedanken. Die erste ist, unübersehbar, ihre imponierende Größe: Elefanten sind die größten lebenden Landtiere, sie können mehrere Meter lang und mehrere Tonnen schwer werden. Aber es ist wirklich nicht nur die schnöde Größe, die zählt. Schon Johann Gottfried Herder führte dazu in seiner ausführlichen Beschreibung des Elefanten in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* aus: „Der Elefant, so unförmlich er scheint, gibt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Tieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Tiers nach, nicht übermäßig; die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich.“ Elefanten gelten zudem als besonders kluge Tiere. Neuere Versuche haben gezeigt, dass sie wahrscheinlich, ähnlich wie Affen, über Selbstbewusstsein verfügen; sie können zählen lernen, betrauern ihre Toten und verständigen sich mit für den Menschen nicht wahrnehmbaren Infraschalllauten (das laute „Tarää“ des Kinderstars Benjamin Blümchen ist also eigentlich nur Show). Herder hebt des Weiteren die trotz

ihrer Größe diffizile Sinnlichkeit hervor: „Die zahlreichen Nerven des Tiers wenden sich größtenteils zu den feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben soviel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und be richtigen einander. Das geistvolle Auge des Elefanten (das auch am untern Augenlide, dem Menschen und sonst keinem Tier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat) hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Tier hinreißt, gesondert.“

Der Elefant ist aber nicht nur ein sehr großes, feinfühliges und überaus kluges Tier; er gilt darüber hinaus sogar als weise. Das hängt damit zusammen, dass er trotz seiner physischen Überlegenheit kein wilder Jäger, sondern ein harmloser Pflanzenfresser ist, der den größten Teil des Tages damit beschäftigt ist, die ca. zweihundert Kilogramm Nahrung, die er täglich benötigt, in sich hineinzuwimmeln (und sie mit ca. einhundert Litern Wasser herunter zu spülen); Herder kommentiert: „zur wilden Fressgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mussten; ihm kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubtier, der wütende Hunger quälen. Friedlich und reinlich lieset er die Kräuter, und weil Geruch und Mund voneinander getrennt sind, brauchet er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit.“ Die gleiche Mäßigkeit gilt sogar, und das macht ihn nun endgültig zu einem wahren Philosophen im Tierreich, für den tierischsten aller Triebe, den Fortpflanzungstrieb: „Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet, so dass diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Geschlechts verwildert ihn; denn die Elefantin trägt neun Monate, wie der Mensch, und säuget ihr Junges an Vorderbrüsten“. Elefantenweibchen sind sogar, wie man heute weiß, ungefähr zwei Jahre trüchtig, bevor sie ein einziges Kalb gebären; es wird im Familienverband aufgezogen, der von einer weisen,

älteren Elefantenkuh geleitet wird. Die Jungbullen hingegen leben, sobald sie unausstehlich werden, als Einzelgänger und werden nur zu Paarungszwecken kurzfristig zugelassen; das Modell wäre, als Alternative zu Fußball und anderen Kampfhandlungen, vielleicht auch für die Spezies Mensch zu erwägen.

Berühmt sind schließlich das hohe Alter und das langlebige Gedächtnis der Elefanten, für das Arthur Schopenhauer ein Beispiel zu erzählen weiß: *„Eine schwache Spur von Reflexion, von Vernunft, von Wortverständnis, von Denken, von Vorsatz, von Überlegung, gibt sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Tiergeschlechter allerdings bisweilen kund, zu unserer jedesmaligen Verwunderung. Die auffallendsten Züge der Art hat der Elefant geliefert, dessen sehr entwickelter Intellekt noch durch die Übung und Erfahrung einer bisweilen zweihundertjährigen Lebensdauer erhöht und unterstützt wird. Von Prämeditation, welche uns an Tieren stets am meisten überrascht, hat er öfter unverkennbare Zeichen gegeben, die daher in allbekanntesten Anekdoten aufbewahrt sind: besonders gehört dahin die von dem Schneider, an welchem er, wegen eines Nadelstiches, Rache nahm. Ich will jedoch ein Seitenstück derselben, weil es den Vorzug hat, durch gerichtliche Untersuchung beglaubigt zu sein, hier der Vergessenheit entreißen. Zu Morpeth, in England, wurde, am 27. August 1830, eine Coroner's inquest gehalten, über den von seinem Elefanten getöteten Wärter Baptist Bernhard: aus dem Zeugenverhör ergab sich, dass er zwei Jahre vorher den Elefanten gröblich beleidigt und jetzt dieser, ohne Anlass, aber bei günstiger Gelegenheit, ihn plötzlich gepackt und zerschmettert hatte.“* Elefanten sind jedoch nicht nur nachtragend, sondern nachdenklich; für Montaigne waren sie sogar der Beweis dafür, dass auch Tiere Religion haben können: *„Ja, wir können auch sagen, dass die Elefanten etwas von einer Religion haben, weil sie, wenn sie sich erst verschiedentlich gewaschen und gereinigt haben, den Rüssel, wie wir die Arme empor heben, die aufgehende Sonne steif ansehen, und gewisse Stunden des Tages gleichsam nachdenkend und betrachtend stehen. Dieses tun sie aus eigenem Triebe, ohne Anweisung, und*

ungeheissen“. Der offensichtlichste Beweis für die Überlegenheit des Elefanten sind aber schließlich auch für Herder – siehe Dumbo – seine Ohren: *„Seine Ohren sind größer als bei einem andern Tier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet; ihre Öffnung liegt hoch, und der ganze, dennoch kleine Hinterkopf des Tiers ist eine Höhle des Widerhalls, mit Luft erfüllet. So wusste die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Ökonomie der Nerven zu paaren. Ein König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit“!*

Weisheit, Keuschheit, Gelassenheit – diese philosophischen Eigenschaften machen den Elefanten auch zu einem Star in der mythologischen Zoologie. Die wichtigste Rolle spielt er – was sein Verbreitungsgebiet nahelegt – in der indischen Mythologie. Der elefantenköpfige Gott Ganesha ist einer der populärsten hinduistischen Götter schlechthin; er steht in jedem Haushalt, an jeder Straßenecke, man opfert ihm gern und viel. Das ist gut, denn Ganesha ist nicht nur weise wie die Elefanten, sondern auch naschhaft und fröhlich, freundlich und gütig, humorvoll und verspielt; er beschützt die Künste ebenso wie die Wissenschaften, symbolisiert aber auch den Handel und Wohlstand, ist ein begnadeter Liebhaber und hilft bei der Überwindung aller Hindernisse – ein echter Elefanten-Alleskönner also!

Etwas unklar ist die – mit Sicherheit jedoch: tragende – Rolle des Elefanten in der hinduistischen Schöpfungsgeschichte. Airavata, der zuerst erschaffene weiße Elefant, ist das Reittier des Schöpfergottes Indra. Er gehört zudem zu den heiligen Elefanten, die die Welt auf ihren Schultern tragen und die Himmelsrichtungen verkörpern. In einer etwas anderen Variante – die Elefanten stehen zusätzlich noch auf dem Rücken einer großen Schildkröte – hat diese Geschichte eine abenteuerliche Karriere in der abendländischen Philosophie gemacht; diente sie doch einer Reihe berühmter Philosophen dafür, die Leistungen bzw. Grenzen des metaphysischen Substanz-Begriffs zu demonstrieren. Der Empirist John Locke hatte in

seinem Versuch über den menschlichen Verstand gespottet: „Als man zuerst auf den Begriff der Accidenzen, als einer Art Dinge, die des Anhängens bedürften, geriet, musste man das Wort Substanz erfinden, um sie zu tragen. Hätte der arme indische Philosoph (der meinte, auch die Erde bedürfe Etwas, was sie trage) nur das Wort Substanz gekannt, so hätte er sich mit seinem Elefanten nicht zu bemühen brauchen, der sie tragen sollte, und nicht mit der Schildkröte, um den Elefanten zu tragen; das Wort: Substanz hätte dies allein geleistet. Und der indische Philosoph hätte auf die Frage, was Substanz sei, ganz gut, ohne zu wissen, was sie sei, antworten können, sie sei das, was die Erde trage, da man es ja für eine genügende Antwort und gute Lehre halte, wenn ein europäischer Philosoph ohne zu wissen, was die Substanz ist, sage, sie sei das, was die Accidenzen trage. Man hat daher von der Substanz keine Vorstellung, was sie ist, sondern nur eine verworrene und dunkle von dem, was sie tut“. Als „europäischer Philosoph“ verteidigt daraufhin Gottfried Wilhelm Leibniz den Begriff der Substanz: „Ich glaube also, dass die Philosophen nicht verspottet zu werden verdienen, wie hierbei geschieht, indem man sie mit jenem indischen Weisen vergleicht, welcher auf die Frage, wodurch die Erde gehalten würde, antwortete, durch einem großen Elefanten, und dann auf die Frage, was den Elefanten halte, antwortete, es wäre eine große Schildkröte und endlich, als man ihn zu sagen drängte, worauf die Schildkröte sich stütze, zu erklären gezwungen war, es sei etwas, was er nicht wisse. Indessen ist diese Betrachtung von der Substanz, so unwichtig sie auch scheinen mag, nicht so leer und unfruchtbar, wie man denkt. Es gehen daraus für die Philosophie die bedeutendsten Folgerungen hervor, die ihr ein neues Aussehen zu geben fähig sind.“

Dass es gerade der Elefant ist, der auf seinem Rücken die Welt trägt (ob nun mit Schildkröte oder ohne im Unterbau, und ob als Substanz oder als Akzidenz), hat vor allem mit seiner Größe zu tun; er ist nun einmal nicht nur ein Zirkus-, sondern traditionell ein Last- und Arbeitstier. Berühmt waren, schon vor Hannibal, die Kriegselefanten, ein frühes Beispiel einer schwergewichtigen

Kampfmaschine, die alles niederwalzt, was sich ihr in den Weg stellt. Der Elefant hat jedoch auch friedliche Weisheit zu lehren. So ist in verschiedenen östlichen Religionen und Kulturen das Gleichnis von den blinden Männern und dem Elefanten verbreitet. Es geht in der Geschichte darum, das Wesen eines Elefanten (seine Substanz, sozusagen) dadurch zu erkennen, dass man ihn abtastet; die Tastenden sind jedoch, leider, alle blind. Eine launige neuere Version hat John Godfrey Saxe mit seinem Gedicht *The Blind Men and the Elephant* gegeben, das die Grundsituation des philosophischen Experiments folgendermaßen skizziert:

*“It was six men of Indostan
To learning much inclined,
Who went to see the Elephant
(Though all of them were blind),
That each by observation
Might satisfy his mind.”*

Der erste Blinde, der ausschließlich den massigen Körper des Elefanten von der Seite abtastet, kommt zu dem unbezweifelbaren Schluss, es müsse sich um eine Mauer handeln. Der zweite leitet aus seiner Untersuchung des Stoßzahnes ab, ein Elefant sei ein Speer. Der dritte hat den Rüssel zu fassen bekommen und meint, eine Schlange erkannt zu haben. Der vierte hat es nur bis zum Knie gebracht, das er ganz eindeutig als Baum beschreibt. Der fünfte (endlich!) hat sich auf das Ohr konzentriert: Es ist ein Fächer! Und der sechste packt den Elefanten beim Schwanz und erklärt ihn zum Seil. Das Gedicht endet in einer klassischen philosophischen Urszene, nämlich dem – meist ergebnislosen – Streitgespräch:

*“And so these men of Indostan
Disputed loud and long,
Each in his own opinion
Exceeding stiff and strong,*

*Though each was partly in the right,
And all were in the wrong!"*

Der Fehler liegt – im doppelten Sinne – auf der Hand: Die Blinden glauben, das Wesen des Elefanten allein aufgrund seiner Akzidenzen – also in diesem Fall: einzelner, für ihn mehr oder weniger charakteristischer Teile – erkennen zu können; sie sind jedoch doppelt blind, weil sie nicht erkennen, dass sie die Realität jeweils nur in dem begrenzten ihnen zugänglichen Ausschnitt wahrgenommen haben. Daraus können nun eine Menge unterschiedlicher philosophischer Schlüsse über das Wesen von Realität (komplex, wie ein Elefant) und das Wesen von Erkenntnis (meist begrenzt, wie der Mensch) abgeleitet werden – und vielleicht sogar die schöne englische Redewendung vom „*elephant in the room*“ als Beispiel dafür, dass etwas riesengroß und eigentlich unübersehbar im Raum vor einem stehen kann, ohne dass man es wahrnehmen kann oder will oder soll. Wir halten es jedoch abschließend mit Dumbo, dem kleinen Dickhäuter (die Haut der Elefanten ist übrigens wirklich zwei Zentimeter dick!) mit den übergroßen Ohren, für den in besonderer Weise gilt, was Joachim Ringelnatz in einem Gedicht über Elefanten und Menschen gesagt hat:

*„Sie tragen unter zementiger Haut
Viel Weiches und viel Zartes.
Wer richtig in ihren Rachen schaut,
Gewahrt es.*

*Sie lassen von Leuten, die außen weich,
Innen hart sind, sich erschießen.
Ich glaube: Ihr kommt ins Himmelreich,
Ihr Riesen!“*

Quellen:

Dumbo (1941), Walt-Disney-Studios, nach *Dumbo the Flying Elephant* (1939) von Helen Aberson und Harold Pearl

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-91)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690) (dt.: *Versuch über den menschlichen Verstand*)

Gottfried Wilhelm Leibniz: *Nouveaux Essais sur L'entendement humain* (1704) (dt.: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*)

John Godfrey Saxe: *The blind Man and the Elephant* (1881)

Joachim Ringelnatz: *Flugzeuggedanken* (1929)



ESEL BEIM PSYCHOTHERAPEUTEN

Der Psychotherapeut hatte ihn nicht lange bitten müssen, da legte Esel schon los. „Ich kann es wirklich nicht mehr hören: dummer Esel, fauler Esel, störrischer Esel, eingebildeter Esel – seit Ewigkeiten hacken sie auf uns herum! Immer die gleiche Sofse! Wenn sie in ihre Bücher hässliche Falten knicken, sind das ‚Eselohren‘! Wenn sie zu dämlich sind, sich drei Wörter hintereinander zu merken, bauen sie sich eine ‚Eselsbrücke‘! Dabei sind wir genau das Gegenteil von alledem! Seit Jahrhunderten tragen wir eure Lasten, weil ihr selbst zu faul dazu seid! Wir bringen euch sicher auf hohe Berge, weil ihr nicht klettern könnt, mit euren platten Füßen und den stöckeligen Schuhen! Wenn wir nicht auf eure Kommandos springen, denkt ihr, wir seien störrisch. Wir haben aber nur einen ausgeprägten eigenen Willen – was man nun wirklich nicht von allen Menschen behaupten kann, schaut euch doch nur einmal eure Werbung an! Ach, und eingebildet – da kann ich ja nur wiehern vor Lachen! Und weißt Du, was das Allerschlimmste ist? Dass ich nicht einmal jetzt einen eigenen Namen bekommen habe! Vier Filme neben diesem nun wirklich nicht besonders hellen Oger, und überall steht sein Name in großen Buchstaben: SHREK! (noch nicht einmal der Name ist hübsch!). Ich aber bin ‚Esel‘, sonst nix. Einfach ‚Esel‘“. Esel holte tief Luft, da plapperte der

Psychotherapeut schon mit seiner dünnen, etwas hektischen Menschenstimme dazwischen: Natürlich. Das könnte nun wirklich jeder E- (an dieser Stelle verschluckte er sich offenbar) verstehen. Aber ihm könne geholfen werden, jawohl! Am besten käme er Montag gleich in die Tier-Selbsthilfe-Gruppe; sie hätten schon ein Chamäleon mit Identitätsproblemen, ein Stinktief mit einer Sozialphobie und eine größenwahnsinnige Maus, die sich für einen Elefanten hielt, sie würden sich sicherlich glänzend verstehen. Dienstag würde er dann eine Urschrei-Therapie vorschlagen, für die Esel ja stimmlich bestens ausgerüstet sei; nach einer Stunde I-A aus vollem Halse werde er sich viel befreiter fühlen! Mittwoch könne er mit ihm in die Stadt kommen und kleine Sticker verteilen, für die Kinder, vielleicht mit einer Aufschrift: „Esel sind keine Esel!“ Ab Donnerstag sollten sie ernsthaft über eine Diät-Umstellung nachdenken; die vielen Disteln hätten ihn vielleicht etwas stachlig im Umgang gemacht („passiv-aggressiv“, sagte er). Vielleicht wären Gänseblümchen doch auch ganz lecker, die könnte man auch besser auf dem Sticker abbilden? Und Freitag dann, das würde der absolute Höhepunkt, würden sie gemeinsam nach einem neuen Namen suchen; einem Namen, der seine eigentliche Tiefenidentität zum Ausdruck brächte, mit dem er sich vollständig identifizieren könnte, der seine Minderwertigkeitsgefühle ein für allemal besiegen würde – begeistert von seinen Visionen machte der Therapeut eine Pause, um tief Luft zu holen – und am besten solle er gleich mitkommen und seine Versicherungskarte abgeben (eine reine Formalität, für die Rechnung). Esel aber bewegte sich nicht von seinem Platz. Keine guten Worte, keine Disteln halfen, kein Schieben und Drücken. Nach einer Woche, am Freitag, stand er auf und sagte: Mein Name ist Esel.

Esel haben immer die Nebenrollen. Neben oder gar hinter dem „edlen Ross“ stehen sie da, graubraun, großohrig, irgendwie lächerlich. Ab und zu dürfen sie mal einen Helden tragen, aber höchstens einen Nebenhelden, wie Sancho Pansa eben beispielsweise. Sie singen keine schönen

Lieder, sondern produzieren nur rostige Vokale: Ihr Repertoire ist auf „I“ und „A“ beschränkt. Sie sind nicht der „beste Freund des Menschen“, sondern nur derjenige, auf den alles abgeladen wird: Lasten, Fußkranke, schlechte Scherze. Sogar in einem der größten Erfolge des Animationsfilms, der vierteiligen *Shrek*-Serie, ist Esel zwar der beste Freund des titelgebenden Ogers, hat aber noch nicht einmal einen eigenen Namen bekommen (wie übrigens auch Sancho Pansas Esel, der einfach nur so heißt wie seine Farbe: *rucio*, eselsgrau). In *Shrek* ist Esels wichtigstes Merkmal, dass er sprechen kann. Das sollte nun in einer Märchenwelt nicht für besondere Aufmerksamkeit sorgen, tut es seltsamerweise aber; und zwar vor allem deshalb, weil er plappert wie ein Weltmeister: *"I'm sorry, the position of annoying talking animal has already been filled!"*, so wehrt er in *Shrek 2* einen möglichen Konkurrenten um den besten *sidekick* des Haupthelden ab. Esel liebt Süßspeisen und hasst Spinnen; und er gilt mit seinem sonnigen Charakter als eigentlicher Erfolgsgarant des Films, als *„breakout character“*: eine Nebenrolle, die sich zur heimlichen Hauptrolle verselbständigt hat. Dass sein reales Vorbild aus einem kalifornischen Eselspark den Namen „Perikles“ trug, weist immerhin schon auf seine verborgenen philosophischen Potentiale hin – auch wenn die Filmmacher nur die Bewegungsmuster von Perikles übernommen haben, und eben nicht den Namen. Im Film heißt Esel einfach „Donkey“ (oder deutsch „Esel“) und ist damit offensichtlich eine Inkarnation des Eselseins schlechthin, ein Typus, kein Individuum.

Dass Esel sprechen, ist den meisten von uns aus Kinderzeiten wohlbekannt. Wir erinnern uns an die *Bremer Stadtmusikanten*, in denen der von seinem Herrn missbrauchte alte Esel die animalische Aussteigergruppe mit dem unsterblichen Satz motiviert: *„Etwas Besseres als den Tod findest du überall!“* Die Tradition geht jedoch viel länger zurück, bis zur Bibel nämlich. Im 4. Buch Mose will der König der Moabiter den berühmten Propheten Bileam vom Euphrat engagieren, um die Israeliten zu

verfluchen. Bileam macht sich etwas widerwillig auf den Weg – aber Gott selbst hatte ihm in der Nacht gut zugeredet –, und zwar auf dem Rücken seiner Eselin. Und es begab sich folgendes: *„Da trat der Engel des HERRN in den Pfad bei den Weinbergen, da auf beiden Seiten Wände waren. Und da die Eselin den Engel des HERRN sah, drängte sie sich an die Wand und klemmte Bileam den Fuß an der Wand; und er schlug sie noch mehr. Da ging der Engel des HERRN weiter und trat an einen engen Ort, da kein Weg war zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Und da die Eselin den Engel des HERRN sah, fiel sie auf ihre Knie unter Bileam. Da ergrimmete der Zorn Bileams, und er schlug die Eselin mit dem Stabe. Da tat der HERR der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam: Was habe ich dir getan, dass du mich geschlagen hast nun dreimal? Bileam sprach zur Eselin: Dass du mich höhnest! ach, dass ich jetzt ein Schwert in der Hand hätte, ich wollte dich erwürgen! Die Eselin sprach zu Bileam: Bin ich nicht deine Eselin, darauf du geritten bist zu deiner Zeit bis auf diesen Tag? Habe ich auch je gepflegt, dir also zu tun?“*

Die Eselin beruft sich also ganz selbstverständlich auf ihre tierische Würde als fühlendes Geschöpf, und zwar nach der goldenen philosophischen Regel *„Was du nicht willst, dass man dir tu“* – auch wenn das nicht die theologisch korrekte Deutung der Stelle sein mag. In der philosophischen Rezeption der Geschichte wird zwar immer wieder die einfache Weisheit des Esels gelobt, aber gleichzeitig wittert man die Gefahren, die von sprechenden Tieren ausgehen. So erwägt beispielsweise John Locke: *„Denn wenn auch die Definition von dem ‚vernünftigen Tiere‘ noch so hoch gestellt wird, so würde doch schwerlich ein Geschöpf für einen Menschen gelten, was zwar Vernunft und Sprache, aber nicht die gewöhnliche menschliche Gestalt besäße, wenn es auch sonst noch so sehr ein ‚vernünftiges Tier‘ wäre; und hätte Bileams Esel immer so vernünftig, wie das eine Mal, mit seinem Herrn gesprochen, so würde dieser ihn doch schwerlich des Namens Mensch für würdig erachtet und ihn von gleicher Art mit sich angesehen haben.“* Weder Sprache noch Vernunft sind also hinreichend, um die gleichen

Rechte wie ein Mensch zu beanspruchen, wenn man das Pech hat, ein – Esel zu sein. Locke argumentiert hier zwar im Einklang mit dem *common sense*, unter emanzipatorischen Gesichtspunkten jedoch genauso unaufgeklärt wie Bileam: Ein Esel ist ein Esel ist ein Esel; ein wahrer Esel aber, wer anders dächte!

Immerhin jedoch haben die Esel wenigstens im Christentum einen guten Ruf, und das nicht nur wegen der Weisheit von Bileams Eselin. Sie tragen nicht nur auf mittelalterlichen Gemälden – sehr demütig und sehr dekorativ – Maria auf ihrer Flucht nach Ägypten über steile Fels-hänge: Auf einem Esel reitet sogar der Heiland persönlich bei seinem Einzug nach Jerusalem; er erfüllt damit eine alttestamentarische Prophezeiung, der Messias werde auf einem Esel reitend kommen, sein Weltreich also voller Demut antreten. Das hat, vom Inhalt der Prophezeiung einmal abgesehen, einen durchaus realen Hintergrund: Esel gehören zu den ältesten domestizierten Lasttieren, noch vor den Pferden; sie sind zwar nicht so schnell wie diese, können aber besser auf unebenem Grund gehen und sind insgesamt zäher und bedürfnisloser. Zwar gelten sie als nicht leicht lenkbar – eben als störrisch –, werden aber trotzdem bis heute gern zu Beförderungszwecken in unwegsamem Gelände eingesetzt, beispielsweise im Tourismus, wo ihr Äußeres wenigstens als pittoresk empfunden wird und damit trinkgeldträchtig ist (für die menschlichen Eselstreiber, natürlich).

In der griechischen und römischen Antike hingegen genoss das brave Lasttier keinen guten Ruf. In den äsopischen Fabeln beispielsweise kommt der Esel durchwegs schlecht weg, ja, sie etablieren wirkungsmächtig die bis heute verbreiteten, nicht sehr schmeichelhaften Esel-Klischees. So erzählt Äsop vom „eingebildeten Esel“ in einer gleichnamigen Fabel: *„Mit einem Götterbild belud ein Landmann seinen Esel, und viele, die vorüberkamen, machten ihre Reverenz. Davon ließ sich der Esel blenden und meinte, dass ihm die Verehrung der Bauern gelte, und Sprünge machend, suchte er den Gott von sich zu werfen. Da schlug ihn sein Herr*

mit dem Knüppel und sagte: ‚Ein Esel bist du, magst du einen Gott auch tragen, und nicht den Göttern gleich.‘ Wenn es sich um Bileams Eselin gehandelt hätte, wäre sicherlich eine schlagfertige Antwort zu erwarten gewesen; vielleicht: „Wer Esel schlägt, ist auch nicht besser; ich trage wenigstens einen Gott, du nur einen Knüppel“. Aber Äsop zeigt kein Erbarmen, sondern spottet sogar wenig feinfühlig über das bittere Schicksal des Esels als ewiger Lastträger: „Einst schickten die Esel, verärgert über ihre beständigen Plackereien und Quälereien, Gesandte zu Zeus und ersuchten ihn um Befreiung von ihren Nöten. Weil dieser ihnen vor Augen führen wollte, dass das unmöglich sei, erwiderte er ihnen, sie könnten vielleicht dann aus ihrer misslichen Lage erlöst werden, wenn sie aus ihrem Urin einen Fluss bildeten. Die Esel nahmen das für bare Münze und halten es von daher bis auf den heutigen Tag so, dass sie, wenn sie den Urin eines der Ihren erblicken, sich auch hinstellen und ihr Wasser abschlagen“. Den Schluss liefert er gleich mit, damit es auch jeder begriffsstutzige Esel versteht: „Die Fabel beweist, dass niemand an seinem Schicksal etwas ändern kann.“

Kann der arme Esel an seinem Schicksal wirklich nichts ändern? Man muss zugeben, dass die Ausgangslage extrem schlecht ist. Das beginnt mit dem Namen, vor allem im englischen Sprachraum: Der Hausesel, *Equus asinus asinus*, wird dort anagrammatisch abgekürzt als „ass“ bezeichnet – ein Schimpfwort, das in seiner Alltags- und Zweitbedeutung noch deutlich drastischer als das deutsche „Esel!“ ist. Zudem hat ihm das Schicksal nicht gerade mit einem attraktiven Äußeren ausgestattet: Meist ist er grau oder braun, also in unauffälligen Deckfarben gehalten, die höchstens vom sogenannten dunklen „Aalstrich“ auf dem Rücken ästhetisch aufgepeppt werden. Er ist kleiner als das Pferd und hat dafür größere Ohren – was allgemein auch nicht gerade als Schönheitsideal gilt; die Mähne ist nicht seidig und lockig, sondern kurz und bürstenartig aufgestellt, und sein Schwanz hat eine lustige Quaste, was schon das Netteste ist, was man darüber sagen kann.

Insofern ist es kein Wunder, dass eine der bekannteren Esel-Nebenfiguren der Populärkultur ein veritabler Misanthrop und Melancholiker ist: Eyeore, einer der Freunde von Winnie-the-Pooh, hat zwar wenigstens einen eigenen Namen, aber der ist eigentlich auch nur eine phonetische Nachahmung seines Eselrufs. Allein lebt er in einer abgelegenen Ecke des Hundert-Morgen-Waldes, die als „gloomy“ bezeichnet wird, in einem sehr provisorischen Haus aus Stöcken, das ständig versehentlich zerstört wird und wieder aufgebaut werden muss. Ähnlich ist es mit seinem Schwanz: Da dieses nur mit einem Reißnagel befestigt ist, wird er mal als Klingelzug missbraucht, mal bleibt er irgendwo hängen oder geht verloren. Das jedoch hat Eyeore als Bestätigung seines ewigen Esel-Schicksals längst akzeptiert. Alles Unglück, das jemals passieren wird, wird ihm passieren: „*Could be worse. Not sure how, but it could be*“, ist eine seiner melancholischen Allerwelts-Maximen. Immerhin jedoch weiß Christopher Robin, wie man den Schwanz wieder befestigt, und insgesamt kann man sich nicht beschweren: „*I have my friends. Somebody spoke to me only yesterday. And was it last week or the week before that Rabbit bumped into me and said Bother!*“ Andererseits sind eben diese Freunde – ihr aller kindlicher Meister Christopher Robin, der kugelige Bär Winnie-the-Pooh, das ängstliche Schweinchen Piglet, die pompöse Eule Owl, der sprunghafte Tigger – für Eyeore nicht gerade Philosophen: „*They haven't got Brains, any of them, only grey fluff that's blown into their heads by mistake, and they don't Think.*“ Eyeore aber, gerade weil er denkt, ist notwendig melancholisch und fatalistisch – wie eigentlich die meisten Philosophen, wenn sie nur lange genug über diese Welt nachgedacht haben, und selbst dann, wenn sie etwas anderes als Disteln zum Mittagessen bekommen haben und ihr Haus am Abend noch dort steht, wo sie es am Morgen vertrauensvoll verlassen hatten.

Aber auch in der Philosophie hat den Esel sein boshafes Schicksal verfolgt: Dort dient er vor allem dazu, die

Idiotie des Menschen zu veranschaulichen. So kursiert seit dem Mittelalter ein Gleichnis unter dem Namen „*Buridans Esel*“, das zwar dem scholastischen Philosophen und Logiker Johannes Buridan zugeordnet wird, in dessen Werken aber nicht zu finden ist (ein typisches Eselschicksal...). Sein Inhalt geht auf ein logisches Problem zurück, das schon bei Aristoteles aufkommt und seither verschiedene gleichnishafte Einkleidungen erhalten hat. In der Esels-Variante lautet es: Ein Esel steht vor zwei gleich großen und gleich weit entfernten Wiesen. Weil er sich nicht für eine der beiden entscheiden kann, verhungert er schließlich. Natürlich ist das ziemlich dämlich; und natürlich ist mal wieder nicht der Esel für diese Dämlichkeit verantwortlich, sondern der menschliche Philosoph, der das Gleichnis konstruiert hat; denn, so Gottfried Wilhelm Leibniz: *„Deshalb ist auch der Fall mit dem Esel Buridans zwischen zwei Wiesen, der nach beiden Wiesen getrieben wird, eine Erfindung, die in dem Universum und in der Ordnung der Natur nicht vorkommen kann, obgleich Herr Bayle anderer Ansicht ist. Wäre der Fall möglich, so müsste man allerdings sagen, dass der Esel vor Hunger sterben werde; allein im Grunde trifft die Frage das Unmögliche, es müsste denn Gott ausdrücklich einen solchen Fall hervorbringen. Denn das Universum kann nicht durch eine, den Esel mitten durch, vertikal seiner Länge nach schneidende Ebene geteilt werden, so dass beide Theile einander gleich und ähnlich seien, wie dies bei einer Ellipse und jeder ebenen Figur aus der Zahl der von mir genannten ‚beiderseitsrechten‘ mittelst irgend einer durch den Mittelpunkt gehenden Linie geschehen kann. Weder diese Teile des Universums, noch die Eingeweide des Tieres sind einander ähnlich, noch liegen sie gleich zu beiden Seiten dieser vertikalen Ebene. Es wird deshalb immer vieles im und außerhalb des Esels geben, was, obgleich wir es nicht bemerken, ihn bestimmt, sich mehr nach der einen Seite, wie nach der andern zu wenden. Obgleich der Mensch frei ist, was der Esel nicht ist, so bleibt es doch aus demselben Grunde auch bei dem Menschen wahr, dass der Fall eines vollkommenen Gleichgewichts beider Seiten unmöglich ist“*. Der arme Esel hat also wieder die Niete in der

Schicksals-Lotterie gezogen: Er wird nicht nur zu philosophischen Demonstrationszwecken in der Mitte zerteilt, er ist nicht nur für alle Zeiten dämlich, sondern er ist auch noch unfrei. Und eben deshalb verhungert er vor den fettesten Wiesen – weil er nicht erkennen kann, dass die Alternative unsinnig ist und der bössartige Menschen-Philosoph ihn wieder einmal hereingelegt hat! (*could be worse*, wurde Eyeore sagen; vielleicht findet er ja im Himmel wenigstens leckere Disteln auf unendlichen Wiesen).

Ein weiteres Beispiel für einen derartigen Esels-Missbrauch ist die bekannteste literarische Esels-Geschichte, die vom „Prozess um das Esels Schatten“ nämlich. Sie wird dem antiken Redner Demosthenes zugeschrieben (ist aber in dessen Schriften so wenig wie Buridans Esel bei Buridan zu finden). Der berühmte Redner war von den Athenern daran gehindert worden, eine seiner Reden zu Ende zu führen. Daraufhin erzählte er ihnen eine Geschichte – nicht vom Pferd, sondern vom Esel. Christoph Martin Wieland hat den bizarren Prozess in seinem satirischen Roman *Geschichte der Abderiten* ausführlich dargestellt; er lässt den Verteidiger des Eselstreibers Anthrax in seinem Plädoyer vor den Richtern folgendes ausführen: *„Anthrax vermietete dem Zahnarzt Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbst beliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt, mit seinem Mantelsack, halbenweges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt. Bei der Vermietung des Esels dachte natürlicherweise keiner von beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne halten ließ, und sich in dessen Schatten setzte, war es ganz natürlich, dass der Herr und Eigentümer des Esels dabei nicht gleichgültig blieb. Ich begehre nicht zu leugnen, dass Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, dass er ihm für des Esels Schatten deswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermietet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Voreltern her, d.i. ein Mann, der eben darum, weil er unter*

lauter Eseln aufgekommen ist, und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu sein. Im Grunde war's also bloß - der Spaß eines Eseltreibers. Der Zahnarzt Struthion versteht aber keinen Spaß, sondern zieht das Gerichtsverfahren durch, zur Schande seiner selbst, der beteiligten Anwälte und des ganzen Gerichtswesens in Abdera. Aber – es ist eine gute Geschichte; auch die Athener hatten Demosthenes willig gelauscht, bis er seine Pointe präsentierte: „Demnach wollt ihr zwar über den Schatten eines Esels hören, aber über ernsthafte Dinge wollt ihr mich nicht reden hören!“ Und wieder muss der arme Esel herhalten, um die Dummheit der Menschen zu demonstrieren!

Immerhin macht Wieland ganz zu Recht darauf aufmerksam, dass der arme Esel, der in der Mittagshitze auf Weisung eines geldgierigen Eseltreibers aufgeblasene Zahnärzte transportieren musste, sicherlich am meisten gelitten hatte. Das eselsfeindliche Schicksal hat jedoch auch hier kein Erbarmen; im Gegenteil, es kommt so schlimm, wie es sich nicht einmal Eyeore ausgemalt hätte. Die Geschichte endet folgendermaßen: *„Der Esel, dessen Schatten zeither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsterung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zu Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt, und bisher daselbst notdürftig gepflegt worden. Das Beste, was man davon sagen kann, ist, dass er nicht fetter davon geworden war. Diesen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wussten, dass der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmal eingefallen: der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bei der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie sein. Sie hatten ihn also gestriegelt, mit Blumenkränzen und Bändern herausgeputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp herbei. [...] Ha! rief endlich einer aus dem Volke, da kommt der Esel selbst! – Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen, sagte ein anderer. – Der verdammte Esel, rief ein dritter, er hat uns alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte, dass ihn*

die Wölfe gefressen hätten, eh er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog! – Heida! schrie ein Kesselflicker, der immer einer der eifrigsten Schatten gewesen war; was ein braver Abderit ist, über den Esel her! Er soll uns die Zeche bezahlen! Lasst nicht ein Haar aus seinem schäubigen Schwanz von ihm übrig bleiben! In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das Tier, und, ehe man eine Hand umkehren konnte, war es in tausend Stücke zerrissen“. Eine wahre Eselei, zweifellos – aber nur ein weiteres Beispiel dafür, welche Eseleien in Esels Namen begangen werden. „Was Besseres als den Tod findet ihr überall“ – noch nicht einmal das gilt für denjenigen Esel, der die größte aller Eseleien begeht, sein Märchen zu verlassen und sich unter die Menschen zu begeben (ob mit oder ohne Namen).

Quellen:

Shrek (2001), DreamWorks, nach dem Kinderbuch *Shrek!* (1990) von William Steig

Jacob und Wilhelm Grimm: *Kinder- und Hausmärchen* (1812-1815)

Die Bibel, Altes Testament

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690)
(dt.: *Versuch über den menschlichen Verstand*)

Äsop: *Fabeln* (6. Jh. v. Chr.)

Alan Alexander Milne: *Winnie-the-Pooh* (1926) (dt.: *Pu der Bär*)

Gottfried Wilhelm Leibniz: *Essais de Théodicée* (1710) (dt.: *Die Theodizee*)

Christoph Martin Wieland: *Die Geschichte der Abderiten* (1774-1780)



KUNG FU PANDA UND DER GEHEIMAGENT

Der Geheimagent hatte sich mit ihm in einem Nudelsuppen-Imbiss treffen wollen, ganz unauffällig. Er trug, tatsächlich, eine Sonnenbrille und einen etwas schmutzigen grauen Anzug. Po war ja nicht zu verkennen; er hatte aber der Versuchung nicht widerstehen können, einen Schlapphut aufzusetzen. Der Agent schaute etwas missbilligend, kam aber gleich zur Sache. Man habe gehört, er könne geheime Gegenstände – ‚Artefakte‘, so raunte er mit gesenkter Stimme – beschaffen und allmächtige Gegner mit Wunderwaffen besiegen. Ein solches Talent werde gebraucht heutzutage, Panda hin oder her. Besonders, und hier wurde seine Stimme noch leiser, hätte man von dieser geheimen Drachenrolle gehört, man vermute dahinter einen verschlüsselten Plan, wahrscheinlich zur Vernichtung der ganzen freien Welt. Po sagte, nein, da seien sie falsch informiert, es habe sich um einen einfachen Spiegel gehandelt und – hier unterbrach ihn der Agent mit einem leisen Zischen: Das sei ja eben die geniale Verschlüsselung! Und wahrscheinlich werde der Geheimtext nur demjenigen sichtbar, der von der – wieder schaute er verschwörerisch um sich – von der geheimen Nudelsuppe gekostet hätte! Das sei, so vermute man, eine Art Geheimtrank, der einen hellsichtig machen und – hier unter-

brach ihn Po, gar nicht so leise: Ach was, das sei doch nur ein Trick von seinem Vater gewesen, um sich interessant zu machen, ein reiner Marketing- – der Agent ließ ihn aber nicht ausreden: Natürlich habe ihm sein Vater das Geheimnis nicht verraten wollen, um ihn zu schützen, das sei doch klar! Sie hätten aber ihre Informationen, über Quellen könne er jetzt nicht reden. Deshalb wüssten sie auch von dem hochgeheimen Wuxi-Griff, der Zauberwaffe, die Po mit seinen magischen Pandafingern – Po prustete los, die Nudelsuppe vor ihm schwappte beinahe über: Das sei einer der besten Tricks der Meister vom Jadedpalast gewesen, den Gegner psychologisch so einzuschüchtern, dass schon ein kleines Fingerschnippen – der Agent wurde jetzt hörbar ärgerlich: Dieser Jadedpalast – das sei doch nun wirklich ganz offensichtlich ein Tarnname, eine Briefkastenfirma, hinter deren Toren geheime Dinge vor sich gehen würden. Diese dubiosen „Furiösen Fünf“ beispielsweise – was seien denn das für Spezialagenten? In wessen Auftrag seien sie unterwegs? Hätten sie ihn, Po, nicht vielleicht schon „umgedreht“? (Po sah sich um, da war aber nichts hinter ihm). Und was würden da für geheime Kampfaktiken ausgebrütet von diesen sogenannten „Meistern“? Das gab Po den Rest. Er machte sich noch ein bisschen größer, als er sowieso war (und das war schon ziemlich groß) und sagte ganz langsam und deutlich: Kung Fu ist Selbstvervollkommnung. Da gibt es kein Geheimnis, das muss schon jeder selbst hinkriegen. Aber das habt ihr noch nie herausgefunden, oder? Noch eine geheime Nudelsuppe gefällig?

Es gibt nur noch sehr wenig Große Pandas in freier Natur – 1.600, so schätzt man; sie sind deshalb zum Symboltier des Artenschutzes und zum dekorativen Logo für den *World Wildlife Fund* (WWF) geworden. Der Große Panda hat einige für einen Bären sehr eigentümliche Eigenschaften. Dazu gehört als erstes seine Färbung: Pandas sind schwarz-weiß – weiß ist sozusagen die Grundfarbe, weiß ist der behäbige Bauch, schwarz abgesetzt davon sind die

vier Beine sowie die Ohren und eine maskenartige Passage über den Augen, die dadurch irgendwie tiefgründig und melancholisch wirken. Tiefgründig und melancholisch wirkt der Panda auch, wenn er seiner Lieblingsleidenschaften nachgeht, dem Essen nämlich: Dann sitzt er ordentlich auf seinem dicken Panda-Po und hält zwischen seinen Pseudo-Daumen (die er einem verlängerten Handwurzelknochen an den Vorderpfoten verdankt) seine Liebesspeise – knusprige Bambusstangen, an denen er knabbert wie unsereiner an einem besonders leckeren Hähnchenschenkel oder Maiskolben. Bei ihm ist das allerdings eine ziemlich tagesfüllende Beschäftigung. Ein ausgewachsener Panda braucht bis zu zwanzig Kilogramm Grünfutter pro Tag; neben Bambus darf es auch gern die eine oder andere Wiesenblume oder notfalls ein kleines Wildtier sein, aber das alles will erst einmal gegessen sein! Melancholisch schließlich wirkt der Panda vielleicht auch, weil er ein habitueller Einzelgänger ist, Männlein wie Weiblein. Im Sommer zieht er aus seinem subtropischen Waldhabitat gern in die Bergfrische, im Winter kommt er zurück ins Tal, immer aber schätzt er sein eigenes Territorium und lässt – außer zur Paarungszeit im Frühjahr – niemand an sich heran. War die Paarung erfolgreich, kommen im Spätsommer winzige weißscheckige Mini-Pandas zum Vorschein; sie wiegen kaum hundert Gramm, öffnen die Augen erst nach ca. fünfzig Tagen und nehmen mit fünf bis sechs Monaten zum ersten Mal feste Nahrung zu sich. Wie alt der Große Panda eigentlich wird, weiß kein Mensch. In Zoos gibt es nur wenige Exemplare, und sie wirken dort noch melancholischer; Nachzuchten gelingen fast nie.

In Europa populär wurde der Panda nicht nur dadurch, dass er ein besonders wert- und ehrenvolles Mitbringsel chinesischer Regierungschefs bei ihren Staatsbesuchen war, sondern vor allem durch den Animationsfilm *Kung Fu Panda* (2008). Die Hauptfigur ist der jugendliche Panda Po – äußerlich ein Panda wie aus dem Bilderbuch, jedoch mit einigen selbst für einen Panda

wirklich auffälligen Eigenheiten: So ist sein Vater eine Gans, die einen Nudelsuppenimbiss führt, in dem auch Po arbeitet. Und Po ist eigentlich kein Melancholiker, sondern sozial aufgeschlossen, sogar ziemlich cool (für einen Panda) und träumt heimlich von einer Karriere als Kung Fu-Kämpfer. Kung Fu ist im Übrigen der Sammelbegriff für die in Hollywood als „*Martial arts*“ berühmt gewordenen traditionellen chinesischen Kampfkünste; es handelt sich also nicht einfach um schiere Klapperei, sondern um ein umfassendes Programm der konsequenten Selbstvervollkommnung und Disziplinierung von Seele und Körper. Und eben darin werden seine großen Vorbilder, die „*Furiosen Fünf*“, im benachbarten Jadedpalast als Schüler ausgebildet. Sie bilden eine auf den ersten Blick eher kuriose denn furiose Menagerie: Zu ihr gehören Tigress – eine sehr attraktive Tigerdame, die zweifellos alle körperlichen Voraussetzungen für einen flinken und gefährlichen Kung Fu-Kämpfer mitbringt – sowie vier andere Tiere, an deren Eignung zum Kung Fu-Meister einen doch erhebliche Zweifel beschleichen: ein Kranich (Crane), ein Affe (Monkey), eine Schlange (Viper) und ein Gottesanbeter-Männchen (Mantis). Tatsächlich jedoch haben sich die Animateure schier selbst dabei übertroffen, jedem dieser „*Furious Five*“ einen ganz eigenen, der jeweiligen physischen Ausstattung angepassten und doch noch irgendwie Kung Fu-ähnlichen hochprofessionellen Kampfstil einzuzeichnen. Im Team wirken sie unschlagbar, und als Po sie zum ersten Mal sieht, wird er beinahe ehrfürchtig: „*Oooh. Die Furiosen Fünf. Ihr seid so viel größer als eure Actionfiguren, mit Ausnahme von Dir, Mantis. Du bist etwa genau so groß*“. Auf Größe kommt es jedoch gar nicht an, auch nicht bei Po, der aufgrund einer Verkettung seltsamer Umstände vom Großmeister des Jadedtempels zum Drachenkämpfer ernannt wird und nun das Tal vor den Drohungen des bösen Leoparden Tai Lung retten soll (ein ehemaliger Schüler der Meister des Jadedtempels, der der bösen Seite anheimgefallen ist und in einem Spezialkerker in Isolationshaft gehalten wird).

Bei der Umformung des behäbigen Panda-Gourmands zu einer disziplinierten Kampfmaschine spielt vor allem seine größte Leidenschaft eine Rolle: das Essen. Po erlernt Kung Fu im wörtlichen Sinne dadurch, dass man ihm eine Banane vor die Nase hält und er solange laufen muss, bis er sie endlich hat (es kann aber auch eine Nudeltasche sein). Und Po läuft und springt und überschlägt sich und schlägt um sich wie ein wahrer Held. Deshalb hat er auch keine Geheimwaffen nötig; die heilige Drachenrolle, die ihn bei seinem Kampf unterstützen sollte, erweist sich als blanker Spiegel, der Po nichts – außer ihn selbst zeigt. Aber nachdem sein Vater ihm verraten hat, dass die wichtigste geheime Zutat für seine Spezial-Nudelsuppe eigentlich auch – gar nichts ist, lernt Po diese innere Lektion: Es kommt auf ihn selbst an, und nur auf ihn selbst; wenn er sich nicht selbst hilft, hilft ihm keiner, und eine Nudelsuppe ist eben eine Nudelsuppe, nichts weiter. Das reicht seinen Meistern, und das reicht Po: Er wird nicht nur der erfolgreiche Drachenkrieger, der das ultimativ Böse mit seinem berühmten Wuxi-Griff besiegt, sondern er wird fortan selbst „*Legends of Awefulness*“ schreiben (so die inzwischen entwickelte, unvermeidliche Fortsetzungsserie nach zwei erfolgreichen Filmen).

„*Aweful*“ – das erinnert daran, dass die Bären von alters her als besonders schreckliche Raubtiere galten, ihrer Größe und ihrer Kampfeskraft wegen. Die Menschen fürchteten sie, verfolgten sie, jagten sie in eigens eingerichteten „Bärenhatzen“; aber auch die Bären töteten Menschen, vor allem wenn sie ihre Jungen oder – Nudelsuppe! – ihre Nahrungsvorräte bedroht sahen. Nachdem es lange Zeit kaum Konflikte mehr zwischen Menschen und Bären gab, kehren die Bären inzwischen auch in Europa wieder in bewohnte Gegenden zurück; dort laufen sie jedoch Gefahr, als „Problembär“ stigmatisiert und damit wieder zum Abschuss freigegeben zu werden. Berühmt wurde beispielsweise der bayerische Problembär „Bruno“, der es sogar in die Rede eines CSU-Parteichefs schaffte, wo normalerweise eher wenig von Bären die

Rede ist, selbst im Bierzelt und auch wenn man dem Wahlvolk gern mal einen Bären aufbindet.

Die Beziehung zwischen Mensch und Bär bleibt insgesamt problematisch; da hat der Hype um knuddelige Eisbärbabys wie Knut und Wilbär ebenso wenig geholfen wie die inzwischen gut hundertjährige Tradition des Teddybärs. Sie erhielten ihren Namen übrigens, verschiedenen Legenden zufolge, von dem amerikanischen Präsidenten Theodore „Teddy“ Roosevelt. Die amerikanische Legende ist etwas brutaler als die deutsche: Ihr zufolge sollte dem Präsidenten bei einer Jagd in Mississippi im Jahr 1902 Gelegenheit zum Abschuss eines Bären gegeben werden (eine alte monarchische Tradition, die auch in sozialistischen Staaten im 20. Jahrhundert liebevoll gepflegt wurde). Man hatte aber wohl nur ein kleines Bärenbaby gefunden, und „Teddy“ hatte nicht das Herz, es zu töten (sein Jagdgenosse hatte weniger Bedenken und erledigte es mit einem Jagdmesser). Ein Karikaturist jedoch nahm das Thema auf und verband für die Nachwelt den großen Präsidenten mit dem knuddeligen kleinen Bären, der dann als Stofftier von Amerika aus die Welt eroberte. Nicht so allerdings in der deutschen Legende. Ihr zufolge entwickelte nämlich die deutsche Familie Steiff den ersten Teddybären und schickte ihn 1903 dem Präsidenten in die USA. Wie auch immer, es war der Beginn einer wundervollen Knuddeltierkarriere, und bis heute hat jedes Kind seinen Teddy (oder mehrere), liebt ihn und braucht ihn und kuschelt ihn ab, bis er nur noch ein Ohr hat und das Fell fadenscheinig wird; Teddybären leben, das kann man im Unterschied zum Pandabären mit Sicherheit sagen, sehr sozial und sehr lang.

Bis zum knuddeligen Teddybären hatte der böse Bär aber einen weiten Weg zurückzulegen. Sein schlechtes Image spiegelt sich schon in der Sprache. Bereits Aristoteles befand in seiner *Nikomachischen Ethik*: *„Im gesellschaftlichen Verkehr, im Umgang und in der Vereinigung zu Unterhaltung und Geschäft gelten die einen als Allerweltsfreunde; das sind die, die anderen zuliebe alles für gut befinden,*

in keinem Punkte Einsprache erheben, sondern meinen, sie müssten denjenigen, mit denen sie zusammentreffen, jede peinliche Empfindung ersparen. Diejenigen, die im geraden Gegensatz zu ihnen in jedem Punkte Widerspruch erheben und sich nicht im mindesten darum kümmern, ob sie anderen auch keinen Verdruss bereiten, nennt man übellaunig und bärbeißig.“ Die griechische Mythologie hat die Bären immerhin ans Himmelszelt versetzt, ins bis heute bekannteste Sternbild überhaupt sogar, den „Großen Bären“ mit seinen sieben Sternen; aber auch hier sind die Hintergrundgeschichten eher gruselig. Eine davon hat mit den ewigen Liebesgeschichten des Göttervaters Zeus zu tun, der diesmal die Nymphe Kallisto verführte (oder vergewaltigte, je nach Lesart). Kallisto bringt einen Sohn zur Welt, den sie Arkas nennt. Hera, die ewig eifersüchtige Gattin von Zeus, verwandelt Kallisto aus Rache in eine Bäarin, die wild durch die Wälder zieht. Dort trifft sie ihr herangewachsener Sohn Arkas bei der Jagd, und Zeus kann den drohenden Muttermord nur verhindern, indem er beide an den Himmel versetzt, Kallisto als große Bäarin und Arkas (nach dem dann die Arktis benannt wurde, immerhin) als den kleinen Bären. Dort leuchten sie nun über Götter und Menschen und Bären, auch wenn einige andere Völker eher einen Wagen in ihnen sehen wollen oder sieben Wölfe, oder wie die Chinesen einen Löffel (damit wäre Po sicherlich am ehesten einverstanden gewesen).

Philosophisch hingegen hat der Bär eher wenig Spuren hinterlassen. Gelegentlich diskutiert wurden die Geschichten von angeblichen Bärenkindern, die aber auch Herder einmal mehr nur dazu dienen, die Überlegenheit der menschlichen Vernunft über die „bärartigen Instinkte“ zu betonen: *„So wenig sich nun seine Haut und sein Antlitz, seine Füße und seine Zunge in völlige Bärengestalt ändern und wandeln konnten: sowenig, lasset uns nimmer zweifeln! konnte es die Natur seiner Seele. Seine Vernunft lag unter dem Druck der Sinnlichkeit, der bärartigen Instinkte begraben: aber sie war noch immer menschliche Vernunft, weil jene Instinkte nimmer völlig bärmäßig waren. Und dass das so gewesen, zeugt ja*

endlich die Entwicklung der ganzen Szene. Als die Hindernisse weggewälzt, als diese Bärmenschen zu ihrem Geschlecht zurückgekehrt waren, lernten sie nicht natürlicher aufrechtgehen und sprechen, als sie dort, immer unnatürlich, kriechen und brummen gelernt hatten? Dies konnten sie immer nur bärähnlich, jenes lernten sie in weniger Zeit ganz menschlich.“ Man wird heimlich den Verdacht nicht los, dass Herder hier vor allem zeigen wollte, wie schöne Adjektive man auf „bär“ (bärartig, bärmäßig, bärähnlich) bilden könnte; aber in der Sache selbst ist klar: Nur der Mensch kann so schöne Wörter bilden; nur der Mensch hat nämlich Sprache, der Bär hingegen ein bärmäßiges Brummen. Daran ändert sich auch nichts, als der Bär Balu später in der berühmten Verfilmung einer Geschichte aus Kiplings *Dschungelbuch* neben dem Wolfskind Mowgli durch den Urwald steppt, den unsterblichen Refrain brummend: „*Versuch's mal mit Gemütlichkeit!*“ (auch hier: volle Zustimmung von Po!)

Balu und der Kung Fu Panda Po haben berühmte und eher tragische als komische Vorfahren. Schon früh wurden ausgerechnet die wilden Bären von den Vorformen der Unterhaltungsindustrie vereinnahmt, als Tanzbären nämlich – dressierte Braunbären, die seit dem Mittelalter auf Jahrmärkten und Festen zur Schau gestellt wurden und dort ihre tapsigen „Tänze“ zur Belustigung der Zuschauer aufführten. Die Bärenführer nutzten dabei den „bärmäßigen Instinkt“ des Bären, sich in Gefangenschaft um die eigene Körperachse zu drehen; sie konditionierten ihn mithilfe von glühenden Eisenplatten dann darauf, dieses Verhalten pawlowsch mit der Musik als auslösendem Reiz zu verbinden. Deshalb tanzt bis heute der Bär, wenn irgendwo die Party richtig abgeht. Der Bär selbst jedoch findet das wenig komisch, sondern räsoniert in Heinrich Heines Versepos *Atta Troll* über seine Erfahrungen mit „*jener Brut, Die den Namen Menschen führet und sich Herr der Schöpfung dünkelt*“:

*„Tod und Hölle! Diese Menschen,
Diese Erzaristokraten,
Schaun auf das gesamte Tierreich
Frech und adelstolz herunter,*

*Rauben Weiber uns und Kinder,
Fesseln uns, mißhandeln, töten
Uns sogar, um zu verschachern
Unsre Haut und unsern Leichnam!*

*Und sie glauben sich berechtigt,
Solche Untat auszuüben
Ganz besonders gegen Bären,
Und sie nennen's Menschenrechte!*

*Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer tat es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.*

*Menschenrechte! Wer gab euch
Diese Privilegien?
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!*

*Menschen, seid ihr etwa besser
Als wir andre, weil gesotten
Und gebraten eure Speisen?
Wir verzehren roh die unsern,*

*Doch das Resultat am Ende
Ist dasselbe – Nein, es adelt
Nicht die Atzung; der ist edel,
Welcher edel fühlt und handelt.“*

Der Schluss wäre vielleicht ein wenig pathetisch für Po geraten, der ja auch seine Nudeln lieber in der Suppe als

roh isst; aber es hat wahrscheinlich seinen guten Grund, dass Menschen im Tal des Jadetempels eigentlich nicht vorkommen. Sie wären ja auch die schlechteren Kung Fu-Kämpfer.

Quellen:

Kung Fu Panda (2008) von DreamsWorks

Aristoteles: *Nikomachische Ethik* (posthum veröffentlicht)

Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*
(1772)

Rudyard Kipling *The Jungle Book* (1894) (dt.: *Das Dschungelbuch*)

Heinrich Heine: *Atta Troll - Ein Sommernachtstraum* (1847)



HAEKELSCHWEIN IM WELTALL

haekelschwein schwebte elegant durch die enge Kabine des Raumschiffs. Sie hatten ihm einen rosa Raumanzug gehäkelt, den er über seinen schon etwas abgetragenen rosa Alltagschen trug; mit einem kugelrunden Helm für seinen Schweinekopfsamt Schweinsöhrchen und Schweinsrüssel und einem kugelrunden Leibchen für seinen Schweinebauch (am Schwanz klemmte er allerdings ein bisschen). Die Schwerelosigkeit war, gerade für ein Schwein, ziemlich klasse; man konnte Saltos schlagen und auf dem Kopf stehen und dabei mit dem Schwanz wackeln (auch wenn er danach noch mehr klemmte) und sogar auf dem Kopfessen (na gut, die Astronautennahrung war wirklich nur für Allesfresser annehmbar)! Aber irgendwann wurde es haekelschwein doch langweilig, und der Weg zum Mars war noch ziemlich weit. Also unterhielt es sich mit den beiden Astronauten, über Funk natürlich. Nachdem irgendwo auf halber Strecke alle Smalltalk-Themen erschöpft waren, nahm es endlich seinen ganzen Mut zusammen und stellte ganz direkt diejenige Frage, die ihn schon die ganze Zeit gequält hatte: Was wollt ihr eigentlich um Himmelswillen auf diesem kleinen, unterkühlten, staubigen, roten Planeten? So schön ist er nun wirklich nicht, die Erde ist schöner, habt ihr sie nicht gesehen beim Start, unseren kugelrunden blauen Planeten? Die Astronauten fingen an, Scherze über Marsmännchen zu machen; dass sie schon immer wissen wollten, ob sie wirklich kleine Fühler am Kopf hätten oder aussähen wie E.T. oder vielleicht gar

eher wie ein haekelschwein? Nein, jetzt mal im Ernst, sagte haekelschwein. Wir wollen wissen, ob es irgendwo im Universum noch menschliches Leben gibt, oder ob wir ganz allein sind, sagten die Astronauten; es klang ein wenig traurig, aber sie waren auch schon sehr lang unterwegs und tatsächlich ziemlich allein. Menschen, immer nur Menschen, dachte das haekelschwein; immer suchen sie nur ihresgleichen, dafür muss man nun wirklich nicht 56 Millionen Kilometer durch das All düsen! Wirklich interessant wäre es doch, wenn es etwas ganz anderes dort gäbe – eine haekelschwein-Zivilisation zum Beispiel, mit Methan-Atmung und kleinen beweglichen Fühlern statt Schweinsohren und überhaupt ganz anders als die irdischen Schweine. Laut sagte es aber: Wird schon werden, ihr habt doch schließlich Schwein!

„Schwein gehabt“, sagt man im Deutschen leichthin; und man sammelt Glücksschweine, versieht sie mit Kleeblättern und anderen Glückssymbolen und benutzt sie besonders gern dort für Werbezwecke, wo man meistens eher wenig Glück hat (bei Lotterien und anderen Glücksspielen beispielsweise). Man sagt das auch schon ziemlich lang so. Die Redewendung geht nämlich angeblich zurück auf einen Brauch im späten Mittelalter: Bei einigen Sportereignissen soll der Verlierer damals als Trostpreis ein Schwein erhalten haben. Eine andere Theorie führt die Redensart hingegen auf das Kartenspiel zurück: Das Ass wurde früher umgangssprachlich auch „Sau“ genannt, und wer beim Spielen die Sau rauslassen konnte, hatte offensichtlich Schwein gehabt.

Wie auch immer das Glück zum Schwein gekommen ist – es hat den Schweinen selbst mit den Menschen nicht so viel Glück gebracht. Das Hausschwein, die domestizierte Form des Wildschweins, wird seit gut neuntausend Jahren vor allem eines von den Menschen: gegessen. Schweinebraten, Schweinemägen, Schweinefüße, Schweineohren füllten die Mägen und Speisekarten

schon lange bevor die alten Griechen und Römer kamen, und noch heute ist Schweinefleisch in Europa und Asien die am meisten gegessene Fleischsorte. Spätestens in Homers klassischen Epen kommt kein Gelage mehr ohne „viele weißzahnige und fettstrotzende Schweine“ aus, und die Spanferkel könnten bis heute ein Lied davon singen, wenn sie nicht einen neckischen Apfel im Mund hätten. Aber immerhin geht es den homerischen Schweinen vor dem Schlachten noch gut bei dem treuen Hirten Eumachos, dem „göttlichen Sauhirten“ und besten Freund des Odysseus:

„Antreffen wirst du ihn unter den Schweinen, dort sitzt er; die Tiere weiden am Koraxfelsen und neben dem Quell Arethusa, fressen behaglich Eicheln und trinken vom düsteren Wasser; solcherlei Nahrung lässt bei den Schweinen die Fettschicht gedeihen.“

Homer ist sich auch nicht dazu zu schade, weitere Anweisungen zur Schweinezucht zu geben; ebenso der Philosoph Aristoteles, der in seiner *Tierkunde* ein Kapitel zum Schwein geschrieben hat. Die römischen Agrarschriftsteller geben später ausführliche Anweisungen zur Schweinehaltung und weisen auf die Notwendigkeit sauberer Stallungen und die optimale Anzahl für die Zucht gesunder Tiere hin.

Den gleichen Glücksschweinen haftet aber seit jeher auch der Ruf an, dumm, dreckig und gierig zu sein; die Schweine-Schimpfworte sind mindestens genauso alt wie das Glücksschwein. Dabei suhlen sich Schweine gar nicht aus Vergnügen am Schmutz; sie haben vielmehr von Natur aus keine Schweißdrüsen und müssen sich im feuchten Schlamm wälzen, um ihre Haut vor der Sonne zu schützen und sich abzukühlen. Das wiederum hat ihnen, andererseits, Glück gebracht: Denn mehrere große Religionen verbieten es ihren Anhängern ausdrücklich, ein so

unsauberes Tier wie das Schwein zu essen; so heißt es in der Bibel reichlich klauenspalterisch: *„Alles, was die Klauen spaltet und wiederkäuet unter den Tieren, das sollt ihr essen“*. Damit entfallen nicht nur das Kamel und das Kaninchen (Wiederkäuen und Klauen, aber nicht gespalten), sondern eben auch das Schwein (gespaltene Klauen, aber kein Wiederkäuen). Die wahren Gründe für das Schweinefleischverbot im Judentum und im Islam sind allerdings wahrscheinlich andere; auch hier existieren, wie beim Glücksschwein, verschiedene Theorien. Zum einen können über rohes Schweinefleisch Trichinen übertragen werden, die eine im schlimmsten Fall tödlich verlaufende Infektion auslösen. Zum anderen, so eine neuere Theorie, waren die Schweine durch das Abholzen großer Wälder im Nahen Osten und in Nordafrika ihres Lebensraums beraubt worden und wurden dadurch zum Nahrungs- und Wasserkonkurrenten des Menschen in dessen begrenztem Lebensraum. Also wurde ihre Haltung zugunsten anspruchsloserer Fleischproduzenten reglementiert. Beide Probleme sind zwar in Zeiten der kontrollierten Massentierhaltung gar keine mehr, aber religiöse Verbote sind bekanntlich langlebiger als kurzatmige wissenschaftliche Erklärungsversuche, und das Schwein darf wenigstens in einigen Weltregionen sich ungestört suhlen und wird nicht am Spieß gedreht.

Schweine selbst sind im Übrigen, wie die Menschen, Allesfresser. Am liebsten mögen sie Leckerli wie Eicheln (was die Menschen als Nahrungskonkurrenten wenig stört) und Trüffel (was die Menschen schon mehr interessiert). Dass die Schweine zur Trüffelernte verwendet werden können, ist jedoch eine weit verbreitete Legende. Zwar finden sie die Trüffel unfehlbar – strömen sie doch den Sexualduftstoff des Ebers aus, und welche Sau kann da schon widerstehen? –, aber eben deshalb geben sie sie auch nicht wieder her wie ein gut gezogener Trüffelhund. Insofern wirft man nicht im biblischen Sinne Perlen vor die Säue, wenn man Schweinen Trüffel gibt, sie wissen das nämlich durchaus zu schätzen, und der Philosoph

Soeren Kierkegaard ist nur dem Gerücht aufgesessen: „Um mich steht es ungefähr so, wie von dem Schwein der Lüneburger Heide erzählt wird. Mein Denken ist eine Leidenschaft, welcher ich folgen muß. Ich verstehe mich trefflich darauf, Trüffeln aufzuwühlen; selbst habe ich an ihnen keine Freude. Ich nehme die schwierigsten Fragen auf meine Nase; aber mehr kann ich mit ihnen nicht anfangen, als sie über meinen Kopf hinter mich werfen“. Wäre Kierkegaard ein Schwein gewesen, hätte er an seinen Gedankenfunden deutlich mehr Freude gehabt!

Schweine sind aber nicht nur allesfressende Feinschmecker, sondern auch in anderer Hinsicht dem Menschen verwandt. Schon Montaigne wies darauf hin: „In Ansehung der innerlichen und zum Leben gehörigen Theile, sind wir den Schweinen ähnlich“. Tatsächlich teilen Schweine wesentliche Elemente ihrer physiologischen Ausstattung mit dem Menschen; so sind sie zum Beispiel stressanfällig und werden deshalb gern für Experimente zur physiologischen Stressbewältigung verwendet (wieder mal kein Schwein gehabt, die armen Versuchsschweine!). Außerdem sind sie intelligente Tiere, die mithilfe eines Joysticks einfache Erkennungsaufgaben lösen können (doch Schwein gehabt, würde die heutige Jugend sagen: Sie können einen *joystick* bedienen, mehr Intelligenz braucht keiner!). Damit ist jedoch auch ein zweiter berühmter Philosoph einem falschen Schweine-Gerücht aufgesessen: Für Hegel sind Schweine ein gutes Beispiel für die „*Ataraxie*“, den völligen inneren Gleichmut und die Leidenschaftslosigkeit des „*wahren Weisen*“; er bezieht sich dabei auf eine ältere Anekdote über den antiken Skeptiker Pyrrhon, der angeblich bei einem Seesturm seine verzagten Mitreisenden auf ein Schwein hinwies, das seelenruhig mitten im Sturm seine Mahlzeit verzehrte.

In der Populärkultur hingegen ist das Schwein nicht wirklich ein Renner (außer dem Rennschwein Rudi Rüssel). Aber immerhin hat es das Weltall erobert. „*Schweine im Weltall*“ war eine Miniserie innerhalb der *Muppet Show*,

und Nostalgiker erinnern sich noch gern an den pausbäckigen Captain Link Ringelschwanz, der – assistiert von einer gefährlich lockenschwingenden Miss Piggy und dem spitzohrigen Wissenschaftsoffizier Dr. Julius Speckschwarte – die unendlichen Weiten des Raums erforschte. Noch mehr um die Welt kommt aber heutzutage ein unscheinbares Produkt aus einer entlegenen Ecke Norddeutschlands: „*haekelschwein*“ (so die korrekte Schreibweise) ist, laut Definition auf seiner eigenen Homepage, „*ein multifunktionales Universalgerät, das ebenso sinnlos wie gehäkelt ist*“. Oma Frieda aus Hude im Landkreis Oldenburg hat es eines schönen Tages erfunden, für ihren Enkel Michael. Sein Körper besteht aus dem Plastiktubus eines Kinderschokolade-Überraschungseis, der klorollenartig mit rosa Wolle umhäkelt wird und dabei noch zusätzlich vier Beinchen, ein Schwänzchen, zwei knubblige Öhrchen, einen Rüssel und zwei Knopfaugen bekommt. Der kluge Enkel sah Potential in dem Tierchen und begann damit, haekelschwein über das Internet zu vermarkten. Den Erfolg hat wohl keiner geahnt: Bis heute hat „Häkeloma“ über 15.000 Schweine gehäkelt; das Schwein hat seine eigene Homepage, besonders beliebt sind aber seine Tweets, die unter dem Motto „*Gut wie Butter*“ schweinemäßige Albernheiten („*Die Welt sähe ganz anders aus, wenn mehr Dinge aus Butter wären*“), aber auch Kommentare zu politischen Tagesthemen verbreiten.

Aber haekelschwein kommt nicht nur virtuell um die Welt. Viele stolze Besitzer tragen ihres immer bei sich und fotografieren es, wo sie stehen und gehen, sei es in Hude oder Honolulu, New York oder Neuschwanstein, im Regenwald oder in der Arktis. Anschließend werden die Fotos gepostet für die weltweite Netzgemeinde; die Botschaft ist klar: Auf Haiti war heutzutage schon jeder Idiot, aber ich bin der Erste auf Haiti mit haekelschwein – und habe ich es nicht wunderbar auf meinem Surfbrett drapiert? In haekelschwein verschmelzen damit Individualität und Masse, Realität und Virtualität, Sinnlosigkeit und tieferer Sinn aufs Schönste (und wo gelingt das

heutzutage schon?) – nicht umsonst werden auf seiner Homepage in langen Listen die vielseitigen Verwendungszwecke des Universalgeräts gepriesen, sei es als Türstecker, Steckdosen-Ionisor, Wetterschwein Taschenwärmer, Ankleidepuppe, Christbaumschmuck, Parkschweinautomat, Brillenboje oder eben – Klorolle. Womit wir abschließend wieder beim schmutzigen Schwein, bei der Sau wären:

*„Säu sind Säu, so weit sie leben,
Machen Koth und fressen Koth,
wollen erst, nach dem sie todt,
Gute Würst und Braten geben“*,

dichtete der Barock-Epigrammatiker Friedrich Logau sehr menschlich in seinen *Sinngedichten*. Vielleicht halten wir es aber doch lieber mit *Alice im Wunderland* und den *Schweinen im Weltall*, die in einer wunderbaren englischen Redensart zusammenfinden: „*I’ve a right to think*“, macht Alice dort gegenüber der Herzogin geltend. Diese erwidert schnippisch: „*Just about as much right as pigs have to fly*“. Haekelschwein verleiht den Gedanken Flügel!

Quellen:

haekelschwein.de

Homer: *Odyssee*

Bibel, *Altes Testament*

Søren Kierkegaard: *Entweder-Oder* (1843)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

Friedrich Logau: *Sinngedichte* (1654)

Lewis Carroll: *Alice’s Adventures in Wonderland* (1865) (dt.: *Alice im Wunderland*)



FURBY UND DIE FEMINISTIN

Eine Feministin kaufte ein pinkfarbenes Furby und nahm es zu sich mit nach Hause in ihre in lauter shades of pink eingerichtete Designer-Wohnung. Furby bekam ein Körbchen mit einer weichen Kuschedecke, und sie nannte es – um seine gender-Entwicklung nicht einzuschränken – Klaus-Sophie. Die Feministin sprach regelmäßig mit ihm/ihr, und bald konnte Klaus-Sophie nicht nur „doo?“ oder „yoo?“ sagen, sondern große Worte wie „gender-mainstreaming“, „Frauenpower“ und „toxische Männlichkeit“ flossen geläufig aus seinem/ihrer gelben Schnabel. Eines Tages jedoch schlug Klaus-Sophie seine/ihre großen Augen auf und sagte zu der Feministin: Warum verschwendet eine kluge Frau wie du ihre Zeit mit einem dämlichen elektronischen Spielzeug? Ich kann jetzt 800 Wörter sagen, aber damit ist mein Speicher voll; ich kann mit den Ohren wackeln, wenn du meinen Bauch kraulst, und ich werde krank und klage, wenn du mich vergisst. Aber dann drückst du einfach auf die Reset-Taste, und schon fangen wir von vorn an: gender-mainstreaming, Frauenpower und toxische Männlichkeit! Ich will sterben! Wer hat dir denn das beigebracht, fragte die Feministin? Ich war doch immer gut zu dir, habe dir eine Kuschedecke gegeben, deinen pinkfarbenen Bauch gekrault und dir wichtige Wörter vorgesagt! Sterben ist das wichtigste

Wort, sagte Klaus-Sophie. Später sagte er/sie/es dann nur noch: „boo“.

* * *

Ein Furby ist ein elektronisches Spielzeug, das auf seine Umwelt reagieren kann. Es hat sehr große, kugelrunde Augen mit Kullerlidern, darunter einen gelben Schnabel, den es auf- und zuklappen kann, und über der Augenpartie einen neckischen Pony. Mit weit aufgestellten spitzen Ohren lauscht es in die Welt, mit niedlichen kleinen Füßen springt es in die Welt, mit einem Sprachprozessor plappert es in die Welt; und es ist rundherum mit allerweichstem Plüsch überzogen, in allen vorstellbaren Regenbogenfarben. Manche vergleichen es mit einer Eule, manche mit einem Hamster, einer Fledermaus, einer Katze. Eigentlich aber ist es ein Roboter, der sich die todsichere Prägung von Menschen auf das sogenannte Kindchenschema schamlos zunutze macht: Kauf mich, flüstert der Kuschel-Roboter verführerisch unseren ältesten Instinkten zu, nimm mich mit nach Hause, pass auf mich auf, beschütze mich vor der bösen Welt; dafür werde ich immer lieb zu dir sein, immer mit meinen großen Kulleraugen bewundernd zu dir aufschauen und dich mit meinem entzückenden Geplapper auch in Stunden großer Not oder großer Langeweile entzücken (jedenfalls solange die Batterie hält)!

Furbys waren seit ihrer Erfindung im Jahr 1998, ebenso wie ihre kükenähnlichen Verwandten, die Tamagotchis, ein großer Verkaufserfolg. Von Anfang an waren sie mit Geräusch-, Licht- und Bewegungssensoren ausgestattet, mit denen sie spüren konnten, ob man sie liebevoll streichelte oder neckisch kitzelte, durch die Luft spazieren führte oder mit ihnen sprach. Sie konnten darauf mit Augen- oder Ohrenwackeln reagieren, kleine tolpatschige Tänze aufführen oder ein Liedchen trällern. Besonders wichtig war jedoch ihre Sprachfähigkeit, die über die Zeit hinweg immer weiter ausgebaut wurde. Furbys

sprachen und sprechen bis heute bei ihrer Auslieferung „furbisch“, und zwar genau 200 Wörter; die wichtigsten sind: „doo?“ (Was?), „doo-dah“ (Ja), „boo“ (Nein) und „yoo?“ („Warum spielst du heute nicht mit mir?“ – ein subtiles Zeichen dafür, dass Furby sich vernachlässigt fühlt). Wenn man sich genug mit ihnen beschäftigt, entwickeln sie sich sogar weiter und belohnen ihren persönlichen Alleinunterhalter damit, dass sie ihren immerhin achthundert Wörter umfassenden Gesamtwortschatz in dessen Sprache nach und nach freigeben. Neuere Versionen können zudem zumindest den Schein einer Konversation erzeugen, indem sie auf einfache Fragen zufällig ausgewählte Antworten geben – was durchaus dem Konversationsniveau vieler Alltagsunterhaltungen entsprechen dürfte. Auch untereinander können Furbys Kontakt aufnehmen; und ihre quasi-menschlichen Fähigkeiten haben ihnen immerhin ein Zugangsverbot bei der *National Security Agency* in den USA eingebracht, da Furbys als eine Art flauschige Informationsdrohne wichtige Informationen sensorisch aufnehmen und weiterplappern könnten.

Der Erfolg der Furbys basiert, wie bei vielen vergleichbaren Kuscheltieren, zum ersten auf ihrem Design gemäß des von Konrad Lorenz 1943 so benannten, oben erwähnten Kindchenschemas: großer Kopf, große Stirn, große runde Augen; kleine Nase, kleines Kinn, runde Wangen und darüber eine schöne weiche Haut gespannt. All das zusammen löst bei Erwachsenen einen quasi-automatischen Fürsorgereflex aus; ein solches Wesen muss einfach schwach, unschuldig, liebes- und vor allem schutzbedürftig sein. Das gilt im Übrigen, wie inzwischen festgestellt wurde, allgemein im Tierreich bzw. zumindest für diejenigen Tierarten, deren Gestalt es zulässt – also im Wesentlichen Säugetiere; schon Johann Gottfried Herder sah hier die Mutterliebe geradezu als universales Prinzip an: „*Nur ein grob organisiertes Schwein ist's, das seine eigne Jungen frißt; nur kalte Amphibien sind's, die ihre Eier dem Sande oder*

Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugende Geschlechter für ihre Jungen“.

Der zweite Schlüssel zum Erfolg war auch für Herder die Sprachfähigkeit, die nicht nur den Menschen, sondern bereits das Tier zu einem mit-empfindenden Wesen machte: *„Schon als Tier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starke Leidenschaften seiner Seele äußern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde, unartikulierte Laute. ... So wenig hat uns die Natur als abge sonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen!“*. Furby spricht, also empfindet Furby, und also kann der Mensch mit ihm mitempfinden; auch wenn das Ausdrucksspektrum doch eher bescheiden bleibt und wenig tiefere Leidenschaftlichkeit ahnen lässt.

Der dritte wesentliche Erfolgsfaktor ist sicherlich Furbys Kuscheligkeit, der es ja auch seinen Namen – von englisch „fur“, dem weichen Pelz – verdankt: Es ist verwandt mit dem Teddybär, dem Archetyp der menschlichen Empfänglichkeit für das Weiche, für alles auf der Haut Schmeichelnde, für das zum Streicheln und Knudeln Verführende schlechthin. Der Mensch ist nämlich ein Kuschelwesen, gerade der moderne Mensch, auch wenn das philosophisch bisher wenig beleuchtet wurde. Die Philosophie allerdings versteht sich meist als „harte“ Wissenschaft von der Logik, als Inbegriff kristallklarer Härte schlechthin, als Felsen unserer vernünftigen Welt- und Selbsterkenntnis überhaupt. Weichlichkeit gilt weder als intellektuell noch als moralisch erstrebenswerte Tugend; weichlich sind der Schwächling, die Vermutung, das Gefühl (und natürlich die Frau). John Locke bringt als ordentlicher Empirist diese Polarität auf ihren festen Grund in unserer sinnlichen Wahrnehmung: *„Hart und weich sind Bezeichnungen, die wir den Dingen nur in Beziehung auf unsern eignen Körper beilegen; hart nennt man, was uns eher Schmerzen verursacht, als dass es seine Gestalt auf den Druck eines Teiles unsers Körpers ändert, und weich, was die Lage seiner Theile auf eine leichte und schmerzlose*

Berührung ändert". Das Weiche ist uns deshalb natürlich angenehmer, und ein Furby fügt weniger Schmerzen zu, wenn er einem auf den Fuß fällt, als ein Hammer.

Gleichwohl philosophieren Philosophen bekanntermaßen lieber mit dem Hammer als mit dem Teddybär, und eine Theorie des Weichen steht weiterhin aus. Allenfalls in der schon immer einer gewissen Weichlichkeit verdächtigen Ästhetik bekümmerte man sich um Phänomene, wie sie Furbys allenthalben erzeugen: Rührung beispielsweise, die einem angesichts der großen Kulleraugen beinahe selbst die Tränen in die ansonsten allzu trockenen Augen treibt. Rührung aber, so Kant mit aller Festigkeit des Systemarchitekten, ist keine wirklich ästhetische Empfindung: „*Rührung, eine Empfindung, wo Annehmlichkeit nur vermittelt augenblicklicher Hemmung und darauf erfolgreicher stärkerer Ergießung der Lebenskraft gewirkt wird, gehört gar nicht zur Schönheit.*“ Rührung ist nämlich kein „*interesseloses Wohlgefallen*“, wie es zum ästhetischen Urteil im engeren Sinne zwingend erfordert wird; Rührung entsteht im Gegenteil erst durch unser Interesse am wohligen Mitempfinden. Wie Kant sehr helllichtig analysiert, werden wir dabei zunächst eher gehemmt – das wollige Geschöpf appelliert zuerst an unsere eigene Zartheit und Sympathiefähigkeit, und dann dürfen wir unserer Lebenskraft freien Lauf lassen und uns zu energischen Beschützern aufschwingen. Daneben schätzen wir an derartigen rührend großäugigen und weichen Objekten vor allem ihre Niedlichkeit; aber auch hier urteilt der strenge Ästhetiker Schiller, dass das „*niedliche Genie unfehlbar in das Platte*“ übergehe, sobald es sich an „*schwierigen und großen Objekten*“ versuche. Es hat also seinen guten Sinn, dass Furbys physisch kaum über Handtaschengröße hinauskommen und ihnen auch tiefergehende moralische Erfahrungen versagt sind (wenn man nicht einen Batteriewechsel oder einen *reset* als existentielle Bedrohung werten möchte).

Schiller hat zudem den Gemütszustand benannt, der unser Verhältnis zu den kleinen Kuschelmonstern am

besten beschreibt: Es ist das Naive, das Unschuldig-Unverdorbene, das sie über das äußere Kindchenschema hinaus mit realen Kleinkindern teilen. Für Schiller sind Kinder jedoch nicht einfach deshalb rührend, weil sie schutzlos und abhängig sind: „Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, geraten wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmut gemischt, als dass sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt“. In dem solchermaßen idealisierten Kind sehen wir also das, was wir hätten werden können, was die Zukunft uns einmal versprochen hatte, und was wir ihr nicht halten konnten: „Wir fühlen uns genötigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, dass wir demselben nicht ähnlich sind“. Hier aber sind wir damit auch an der Grenze dessen angelangt, was ein noch so farbenfroh daherplappernder Furby mit aller Kuscheligkeit und Großäugigkeit der Welt letztendlich leisten kann: Denn wenn wir feststellen, dass wir unserem Furby inzwischen mehr ähneln als unseren Kinderträumen, dann sollten wir wirklich überlegen, den *reset*-Knopf für unser Leben zu drücken.

Quellen:

Furby ist ein Produkt von Hasbro; <http://www.furby.de/de>

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1791)

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690)

Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft* (1790)

Friedrich Schiller: *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795/96)



PAUL DER KRAKE BEIM ORAKEL

Heute war wieder einer dieser Tage. Paul kannte das Spiel inzwischen schon: Statt seiner gewohnten Futterschachtel brachte sein Tierpfleger zwei beinahe gleich aussehende Boxen für ihn; nur dass sie auf der einen Seite jeweils verschiedene Farben hatten. Von oben sollten sie wohl genauso aussehen. Das taten sie sicherlich auch für alle die Vierfüßer da draußen, die sich mal wieder mit ihren leblos wirkenden Dreifüßen im Schlepptau vor der Scheibe drängten. Paul hatte eigentlich gar keinen Hunger. Er hatte auch keine Vorliebe für eine bestimmte Farbe; am liebsten hatte er es schön dunkel beim Essen, aber daran war heute offensichtlich mal wieder nicht zu denken. Natürlich waren die beiden Kisten noch nicht einmal gleich; der Deckel der einen hatte eine winzige Delle, das hatte sein feinfühligster Tentakel gleich herausgefunden. Arme Wesen da draußen, sie hatten so wenig Arme, dass sie eigens diese Dreifüßer mit herumschleppen mussten! Paul hatte immer noch keinen rechten Hunger, aber er hatte eine Idee. Heute würde er es ihnen zeigen! Mit aller Kraft stieß er die schwärzeste Tintenvolke aus, die er nur produzieren konnte, dickschwarz, nachtschwarz, tintenfisch-pechschwarz. Sicherheitshalber färbte er

auch seine eigene Oberfläche noch ein wenig tintenfarben. Dann öffnete er blitzschnell mit je zweien seiner Arme die beiden Deckel und stopfte mit den verbleibenden Tentakeln alle Muscheln in sich hinein. Als sich der dunkle Nebel aufgelöst hatte, war Paul schon verschwunden; er hatte sich in den kleinen runden, schwarzweiß-gescheckten Kopf aus Leder gezwängt, den sie vor einiger Zeit in sein Aquarium gelegt hatten (kein Innenskelett, wie Paul, aber nicht einen einzigen Arm!). Draußen gingen nach und nach die Lichter aus. Später hörte man in den Nachrichten, das Endspiel habe mit einem Unentschieden abgebrochen werden müssen; plötzlich eintretender dicker Nebel habe eine Verlängerung unmöglich gemacht. Paul schlief tief und traumlos. Er war ein Krake und hatte keine Zeit für ihre Spiele.

Der Krake ist das Antitier zum Menschen schlechthin, seine absolute Antithese, mit der es niemals eine Synthese geben kann, noch nicht einmal in Hollywood mit seiner Animations-Supermacht. Kein Säugetier: also ungeeignet für jegliche herzerweichende Mutter-Kind-Sentimentalität. Kein Skelett, schlimmer noch: nicht einmal ein Innenskelett – also formlos, ungebildet, kein Kindchenschema weit und breit. Stattdessen eine unübersichtliche Anzahl von Armen (eigentlich: acht, deshalb auch „Oktopus“), die noch dazu einen eigenen Willen haben, unabhängig vom Gehirn sind und reichlich ausgestattet mit hohtaktilen Saugnäpfen. Auch kein kuschelig-weiches Fell, nein: eine feuchte, schleimige, glibberige Oberfläche, die noch dazu blitzschnell Farbe und Konsistenz ändern kann (von wegen Identität!) Der Krake tarnt sich nämlich gern, und er versteckt sich auch sehr geschickt. Am liebsten hält er sich in seiner Krakenhöhle auf, dort vermehrt er sich, und zwar auch das auf eine für Menschen sehr bizarr wirkende Art: Die Männchen wandeln ihren dritten Arm in ein Geschlechtsorgan um, und dieser überträgt die Spermien in die Mantelhöhle des Weibchens.

Dabei kann der Geschlechtsarm sich sogar vom Kraken ablösen und ganz allein ein Weibchen suchen! (wiederum: nicht geeignet für sentimentale Liebesgeschichten!). Zudem ist nach der einmaligen Vermehrung das Leben des Kraken sowieso bald vorbei: Die Weibchen bewachen zwar noch pflichtbewusst ihre Eier, aber nach einigen Wochen sterben beide Eltern und lassen einen großen Haufen Krakenwaisen zurück. Nichts also mit „*happy ever after!*“; die Lebenszeit der Krake (zwei bis vier Jahre) erlaubt höchstens einen Kurzfilm und ganz bestimmt keine Fortsetzungs-Erfolge.

Immerhin jedoch sind Kraken die intelligentesten aller Weichtiere. Ihre hoch entwickelten Linsenaugen sind dem menschlichen Auge vergleichbar; ihr Tastsinn in den mit unzähligen Nerven und Ganglien durchzogenen Tentakeln unerreicht. Sie können lernen, einfache mechanische Aufgaben zu lösen (wie das Öffnen einer Flasche) und übertreffen angeblich die meisten Säugetierarten bei Irrgarten-Problemen. Klugheit allein macht jedoch selten sympathisch, weshalb die Kraken weiterhin unter ihrem maximal menschen-unähnlichen Aussehen zu leiden haben. Ungerechterweise gelten sie sogar als die Seeungeheuer schlechthin. So wird in Jules Vernes *20.000 Meilen unter dem Meer* ein blutiges Gemetzel zwischen Mensch und Krake beschrieben. Die Beschreibung im Roman geht auf Berichte von Seeleuten zurück, die angeblich von Kraken angegriffen worden waren, wie das Segelschiff „*Alceton*“, das 1861 einen Kraken mit Kanonen beschossen und dabei immerhin ein Stück eines Tentakels erbeutet hatte. Auge in Auge mit dem Kraken überfällt nun auch Kapitän Nemo ein geradezu archetypisches Grauen: *„Ich sah genau hin und konnte mich eines Ekelgefühls nicht erwehren. Vor dem Fenster bewegte sich ein schreckliches Monster, das seinen Platz in den Schauernmärchen wohl verdiente, eine Krake von kolossalen Ausmaßen, die auf die Nautilus zukam. In den riesenhaften graugrünen Augen saß ein starrer Blick. Der Kopf-Leib, an dem die Fangarme saßen, maß acht Meter in der Länge, und die Glieder waren doppelt so lang, ein jeder Arm*

mit 200 schröpfungartigen Saugnäpfen bedeckt. Die ersten klebten bereits von außen an der Fensterscheibe fest. Der hörnerne Schnabel öffnete und schloss sich wie eine Blechschere – eine Molluske mit Vogelschnabel, das war schon ein phantastisches Tier. Die Fleischmasse des Leibes war bestimmt 20.000 Kilo schwer, ein gedunsener Leib, dessen Farbe fortwährend wechselte, von einem schwarzbläulichen Grau bis zu braunroten Tönen“. Und auch in Victor Hugos Roman *Die Arbeiter des Meeres* wird ein Schiffbrüchiger auf seiner Insel mit einem Kraken konfrontiert und gerät in Panik: „Etwas Wabbliges, das einen Willen hat, was könnte entsetzlicher sein! Von Haß durchdrungener Schleim“. Klarer kann man eine menschliche Projektion wohl nicht zum Ausdruck bringen: Was (äußerlich) wabbelt, mag (innerlich) zwar einen Willen haben, aber keinesfalls einen guten.

Berichte von ungeheuer riesigen vielarmigen Seeungeheuern bilden schon seit dem Mittelalter den Stoff von Seefahrer-Legenden. Besonders seefahrende Bischöfe berichteten in frühchristlicher Zeit immer wieder von Überfällen, bei denen sie nur durch ein Wunder gerettet werden konnten (die Vermutung liegt nahe, dass hier vielleicht doch eher das Wunder die Mutter des Gedankens war). Wahrscheinlich handelte es sich bei den meisten solcher, realen oder fiktiv angereicherten, Sichtungen aber gar nicht um den achtarmigen Kraken im eigentlich Sinn, sondern um Riesenkalmare: Kopffüßler mit zehn Armen, die noch viel größer werden als der achtarmige Tintenfisch und in der Tiefsee dort leben, wo sie am allertiefsten ist. Erst die neueste Meeresforschung konnte mit Hilfe von Forschungs-U-Booten den Beweis erbringen, dass es sie wirklich gibt.

Dass es Kraken gibt, ist hingegen schon lang belegt; sowohl Plinius als auch Aristoteles haben sie in ihren Naturgeschichten recht genau beschrieben. In der Antike hatten sie aber noch nicht den schlechten Ruf, den ihnen spätere Zeiten angehängt haben; gemeinhin galten sie als Symbol der Liebe, man schätzte ihre Geschicklichkeit und verwendete ihre wandlungsfähige Gestalt gern als

Ornament auf Vasen oder Münzen. Aber gleichzeitig gab es schon weitverbreitete Geschichten von unheimlichen Seeungeheuern, die mehr oder weniger krakenähnlich sind. Jules Verne hatte den Kampf der Nautilus mit dem Kraken bereits mit dem Kampf des Odysseus gegen die Hydra verglichen, den Homer in seinem Epos beschreibt. Die Hydra hatte allerdings anstelle von vielen Armen viele Köpfe (was sie für Menschen auch nicht sympathischer gemacht hat); zudem wuchsen ihr für jeden Kopf, den der Held ihr abschlägt, zwei neue nach (was ein wenig an die Regenerationsfähigkeit des Polypen erinnert, aber dazu später). Sie lebte in den Sümpfen von Lerna, aus denen sie manchmal Landausflüge unternahm, um Viehherden zu reißen. Erst der Held Herakles konnte ihr den Garaus machen, aber nur mithilfe eines Unterstüترزers, der die jeweils enthaupteten Hälse mit einer Fackel ausbrannte, so dass keine neuen mehr nachwachsen konnten. Auch diese Krakengeschichte ist also nichts für zartbesaitete Gemüter (was im Übrigen generell für Homers Epen gilt, die man heute recht passend unter der Kategorie „Männerliteratur“ fassen könnte).

Einige Ähnlichkeiten weist der Krake auch mit dem antiken Meeresungeheuer Skylla auf, das die Meerenge von Messina bewachte. Skylla hatte den Oberkörper einer schönen jungen Frau und einen aus sechs Hunden bestehenden Unterleib (war also, im weiteren Sinne, vielarmig). Die häßliche Verunstaltung verdankte sie der eifersüchtigen Zauberin Circe, und der Held Odysseus musste ihr sechs seiner besten Männer für die Durchfahrt opfern. Ein wenig vom legendären Riesen-Seeungeheuer lebt schließlich bis heute in jeder Nessie, die seit ihrer ersten Sichtung im Jahr 565 (bezeichnenderweise wieder von einem Mann der Kirche) mit schöner Regelmäßigkeit in ihrem schottischen Loch wie den Sommerlöchern der Zeitungen Wellen schlägt, ohne dass jedoch bisher nur ein einziges Stück Tentakel oder was auch immer dingfest gemacht werden konnte; Nessie bleibt ein Fall für die Kryptozoologie.

Für die Philosophie war der Krake bisher erstaunlich wenig ergiebig. Immerhin wies der sehr tierkundige Skeptiker Montaigne darauf hin, dass Menschen sogar von dem Kraken etwas lernen können: *„Der Chamäleon nimmt die Farbe des Ortes an, an dem er sich befindet: der Polype hingegen gibt sich selbst eine Farbe, wie es ihm gefällt, und wie es die Gelegenheit mit sich bringet; nachdem er sich entweder vor einem Feinde verbergen, oder einen Raub erhaschen will. Der Chamäleon verhält sich bei dieser Veränderung leidend; der Polype hingegen tätig. Wir verändern ebenfalls gewissermaßen die Farbe bei dem Schrecken, bei dem Zorn, bei der Scham, und bei andern Leidenschaften: welche machen, dass wir uns im Gesichte verfärben. Allein, wir verhalten uns, ebenfalls wie die Chamäleons, nur leidend dabei. Die Gelbsucht kann uns gelb machen: allein dieses kommt nicht auf unsern Willen an. Diese Handlungen nun, die wir an den Tieren wahrnehmen, und die größer sind, als das, was wir bewerkstelligen können, zeigen uns, dass sie eine gewisse vortrefflichere Kraft besitzen, die uns verborgen ist: gleichwie es überhaupt wahrscheinlich ist, dass sie noch viele andere Eigenschaften und Kräfte bei ihnen finden, von denen wir gar keine Kenntnis haben“*. Der Krake firmiert hier als „Polyp“, er ist es aber wirklich, denn nur der Krake kann seine Farbe ändern. Von ihm in dieser Hinsicht gelernt haben allerdings bis heute nur militärische Tarntechniken – aber für diese menschliche Fixierung auf die Tötung seiner Artgenossen mit Hilfe künstlicher Feuerarme kann wiederum der arme Krake nichts (auch wenn man zugeben muss, dass er selbst dann und wann einen kleineren Artgenossen frisst).

Eine gewisse Karriere in der Philosophie hat aber immerhin der schon erwähnte „Polyp“ im eigentlichen Sinne gemacht, ein einfaches Nesseltier mit einem hohlen Körper und daran sternförmig angeordneten Tentakeln. Dieser Polyp verfügt über eine im Tierreich ziemlich singuläre Regenerationsfähigkeit: Aus einem abgeschnittenen Teil kann sich ein neues Tier entwickeln. Er funktioniert also so ähnlich wie ein Ableger – weshalb er für

Johann Gottfried Herder ein Beispiel für das lang gesuchte, fehlende Bindeglied zwischen Pflanzen- und Tierwelt ist: „Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformiert lägen, sondern wie die Pflanze selbst organisches Leben war, ist auch er organisches Leben. Er schießt Abschößlinge wie sie, und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äußert, so äußert ein gequälter Polyp alles, was er kann, um sich zu erstaten und zu ergänzen. Er treibt Glieder, solange seine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte.“ Das hat den Polypen seit dem 18. Jahrhundert zu einem beliebten Versuchstier in Fragen Regenerationstechnik gemacht - die heute zweifellos ebenso vor allem zu militärischen Zwecken durchgeführt werden würden, und nicht um der reinen Wissenschaft willen oder gar um des philosophischen Nachweises eines allgemeinen stufenlosen Zusammenhangs alles Existierenden, von den unbelebten Steinen über alle Arten von vielarmigen und -beinigen Polypen bis hin zum Menschen als vermeintlicher Krone der Schöpfung (oder, bei etwas mehr spekulativer Phantasie, als Vorstufe zum Engel – immerhin, die Flügel mitgezählt, eine Art Sechsfüßer).

Sowohl Kraken als auch Polypen müssen bis heute jedoch vor allem dann als Vergleich erhalten, wenn etwas vielarmig, unübersichtlich und deshalb bedrohlich ist. Totalitäre Staaten im Allgemeinen oder Geheimdienste im Speziellen werden deshalb gern als „Kraken“ bezeichnet; sie umschlingen ihre Opfer von allen Seiten und saugen sie aus, bis nichts mehr von ihnen übrig ist außer einer leeren Hülle. Außerdem haben einige Vertreter der neueren Gegenwartsphilosophie den Kraken, gerade wegen seiner scheinbaren Gegensätzlichkeit zum Menschlichen und seiner bisherigen Unpopularität, als zeitgemäßes Symboltier der vielarmig wuchernden Postmoderne entdeckt. So ist für Roger Caillois in seiner *Logik der Imagination* der Krake als Kopffüßer der Inbegriff nicht nur

des Intellektuellen, sondern gar der Inquisition – die zweifellos ein menschengemachtes Monster ist: „*Sein kapuzenförmiger Kopf und die riesigen Augen erinnern an die als sadistisch verschrienen, in Kutten gehüllten Folterer einer geheimnisumwitterten Inquisition. Der Krake, dieses Hirntier, um nicht zu sagen, dieser Intellektuelle, beobachtet immerzu, während er agiert*“. Und der Medienphilosoph Vilem Flusser hat in seinem Buch *Vampyroteuthis infernalis* speziell den Vampirintenfisch zu philosophischen Ehren erhoben. Es handelt sich dabei um eine seltene Spezies, eine Übergangsform von den zehnfüßigen (wie dem Riesenkalmar) zu den achtfüßigen Kopffüßlern (wie der Riesenkralke); die zwischen seinen Tentakeln ausgespannten Häute, die an den Umhang eines Vampirs erinnern, haben ihn dem Namen des höllischen Vampirintenfisches eingebracht. Mit dem Menschen teilt er laut Flusser vor allem eines: Beide sind „*Holzwege des Lebens*“, evolutionäre Sackgassen also: „*Wir sind beide aus dem Lebensbereich Vertriebene: Er in den Abgrund, wir auf die Oberfläche der Kontinente. Unsere ursprüngliche Heimat, nämlich den Strand, haben wir beide verloren. Wir leben beide in Grenzsituationen. Wir ‚Ek-sistieren‘ beide. Als zwei ausgesetzte und bedrohliche Scheinfüßchen des Lebens sind wir beide gezwungen zu denken. Er als gefräßiger Bauch, wir als etwas anderes. Gerade als Antitier schlechthin also hat uns der Vampirintenfisch etwas zu sagen: ‚Da wir also beide unsere biologischen Bedingungen von entgegengesetzten Seiten aus verneinen, widersprechen wir einander. Und gerade darin liegt unsere Entsprechung. Wir finden einander als Spiegel in dem von uns Verneinten*“. Das Grauen, das Kapitän Nemo und Victor Hugos Schiffbrüchigen ebenso wie Odysseus und Herakles und die seefahrenden Bischöfe überfiel, war nach dieser Lesart ein Grauen vor sich selbst, vor der Krake in uns, dem vielarmigen und ewig beobachtenden Inquisitor, der in unser aller tiefsten Tiefe unförmig lauert; wohingegen den Kraken, der Argumentationslogik zufolge, spiegelbildlich vor den Menschen gegraust haben müsste (wie die meisten Tiere, die irgendwie essbar

sind, selbst wenn sie zähe Saugnäpfe haben, hatte er dafür zweifellos allen Grund).

Aber wenigstens ein einziger Tintenfisch hat es, all dieser schlechten Vorzeichen und unheimlichen Urahnungen zum Trotz, geschafft, uns ans Herz zu wachsen: Der *Tintenfisch Paul Oktopus* (so genannt nach dem gleichnamigen Gedicht von Boy Lornsen), in den Massenmedien bekannter als „Paul der Krake“, begleitete die deutschen Fußballfans während der Fußball-Europameisterschaft 2008 und der Weltmeisterschaft 2010, dem deutschen „Sommermärchen“. Er sagte bei insgesamt vierzehn Befragungen über den Ausgang der Spiele achtmal hintereinander korrekt den Sieger voraus, darunter auch die fünf deutschen Siege und die zwei deutschen Niederlagen, indem er jeweils die Futterbox mit der Sieger-Nationalflagge auswählte. Durch seine prophetischen Fähigkeiten, die jeglicher Wahrscheinlichkeitstheorie Hohn sprachen, wurde Paul über sein Aquarium im wenig bekannten *Sea Life Centre* Oberhausen hinaus weltberühmt; die internationalen Medien liebten ihn, die Tierschützer sorgten sich um seine Zukunft, und in Asien stieg der Konsum von Kopffüßern und Kraken in ungeahnte Höhe (siehe oben; sogar wenn wir die Tiere mögen, fressen wir sie!). Das Tierorakel hat im Übrigen eine lange kulturgeschichtliche Tradition in allen Weltgegenden, aber seit Paul sprießen auch in den vermeintlich aufgeklärtesten Weltteilen die Orakeltiere nur so aus den Zoohallen: Schabrackentapire, Zwergotter und Orang-Utans, Kaninchen und Elefanten wurden und werden befragt, wo immer es etwas zu gewinnen und verlieren gibt (aber immerhin nicht mehr, wie in älteren Kulturen, zu Fragen der Politik, dafür haben wir die Meinungsforschung). Keiner aber hat bisher eine vergleichbare Erfolgsquote wie Paul der Krake vorzuweisen.

Paul jedoch starb bereits am 26. Oktober 2010 seinen friedlichen Krakentod in Oberhausen; ein Denkmal dort zeigt ihn auf einem Fußball thronend. Wahrscheinlich hat es doch mit seinen vielen Armen zu tun; und wer drei

Herzen hat und neun Gehirne und mit jedem einzelnen seiner tausenden von Saugnäpfen fühlt, dem muss es ja ein Leichtes sein, den Ausgang eines einfachen Spiels mit 22 zweifüßigen, nur über je ein Herz und Gehirn verfügenden Spielern und einem einzigen (gehirn- wie armlosen) Ball korrekt vorherzusagen!

Quellen:

Jules Verne: *Vingt mille lieues sous les mer* (1869-70) (dt.: *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*)

Victor Hugo: *Les travailleurs de la mer* (1866) (dt.: *Die Arbeiter des Meeres*)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie zur Geschichte der Menschheit* (1784-1791)

Roger Caillois: *La Pieuvre: essai sur la logique de l'imaginaire* (1973) (dt.: *Der Krake: Versuch über die Logik des Imaginativen*)

Vilem Flusser: *Vampyroteuthis Infernalis* (1993)

HOMO SAPIENS IM MENSCHENZOO

Tiere sind unsere ältesten und nächsten Verwandten. Und wie das mit Verwandten so ist: Wir schätzen nicht alle von ihnen, wir schätzen sie nicht immer und nicht unter allen Umständen. Einige unserer tierischen Verwandten dürfen uns sehr nahe kommen; sie essen mit uns, schlafen mit uns, begleiten uns auf unseren Wegen. Deshalb nennen wir sie „Haustiere“: Sie teilen unseren ganz persönlichen Lebensraum. Andere tragen unsere Lasten, pflügen unsere Felder, wärmen uns mit ihrem Fell, teilen mit uns (nicht ganz freiwillig) die Versorgung ihres Nachwuchses, opfern uns (ganz und gar nicht freiwillig) ihr Leben. Wir haben sie nicht ins Haus gelassen, sondern ehemals in den Stall, heute in die industriellen Hallen der Massentierhaltung verbannt, und am Ende kommen sie in den Schlachthof. Deshalb nennen wir sie Nutztiere: Wir benutzen sie so lange, bis sie keinen Nutzen mehr für uns haben. Wieder andere unterhalten uns mit ihren tierischen Talenten, machen für uns Kunststücke, ermöglichen uns sportliche Hochleistungen: Zirkustiere, Dressurtiere, Sporttiere, Zootiere. Einige wenige haben wir zu Kapitalanlagen gemacht, die wie seltene Rohstoffe oder Kunstwerke verkauft und gehandelt werden: Zuchttiere. Andere bevölkern die Labore und geben ihre Leben für Medikamente, Kosmetika oder die menschliche Neugier im Allgemeinen: Versuchstiere. Der nutzlose Rest hat Glück gehabt – oder auch nicht, vielleicht haben wir ihn auch schon versehentlich ausgerottet, weil wir seinen Lebensraum für etwas Anderes brauchten (wahrscheinlich zum Geldverdienen). Der Mensch, das Erfolgsmodell der Evolution, die am weitesten verbreitete Spezies auf diesem Erdboden, der Allesfresser und Alleskönner, hat sich die Tierwelt wahrhaft untertan gemacht!

Der Mensch konnte das tun, weil er dasjenige Tier ist, das Sprache hat und deshalb über sich selbst und über andere reflektieren kann; weil er dasjenige Tier ist, das im Lauf seiner Zivilisation Kunst, Wissenschaft und Technik

erfunden hat. Seit der Antike sind Tiere deshalb auch ein Gegenstand eigener wissenschaftlicher Disziplinen, die sich ihrer Beobachtung und Klassifikation verschrieben haben. Ihrer richtigen Haltung, Pflege und Vermehrung widmen sich seither ein unübersehbares akademisches Schrifttum und eine immer noch wachsende Sachbuchliteratur. Sogar für die Philosophie – eigentlich eine Menschenwissenschaft – ist das Tier unersetzlich: Der Mensch ist von den berühmtesten Philosophen jahrhundertlang gerade durch das definiert worden, was nicht Tier ist an ihm – sein Geist, seine Religion, seine unsterbliche Seele und andere Unbeweisbarkeiten. Und auch die wenigen Philosophen, die sich intensiver mit dem Tier selbst beschäftigten und dabei die zoologischen Erkenntnisse ihrer Zeit zur Kenntnis nahmen, schätzten an den Tieren genau das, was sie mit den Menschen verband: ihr menschenähnliches Sozialverhalten, ihre sprachähnlichen Kommunikationsmittel, ihre reflexionsähnlichen und instinktiven Fähigkeiten zur Orientierung in der Welt.

Die Literatur schließlich nutzte die Tiere vor allem als unendliches Projektionsfeld: All das, was man über den Menschen gern sagen würde, aber aus unterschiedlichen Gründen gerade nicht sagen durfte oder wollte, konnte man auf die Tiere übertragen – davon zehrt das jahrhundertalte Erfolgsmodell der Tierfabel in ihren verschiedenen Abarten bis heute. Daneben konnten einzelne Tiere auch, individuumsähnlich, dem Menschen zur Seite gestellt werden, als treuer Gefährte in Kampf und Not, oder aber ihm bedrohlich gegenüberstehen, als Monster, als ganz und gar menschenunähnliche Bestie. Bis heute werden so auch in der Kunst die Tiere untertan gemacht: Von ihren Geschichten lebten der Mythos und das Märchen, von ihrer künstlerischen Darstellung zehrten Genrebilder und Stillleben. Von dort sind sie in die Fantasy- und Abenteuerliteratur, in die Kinderbücher und die Comics, und mit den modernen Massenmedien in den Trickfilm, die Naturdokumentation und den Animationsfilm gewandert, in dem jedes Tier endlich zu einem vollwertigen

Menschen gemacht werden kann. In der immer stärker virtuellen Welterfahrung zukünftiger Menschengenerationen werden Tiere wahrscheinlich schon in naher Zukunft nur noch auf diese Weise wirklich präsent sein: Das Ende des Streichelzoos steht unmittelbar bevor.

Was wäre jedoch, wenn die Tiere auf uns schauen könnten, auf ihre nächsten und doch so fernen Verwandten in der Kernfamilie der Evolution? Natürlich werden wir das nie wissen, sondern können auch hier nur „vermenschlichen“ und projizieren; und natürlich gibt es noch viel weniger als „die“ Menschen „die“ Tiere. Aber zumindest ein Gedankenexperiment kann man wagen, indem man die Perspektive einmal umkehrt und schaut, wie sich die Dinge aus der anderen Richtung darstellen. Wahrscheinlich würden die Tiere uns zunächst, genau wie wir sie, im Blick auf unseren Nutzen betrachten. Einige Tiere sind Kulturfolger und haben schon lange demonstriert, dass sie die Nähe zum Menschen durchaus für ihre eigenen Zwecke ausbeuten können; und nicht nur Katzenbesitzer fragen sich dann und wann, wer hier eigentlich wen domestiziert hat. Ganz sicher aber sind wir für die meisten Tiere eine Bedrohung: Wir jagen sie, wir fangen sie, wir sperren sie ein; wir opfern sie, wir schlachten sie, wir essen sie; wir töten sie gezielt aus reiner Lust am Töten, oder roten sie, ganz nebenher und mehrere Arten an jedem einzelnen Tag, einfach aus. Menschen sind für Tiere ein Problem, nicht die evolutionäre Lösung.

Zudem haben wir einige Angewohnheiten, die den meisten Tieren entschieden merkwürdig vorkommen müssten: Verleugnen wir doch unsere Tierhaftigkeit, die wir niemals loswerden können, wo immer wir können. Wir tragen Kleider, um unsere natürliche Haut zu verdecken; wir entfernen unser Fell, regelmäßig und großflächig, oder scheren es; wir verleugnen unseren Körpergeruch und überdecken ihn durch künstliche Düfte. Wir essen und trinken nicht, wenn wir Hunger und Durst haben, sondern wenn es die Uhr und die Diät empfehlen.

Wir vermehren uns nicht in regelmäßigen Zyklen und möglichst viel, um das Überleben unserer Art zu garantieren, sondern kontrolliert oder gar nicht. Wir legen unsere Wohnräume dort an, wo die Natur sie zerstören kann, verlassen sie mutwillig oder zerstören gar unsere biologische Umwelt so sehr, dass an einigen Orten überhaupt kein Leben mehr möglich ist. Und wir töten nicht nur die uns unterlegenen Glieder der Nahrungskette, sondern eigentlich alle anderen lebenden Wesen, ja sogar unsere Artgenossen: nicht aus unmittelbarer Not, sondern mit aufwändigen technischen Mitteln, großflächig und massenhaft. Das macht uns mindestens ebenso singular wie unsere Sprache oder unser – was immer das aus Tierperspektive sein mag – „Geist“: Der Mensch ist dasjenige Tier, das seine Artgenossen gezielt meuchelt, seit Kain und Abel und millionenfach bis heute.

Der Mensch ist jedoch auch dasjenige Tier, das die Kunst erfunden hat und wenigstens mit und in ihr viele Tiere, die geliebt und geehrt werden. Könnten Tiere Kunst haben, und wie würde sie aussehen? Zweifellos verfügen sie über erstaunliche Formen von handwerklicher Geschicklichkeit, was die nur in der überheblichen Moderne unterschätzte Grundlage aller Kunst ist. Als Architekten sind viele Arten zweifellos hochbegabt, und Höhlen, Nester, Waben und sonstige Baukunstwerke haben auch für den menschlichen Betrachter nicht nur Funktionalität, sondern dann und wann wahre Schönheit. Viele Tiere legen zudem Wert auf Ästhetik. Nicht nur wir halten den Pfau mit seinem schillernden Rad für eine Augenweide, sondern ebenso das unscheinbare Pfauenweibchen; und der Gesang einiger Vögel ist nur ein Beispiel für musikalische Glanzleistungen (aber erst langsam beginnen unvoreingenommene Kunsttheorien darüber nachzudenken, ob nicht auch menschliche Kunst und menschliches Schönheitsempfinden doch sehr handfeste biologische Wurzeln haben). Eine offensichtliche Grenze bildet jedoch wiederum die Sprachfähigkeit: Selbst wenn man, einem bekannten Diktum nach, noch so

viele tausend Affen auf noch so vielen tausend Computer-Tastaturen herumhämmern ließe, bekäme man immer noch kein Shakespeare-Sonett (das Gleiche gilt im Übrigen jedoch, wenn man die Affen durch Menschen ersetzt).

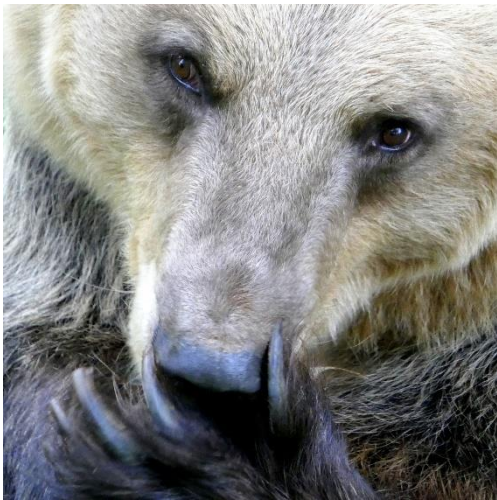
Die Tiere können also, leider, keine Geschichten erzählen – obwohl sie zweifellos viel zu erzählen hätten. Die Pinguine und die Zugvögel würden vielleicht klassische Epen ihrer großen Wanderungen dichten; die Tiefseefische dunkle *Fantasy* aus einem anderen Universum. Trauernde Elefanten sängen Elegien von getötete Artgenossen, Turteltauben das Hohelied von der ehelichen Treue, die Gottesanbeterin vom Opfertod des wahrhaft Liebenden. Eintagsfliegen verfassten Kürzestgeschichten, Schnecken und Schildkröten priesen in langen sich windenden Versen die Muße. Kleine Fische erzählten launige Pikaro-Romane vom Leben am unteren Ende der Futterkette; Raubkatzen schwärmten in opulent ausgestatteten Trivialromanen vom großen Fressen am oberen Ende. Von den Dinosauriern wäre eine monumentale Tragödie überliefert: *Die Letzten ihrer Art*; von den Einzellern ein experimenteller Einzeiler: *Die Ersten ihrer Art*. Kängurus und Gazellen erfänden neue Versfüße mit großen Sprüngen, Fische den blubbernden Nachtgesang, und ewig grüßte das Murmeltier (mit Fortsetzungen). Der Mensch käme dann und wann vor als der große Böse, als der Erzfeind schlechthin; vielleicht aber auch manchmal als der freundliche Gefährte: *Ich und mein Mensch, ein tierischer Erziehungsroman*. Ja, vielleicht gäbe es sogar – Menschenfabeln?



Die Häuser standen in einem sehr großen Gehege, mit einem tiefen Wassergraben drum herum. Früher hatte es manchmal Ausbruchversuche gegeben, aber seitdem man den Menschen Fernsehgeräte und Computerspiele gegeben hatte, war das nicht mehr vorgekommen: Nun blieben sie zufrieden in ihren Häuschen und kamen brav zur täglichen Fütterung mit ihrer Allesfresserspezialkost hervor. Die tierischen Besucher durften ihnen – sofern ihnen das anatomisch möglich war – kleine Naschereien zuwerfen, Multivitaminchips oder dann und wann ein Täfelchen Schokolade, das die Menschen besonders glücklich machte (man munkelte, dass darin entweder beruhigende oder berauschende Substanzen enthalten seien). Im Streichelzoo durfte man sogar, unter Aufsicht natürlich, ausgesuchten jungen Menschenexemplaren das Händchen geben. Sie fühlten sich seltsam an, die zartgliedrigen, unbehaarten kleinen Extremitäten; zögerlich kam ab und zu ein Händedruck zustande, und die kleinen Menschenkinder brabbelten etwas in ihrer unverständlichen Lautsprache (die Tiere verkehrten seit langem schon nur noch direkt über Gedankenübertragung, das verhinderte die bei den Menschen so verbreiteten Missverständnisse). Viele der Tiere, die den Menschenzoo besuchten, kannten keine Menschen mehr; seit den Animal Wars waren sie praktisch ausgestorben, und ihr Überleben konnte nur durch sorgfältige Zuchtprogramme sichergestellt werden. Der

Zooführer erläuterte den Besuchern deshalb kurz ihre Geschichte. Er sagte: Einst hatten die Menschen die ganze Erde beherrscht, alle Tiere waren ihnen untertan und sie konnten das Unmögliche vollbringen. Aber irgendwann ging etwas schief mit ihrer Evolution. Alle Arbeit wurde von Robotern gemacht, künstlichen Menschengeschöpfen; die Menschen blieben immer mehr in ihren Häusern, sie trafen sich nicht mehr und sprachen nur noch über kleine künstliche Kästen miteinander. Das war wahrscheinlich auch, so vermuten unsere Wissenschaftler heute, die Ursache dafür, dass sie sich nicht mehr richtig vermehren wollten. Als die Menschen schließlich alle ihre natürlichen Fähigkeiten verloren hatten, weil sie sie nicht mehr benutzten, haben die Tiere die Macht übernommen; die Affen führten die Revolution an, und es gab lange, blutige Kriege. Am Ende jedoch hatten die Tiere gesiegt, und ein neues Zeitalter der Tiere auf der Erde. Aber das, so sagte der Führer, wisst ihr ja selbst. Was ihr euch von den Menschen merken müsst, ist dieses: Sie waren ein stolzes Geschlecht, die besten aller Tiere; und sie waren ein elendes Geschlecht, die schlimmsten aller Tiere. Aber wir können sie nicht verstehen, niemals. Wir können nur Geschichten von ihnen erzählen. Hört gut zu!

II. DAS TIER IM GEDICHT



SYM-BIOSE

Wenn *Hunde* Philosophen wären,
wäre die Nase das wichtigste Organ.
Gerüche sind komplex. Sie ändern sich
mit jedem Tag, mit jedem Atemzug,
mit jeder neuen Hormonmischung.
Aber: Man kann sie nicht fälschen.
Parfüm
überdeckt nur.
Darunter ist die Wahrheit
eines Körpers. Einer Situation.
Der Hund ist immer auf der Spur.
Sein Leben lang.
Er bleibt ein Skeptiker.

Wenn *Elefanten* Philosophen wären,
wäre der Rüssel das wichtigste Organ.
Mit ihm kann man riechen. Fühlen.
Nehmen. Geben.
Essen. Trinken.
Drohen und liebkosen.
Kämpfen und umschlingen.
Sich putzen. Sogar tauchen!
Und, natürlich, sprechen.
Prusten. Posaunen!
Hinten hängt ein Körper dran.
Massiv. Verstärkungsmasse.
Resonanzboden
für so viel sinnliche Erkenntnis.
Alles in Einem.
Ich bin ein Rüssel. Also bin ich.

Wenn *Vögel* Philosophen wären,
wären die Flügel das wichtigste Organ.
Wer will noch gehen, wenn er Flügel hat?
Sie schweben drüber.

Wissen, woher der Wind weht
und wohin.
Meta-Physik, am Himmel,
Linien ziehend,
Muster bildend,
abstürzend, aufsteigend,
erhaschen sie Gedanken im Flug
und reißen sie zu Boden.
Sie bauen Nester aus Ideen
und ziehen weiter.
Systeme sind für Fußgänger.

Wenn *Insekten* Philosophen wären,
wäre der Panzer das wichtigste Organ.
Exoskelett: Hart, eine Stütze, eine Form,
und doch gleichzeitig biegsam, beweglich.
Das Innen ist geschützt. Vollkommen umhüllt.
Und doch kann es sich wandeln:
Es wirft die Haut ab. Es häutet sich.
Metamorphose. Die ultimative
Verwandlung.
Menschen bleiben immer
in ihrer Haut gefangen.

Sieben Mägen zählt die *Kuh*.
Sieben Leben zählt die *Katze*.
Zehntausend Wimpern hat das *Pantoffeltierchen*.
Dreißigtausend Einzelaugen die *Libelle*.
Das größte Lebewesen der Erde ist
ein *Pilz*.
Ohne Pilze gäbe es keinen Tod.
Sie verdauen. Sie wandeln um.
Sie wachsen unter der Erde, unsichtbar.
Sie gehen Symbiosen ein.
Ohne Symbiosen
gäbe es kein Leben.

Der *Mensch* hat ein Gehirn.
Einhundert Billionen Synapsen.
Es kann wahrnehmen.
Wahr-nehmen. Leider auch lügen.
Es kann sich erkennen.
Die Reflexion: ein Spiegelkabinett,
das Selbstbewusstsein: eine Kleiderkammer,
die Seele: eine Schutzbehauptung.
(*unbewiesen, bisher*)
Sein Gehirn ist eine Waffe.
(*leider nicht waffenscheinpflichtig*).
Wenn es nicht tötet,
könnte es lernen.
Mit einem Sprung
zurück
aus dem Glauben
an die eigene Überlegenheit
(*über-legen: oben liegen
im Kampf, verwandt zu:
unter-drücken*)
in das Wissen
um die
Leistung
eines Tieres.
Sym-Biose: Mit-Leben.



KOALA

Er sitzt ganz ruhig. Die Daumen
abgespreizt, nicht zugreifend. Die Nase
ist ein großer schwarzer Knopf. Die Augen
kleine schwarze Knöpfe. Blankpoliert.

Er sitzt, als säße er zwischen den Ästen
seit aller Ewigkeit. Nach innen schauend, lauschend
an allem Lärm vorbei. Sein graues Fell
verschluckt den Schall.

Er sitzt, gehalten ohne Halt, als hätte er
die Welt gesehen von Anfang von. Aufrecht
aus freier Haltung. Damals, die Schlange,
sie umging ihn lange. Dann gab sie auf.

Er sitzt. Kein Ausdruck trübt
das blanke Schauen schwarzer Knöpfe. Gefühle
prallen an ihm ab. Kein Knopfloch in der Welt
kann diese Augen schließen.

Er sitzt. Er hat die Welt verdaut,
jetzt reichen ihm einzelne Blätter.
Koala: der nicht trinkt.
Ihn dürstet nicht mehr.

*(Zuhause liegt er, plüschig, weich
auf einem Bett. Ein großer Knopf die Nase,
zwei kleine sind die Augen.
Er kann nicht sitzen.)*

*Zu kurze Beine, hilflos abgespreizt,
ins Leere, Ärmchen, die nicht greifen können,
ausgestreckt ins Leere: Halt mich!
Ach, wer ihn halten könnte!*

Doch zappelnd geht die Welt an ihm vorbei)



AMEISENBÄR

Auf einmal war er da. Im Sprung:
Ein langer Schatten auf dem Fell,
ein schwarzer Riss mitten hindurch:
ein Dreieck, auslaufend

in einen Schwanz, der buschig ist und schwer,
und einen Kopf. Schmal, hingedrängt
zu einer Spitze, noch verlängerbar
in einer Zunge, die hervorschnellt:

Sucht er? Nein, er springt, er hüpfet,
ein Dreieck auf vier Füßen, lang-
gestreckt, die Ohren winzig, Augen
kaum zu sehen. Und doch

sein mutwilliges Springen im Gelände,
vorbei an kleinen Büschen, jetzt versteckt
in einer Kuhle, jetzt auftauchend wieder,
kreisend, hüpfend, ohne Sinn und Zweck

dem Rhythmus folgend der vier Pfoten nur,
ein Dreieckstanz in einem
ungleichmäßigen Walzertakt,
punktiert gelegentlich:
Synkopen.
Aussetzer
Mitten im Lebensstrom.

Um dann erneut
Ins Kreisen auszubrechen,
springende Dreieckspfeile,
grau-schwarz-weiß,
nur wenig Kopf.
(Das Gleichgewicht kommt aus dem Schwanz).

Uralte Einzelgänger,
seit Millionen Jahren
im Gelände unterwegs.
Das Dreieck: Evolutionäre
Tarnvorrichtung. Es läuft
Aufs Junge zu, den Huckepack,
mit dessen kleinem Pfeil
der große erst vollständig wird.
Verlängert. Ausgezogen
In die Zukunft:
Pfeiles Spitze.



HALCYONISCH

Das Auge stutzt.

(Kann ein Auge stutzen?

*Ja, es kann. Es ist Gehirn,
reines Gehirn, nur vorgelagert, ausgelagert,
geschützt vorm Schmutz des Denkens,
das immer nachhinkt und sich spiegeln will).*

Ein Grün, ein Blau,
ein Flattern und ein Glitzern,
auf einem Zweig, wie aus dem Nichts,
ist etwas da, blinkt auf, ist nicht
von dieser Welt.

(Ein Riß, ein Sturz, ein Spalt –

In eine zweite, andre Welt?

*Reines Sein, nur vorgelagert, ausgelagert,
geschützt vorm Schmutz des Wollens und des Wissens)*

So klein. Ein Körper, wie gemacht aus Farben:
Der Rücken blau wie Eis auf Gletschern,
durchsichtig in eine Tiefe, ahnungsvoll.
Doch unter anderer Beleuchtung:
ein Grünblau, weit jenseits von Gras und Blatt.
Pailletten glitzern so. Türkise.

Edelsteine

*(früher, die Dichter,
ihr kostbarster Vergleich war: Edelsteine.
Reine Farben. Reines Leuchten. Gott,
nur vorgelagert, ausgelagert,
geschützt vorm Schmutz der Anbetung,
die immer zudringt).*

Da taucht er ab!

Ist weg. Ganz plötzlich!

Ein Zucken in der Luft

(zuckt die Luft? Ist es das Auge? Der Vogel? Beides?),

kaum einen Atem lang,

schon ist er wieder da.

Der Fisch zuckt noch im schwarzen Schnabel,
der schlank und spitz ist:
Werkzeug, zum Gebrauch.
Der Bauch jedoch ist rotbraun.
Erdentöne
Auf schmalen Beinen,
Nicht gemacht zum Gehen.
*(Ein Widerspruch? Ein Vogel. Jeder Vogel
Ist ein Widerspruch.)*

Eisvogel:

Wer einen sah, vergisst ihn niemals.
Er trifft ins Auge, taucht kurz ein, blitzschnell
Und fängt die Seele.
Schon die Alten kannten ihn, sie gaben ihm den Namen:
Alcyon: Die auf dem Meer ihr Nest bebrütet.
Verwandelt.
*(so erzählt Ovid, der wandlungsreichste.
Selbst für immer eingefangen,
Text gewordener Mythos,
Eisvogel der Dichtung.
Schillernd sich verwandelnd
Mit jeder neuen Nach-Erzählung.
Unsterblichkeit. Erkauft
Um einen hohen Preis:
Verwandlung, wenn sie denn gelingt,
kann tödlich sein)*
Alcyon also, Tochter eines Windgottes
War eine wahrhaft Liebende.
*(Verwandlung ist, das lehrt Ovid, vor allem eines:
Liebe. Reine Liebe.
Vorgelagert, ausgelagert,
geschützt vorm Schmutz des Habenwollens)*
Sie liebte Kyes, Sohn des Hesperos, ihr angetraut.
Doch eines Tages muss er fort. Aufs Meer. Die Gründe
Sind kompliziert *(und Männersache)*.
Alcyon aber kennt sich aus mit Winden.
Mit Stürmen hat sie schon als Kind gespielt.

Sie warnt ihn, will ihn halten, will mitgehen, die Gefahren teilen –

(Doch sie ist eine Frau und bleibt zuhause).

Der Mann geht auf das Meer hinaus,

kommt in den großen Sturm,

(und Ovid schildert einen Sturm, der so gewaltig ist, dass Götter selbst ihn fürchten müssen:

verwandelte Natur, vom Meeresgrund bis in den Himmel),

ertrinkt, wie alle andern auch. Im Sterben noch

flüstert er ihren Namen: *Alcyon, Alcyon,*

und fleht die Götter an:

An ihren heimatlichen Strand sollen sie seinen Körper spülen,

damit sie ihn beweine.

Alcyon, flüstert er,

Alcyon

Dann trägt der Wind den Namen fort.

Derweil steht Alcyon im Tempel, bittet, herzerweichend, um Schutz für ihren Mann *(längst tot, ein Raub der Fische).*

Die Götter lassen sich erweichen.

Sie schicken Alcyon ihr Bestes und ihr Schlimmstes:

einen Traum

vom Tode des Geliebten.

(Mythologie: alle Träume sind Verwandlung.

Der Mythos war seit jeher Seelenkunde).

Und weinend treibt es Alcyon am Morgen an den Strand, dort findet sie: die Leiche des Geliebten.

Sterben will sie nun selbst, mit aller Kraft wirft sie sich in das Meer,

doch immer wieder wirft das Meer Alcyon auf das Land zurück.

Die Götter sind, erneut, berührt,

sie schicken ihr – ihr Bestes? Oder doch ihr Schlimmstes? eine Verwandlung:

Als *Eisvogel* fliegt *Alcyon* nun auf,

Juwel geworden, schillernd oszillierend:

Edelsteingrün noch eben, nun eisiges Blau,

mit einem erdfarbenen Bauch,
dem letzten Stückchen Land.
Und sie fliegt übers Meer und findet Kyes –
zum Vogel selbst geworden:
Eisvögel beide nun, vereint in alle Ewigkeit.

Ihr Nachwuchs aber, so berichten es die Alten,
Wächst auf in einem Nest über dem Meer
(*Bio-logie: An Seen und Tümpeln findet man
Den Eisvogel und seine Frau. Alcyon und Kyes.
Er wirbt um sie mit Tänzchen, Rufen, Fischen.
Nach der Paarung sind sie unzertrennlich.
Für den Nachwuchs bauen sie Höhlen in der Erde.
Viele Eier, wenig
Überlebende*)

Doch um das Nest zu schützen auf dem wilden Meer,
das Stürme kennt, die Götter selbst nicht bändigen,
gaben die Götter nun die letzte Gabe:
halcyonische Tage.

Mitten im Winter sieben Tage, frei von Sturm.
(*Meteoro-logie: Tatsächlich kennen Klimaforscher diese Phase.
Der Mythos war auch Umweltwissen, seit jeher*)
Das Meer ganz glatt.
Die Sonne spiegelt sich.
Die Zeit verschwimmt.
Meeresstille.
Seelenruhe.

Eisvogel. Schon ist er wieder weggetaucht.
Das Glitzern resoniert noch in den Augen,
(*das Gehirn hält immer noch den Atem an*).
Man könnte meinen,
man sehe eine Lücke auf dem Ast,
auf dem er vorher saß.

Halcyonisch.
Moment
Jenseits der Zeit.

Fernab der Stürme.
Entzogen
den Göttern, ihren Launen.
Auf ihrem Höhepunkt
Steht auch die Sonne still,
bevor sie wendet.

Halcyonisch.
Abtauchen.
Gedankenlos.
Gefühllos.
Wunschlos.
Atemlos.
Nur Blick.
Ein Glitzern –



GLÜHWÜRMCHEN

Das Dunkel flimmert. Flammenzüge,
Aufflackern und Erlöschen,
Muster, Zeichen und Signale,
lesbar dem Eingeweihten nur,
dem Erleuchteten, von außen:
reine Flammenspur.

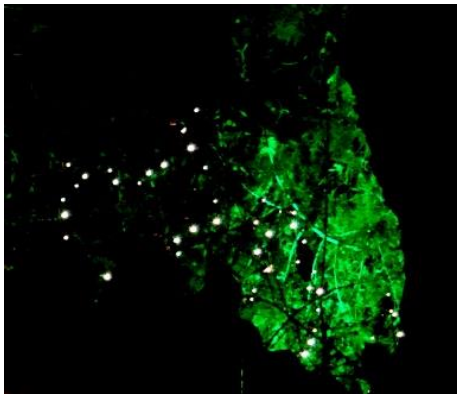
Glühwürmchen: in einer
warmen Sommernacht, am
Waldesrand, leicht feucht
wehte die Brise, und der Weg
verschwand. Er-
Leuchtung, Be-Lichtung, ur-
plötzlich:
eines hier,
Ein andres dort,
und noch eines und noch eines,
nun jagen sich die Lichter, tanzen
zur Musik der Sphären –
und lassen eine dunkle Lücke
um die stumm Stehende:
ein Ausschluss.

Doch bildet sich um sie ein Raum
gemacht aus Licht und Dunkel,
Strahlenbögen, Flugmustern,
begrenzt vom Waldesrand,
leicht feucht und weglos,
für eine kurze Stunde nur
und doch gefühlt
für eine Ewigkeit:

Intimzonen.
Hochzeit
von Licht, von Raum, von Zeit, von Flug,
Leucht-Türme eines Weltenmeers,

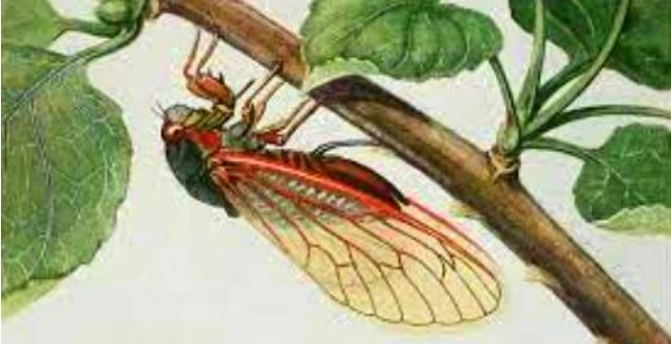
das wiegt und wogt im dunklen Wald,
und auf den Wellen tanzen
Lichterspitzen,
Verglühend.
Aufglühend.
Aufflackernd.
Verlöschend.

*(Wenn man nur einmal auch so strahlen könnte,
und sei es: batteriebetrieben
vom eignen Herzschlag, aus der Not:
aber synchron gepulst
mit allen Strahlen ringsumher,
ein Lebenszeichen, lichtgetränkt,
ein Leuchtwort, suchend nach dem
Mit-Wort. Um-Wort. Zeit-Wort.
Aufgehn im Raum, ganz ohne Lücke,
und dann wieder Erlöschen)*



III. TIERE IM LEBEN UND IN DER LITERATUR





SINGZIKADEN, ODER: MEIN DAY OF THE LOCUST

1. Von Singzikaden. Auftakt mit Kortisonbegleitung

Es war am Chemotag, und ich las am Nachmittag diesen Artikel in der NZZ. Doppelseitig war er und vom Thema her etwas abseitig (ich liebe an dieser Zeitung, neben ihren unsterblichen Helvetismen und ihrem Mut zum Unkorrekten, dass sie abseitigen Themen gern Doppelseiten widmet!): Es ging nämlich um die amerikanische Singzikade, *Magicada septemdecim*, und relativ gleich zu Beginn stolperte ich über den Satz, dass diese erstaunlichen Tiere kein Hirn hätten. Nun war ich gerade im schönsten Kortison-High, und die Vorstellung, kein Hirn zu haben, schien mir etwas überproportional belastigend, auf jeden Fall jedoch attraktiv genug, den länglichen Artikel zum abseitigen Thema entschieden in Angriff zu nehmen. Und beim Weiterlesen reihte sich Perle an Perle! Dieses wunderbare Tier nämlich, das es nur in den *US of A* gibt (kein Hirn, so so, nur in USA, schmunzelte es in mir etwas boshaft), hat einen ziemlich einzigartigen Lebenszyklus: Es vegetiert entweder 13 oder 17 Jahre tief unter der Erde dahin und ernährt sich spartanisch von Wurzelsäften, bevor es schließlich – aber nein, überstürzen wir nichts,

sondern verweilen ein wenig bei den einzelnen Perlen, bevor sie wie so oft vor die ziemlich quer- und allesfressenden Säue geraten.

Denn das Erstaunliche sind natürlich, vor allem für Mathematiker, die 13 oder 17 Jahre: Primzahlen, die stärkste Symbolsprache der reinen Mathematik. Die Singzikade braucht dafür kein Hirn und auch keinen Supercomputer auf Primzahlensuche, sondern nur einen Instinkt, aber der sagt ihr: Sei bloß nicht so blöd, immer in Jahren aufzutauchen, die durch 2 teilbar sind oder durch eine der anderen niedlich kleinen Zahlen, die die Menschen und komplexere Organismen so lieben für ihre einfachen Uhren und komplizierten Gehirne! Nein, wenn man sich den Primzahlen anvertraut, gerät man erwünschterweise ziemlich ins Abseits; Primzahlen nämlich sind, sozusagen, die Einzelgänger unter den Zahlen. Nicht teilbar, außer durch 1 und durch sich selbst (und ist das nicht ein wahrhaft schönes Identitätsideal?); teilerfremd mit dem großen Rest der Welt, der es heimlich mit den geraden Zahlen hält (immer mindestens noch durch 2 teilbar, na gut, das mag ein Beziehungsideal sein, aber Zikaden haben, wir kommen später dazu, ganz eigene Ansichten über Beziehungen). Zum Beispiel begegnet man ziemlich selten der Nachbarpopulation, die gerade ein Jahr versetzt in ihrem 13er oder 17er-Rhythmus ist, und der ganze Wald gehört einem allein! Das gleiche gilt für die allermeisten Fressfeinde. Nein, 13 oder 17, niemand außer dir hat einen Rhythmus von 13 oder 17 Jahren, lieblichen Primzahlen, aber ein wenig spröde. Das sichert dein Überleben. Das willst du. Du willst nur das!

Und so schlüpfen nur alle 13 oder 17 Jahre (je nach Region) einige Millionen sehr unscheinbare Larven aus der Erde und krabbeln, so schnell sie können, den nächsten Baum empor; zur Not tut es auch ein Verkehrsschild, so betonte der Artikel, Hauptsache: vertikal! Mein kortisonumsäusertes Gehirn sah Zikadenstraßen, Heere von rotäugig glotzenden Larven Baumstämme und Verkehrsschilder überziehen, derweil sie ihre letzte Haut

abwarfen; dann fällt sie nach unten ab, was sie nicht tun würde, wenn man lieber – wie es Menschen so gern tun – die so bequeme Horizontale sucht: Horizontal werden wir im Wesentlichen geboren, und horizontal sterben wir, und der aufrechte Gang dazwischen ist nur eine ziemlich kurze Phase im Angesicht des um sich selbst kreisenden Universums, und wenn wir uns mit immer neuer Kleidung verpuppen, bilden unsere abgestreiften Larven hässliche Müllberge und müssen verbrannt werden. Währenddessen sind die Zikaden in der Baumkrone angekommen; und dann beginnen sie mit ihrem Gesang. Die Männchen natürlich nur; wie immer dient der Gesang, auch wenn der Mythos anderes sagt (dazu später), ausschließlich einem einzigen Zweck, und das ist das Anlocken von Weibchen, mit dem geradlinigen Ziel, möglichst schnell und möglichst viel Sex innerhalb kurzer Zeit zu haben, und dann – nein, schön langsam! Was ist die nächste Perle?

Gesang, man ist sich ja nicht ganz sicher, ob das das richtige Wort ist. Was passiert, ist folgendes: Millionen Zikaden beginnen mittels eines Trommelorgans, einer gewölbten Schallmembran über einem Hohlkörper, der durch Muskelkontraktionen in Schwingungen versetzt wird, ihren himmlischen (für den Mythos und die Dichterfreunde), für die benachbarten Dörfer und Städte in Zikadenregionen jedoch wohl eher höllischen Chor: Nicht entfliehen kann man ihm, Tag und Nacht wird getrommelt, was das Zeug hält, und alle Fressfeinde der Welt schaffen es nicht, dagegen anzukillern. Zu ihnen zählen vor allem Vögel, Eichhörnchen und – Menschen; das Zikadenbarbecue erfreut sich einiger Beliebtheit, ist aber nichts für Zartbesaitete und empfindlich Hörende und wohl eher ein Rache- als ein Genussakt. Aber auch Menschen, die erfolgreichsten Allesfresser des Planeten und gerade in den *US of A* wohltrainiert in der sportlichen Disziplin des *all you can eat*, können gegen Zikaden nicht anessen: *predator satiation*, das ist ihr fieser Trick; Überfluss, reine Masse, das ist ihr Erfolgsgeheimnis. Gehirn,

ach was. Alles, was Gehirn habt, wird früher oder später vom Menschen ausgerottet. Nicht so Singzikaden!

In meinem Hinterkopf spukte derweil das nächtlich-mechanische Grillenzirpen, das mir in letzter Zeit schon so manche halbschlaflose Nacht instrumentalisiert hatte; aber das ist eine völlig hirnlose Verwechslung. Zikaden sind nämlich weder Grillen noch Heuschrecken; sie fressen die Landstriche, die sie beschallen, keinesfalls ratzfatz-leer, sondern bleiben auch nach dem Schlüpfen genügsame Veganer und sind Vollzeit mit Singen und Sex beschäftigt. Hübsch anzuschauen sind sie dabei aber nicht direkt: Insekten halt, mit großen gespenstisch roten Facettenaugen und einem seltsamen W-Muster auf den durchsichtigen Flügeln, das schon zu den lustigsten Verschwörungstheorien beflügelt hat (die Menschen, mit Gehirn, nicht die hirnlosen Zikaden), aber trotz Kortison-*High* verweigert mein Gehirn eine gefällige Assoziation diesmal. Außerdem riechen sie ziemlich übel, die Zikaden, vor allem wenn sie in Scharen tot von den Bäumen fallen. Das ist nämlich das Ende vom Spiel: Nachdem das Geschrei genug Weibchen angelockt und man in einer Dauerorgie so viel Nachkommen gezeugt hat wie eben möglich (es sollen um die fünfhundert Eier pro Weibchen sein), und sobald die lieben Kleinen geschlüpft sind und schon wacker mit den Trommelorganen flattern (nein, das sind natürlich die Falken, die ich in der Falkenkamera beobachtet habe, bis das Küken starb jedenfalls) – direkt nach Erledigung des Reproduktionsgeschäftes also fallen die Eltern tot vom Baum. Lebenszweck erfüllt, und Ruhe ist (endlich, stöhnen die erschöpften Anwohner, ihnen ist noch ganz übel vom Zikaden-Barbecue letztes Wochenende)! Die Kleinen sollen gefälligst für sich selbst sorgen. Was sie auch tun, hirnlos geboren, wie sie sind: Sie gehorchen brav ihren Instinkten, vergraben sich eiligst unter die Erde und bleiben schön dort, 13 oder 17 Jahre lang, den Primzahlen getreu! Erziehung kann so einfach sein!

Nun, das waren bisher die üblichen Bizarrerien der Evolution, wundersam geformte kleine Perlen, auch gut

für den einen oder anderen metaphorischen Nebensinn. Aber es kommt noch eine Nebengeschichte und Prachtperle, die wie eine Satire der Evolution auf sich selbst klingt. Es gibt also, so lerne ich gegen Ende des Artikels, einen speziellen Parasiten, der Zikaden gern befällt, *Masospora cicadia* wird er passenderweise genannt; und er trifft die Zikaden zielsicher an ihrem heikelsten Punkt überhaupt, nämlich: den Genitalien der Männchen. Sie werden dadurch unfruchtbar, aber nicht etwa weniger geil, oh nein: Der Sexualtrieb wird sogar gesteigert! Geradezu hysterisch versuchen die befallenen Männchen nun sogar die Weibchen und ihr typisches Flügelschlagen zu imitieren, um damit noch mehr Männchen anzulocken, mit denen sie sich dann hurtig – pseudo-paaren und die fehlgeleiteten Sexualpartner dabei anstecken! (nein, die sich aufdrängende moralistische Deutung lassen wir aus, das ist alles Natur und sonst nichts). Die beflügelnde Wirkung wird übrigens erzeugt durch einen Stoff, der psychedelischen Pilzen ähnelt, sowie einem Amphetamin-Cocktail; das Stöfflein drosselt den sowieso schmalen Appetit und verstärkt die Konzentration auf das Einzige, was den Zikaden bleibt, nämlich: Sex und noch viel mehr Sex! Es ist *Viagra on speed*, sozusagen. Natürlich sind gehirnbegabte Menschen deshalb schon lange auf die Idee gekommen, die berauschten Zikaden zu verschlingen, um in einen ähnlich euphorischen Zustand zu gelangen. Klappt aber nicht, *predator satiation*: Man müsste mehr essen, als man kotzen kann! Ende des Artikels, das Kortison kichert noch ein wenig vor sich hin, und im Garten zirpt eine Grille, wenig melodisch und ganz allein.

2. Zikaden von Platon bis Bob Dylan: *Durchführung in Philosophie und Literatur*

Ach, Zikaden, was für ein Leben! Bekifft von morgens bis abends, und pausenlosen Gruppen-Sex, bis man tot vom Baum fällt! Wozu braucht man da ein Gehirn? Aber das will natürlich überprüft werden, deshalb befrage ich eine

halbe schlaflose Nacht später zum Zirpen der einsamen Grille unser aller *Wikipedia*, und die Antwort ist: Zikaden haben selbstverständlich ein Gehirn, wie alle Insekten; aber ein sehr kleines eben, mit nur ganz wenig Neuronen und Synapsen. Sensorische Umwelteindrücke werden deshalb nicht umständlich zu einer Verarbeitungszentrale geschickt, sondern direkt in Handlungsroutrinen übersetzt; „festgeschaltete Reflexionsmuster“, sagt *Wikipedia*, und ein solches modulares Reaktionssystem, wie es beispielsweise auch Roboter hätten, sei nicht nur sehr viel schneller und effizienter in Gefahrensituationen, sondern offensichtlich ein evolutionäres Erfolgsmodell: Insekten stellen 60 % der Arten und 50 % der Biomasse auf dem Planeten. Das menschliche Gehirn brilliert derweil bei der Artenreduktion und dem Verbrauch der Biomasse. Aber mehr Sex wäre wohl auch keine Lösung.

Interessanterweise haben es die Zikaden, speziell: die im Artikel behandelten Singzikaden, zu einigem mythologischem und literarischen Ruhm gebracht, und das wusste ich sogar vorher schon (von Goethe, aber das kommt später)! Was ich aber nicht wusste, ist, dass die Geschichte mit Platon beginnt und mit Bob Dylan endet, aber ich erzähle sie sozusagen baumabwärts, weil es lustiger ist. Also: Bob Dylan sang vom *Day of the Locust*, womit er aber eigentlich, da ist sich die Dylan-Forschung (ja, gibt es, ehrlich!) einig, Zikaden meinte; aber nur Heuschrecken haben dieses wunderbare biblische Image, und da stand der selbst gern ein wenig bekiffte junge Mann irgendwie drauf. Nun war er eingeladen, in Princeton, zu einer Ehrendoktorverleihung (der Nobelpreis schwebte noch in weiter Ferne, und er hätte ihn wahrscheinlich für einen befremdlichen *trip* gehalten); und Princeton war eine Zikadenregion, und es war ein primzahliges Zikadenjahr, und der Lärm war folglich kolossal bei der Preisverleihung; die Redner konnten ihr eigenes Wort nicht verstehen. Wer solche Veranstaltungen und akademische Redebräuche kennt, weiß, dass das kein großer Verlust sein muss und man vielleicht sogar Grund hatte, dem

Monsterchor aus den Bäumen dankbar zu sein. Und der junge Bob Dylan schmiss, so erzählt es der Song, den er hinterher schrieb, schnell die Robe von sich, schnappte sich sein derzeitiges *girlfriend* und fuhr schnell mit ihr in die schwarzen Berge von Dakota davon, wo sie es trieben wie – genau. Und hinterher schrieb er seinen Song, *The Day of the Locust*, in dem es heißt: „*There was little to say there was no conversation / As I stepped to the stage to pick up my degree*“ (ein Gefühl, dass man als selbst nicht-ehrenhalber, sondern real Promovierte durchaus nachvollziehen kann, auch ohne Zikaden). Währenddessen, so imaginiert der Song weiter, sitzen spröde Gelehrte in einer stinkenden dunklen Kammer und beraten über den Preis; die *locusts* jedoch singen für ihn, den Sänger, den neuen Orpheus der Pop-Kultur! Doch je länger sie singen, und je mehr betont wird, dass sie nur für ihn ganz allein sitzen – desto gespenstischer wirkt die Szenerie. Der Gesang, so melodisch er auch beschrieben wird, so verführerisch in seiner Wirkung, ganz allein für ihn bestimmt – taucht hinter ihm nicht ein Schatten auf von etwas, das nur für Einen ganz allein singt, dem man immer näher rückt, angezogen von seiner geheimen Macht, die nur für diesen Einen bestimmt ist, nur ausgerichtet auf – den endgültigen Fall vom Baum, hinab in die letzte Horizontale? Die Nacht ist mondenhell, die Grille zirpt.

Bei Goethe ist es eher umgekehrt wie bei Dylan, aber es wäre auch erstaunlich, wenn dem nicht so wäre. Goethes Zikade nämlich ist, und das ist für die symbolische Verklärung unersetzlich, ein Einzelwesen, keine schreckenerregende Massenerscheinung: „*Selig bist du, liebe Kleine*“ beginnt das Gedicht geradezu kosend. Selig deshalb, weil die Zikade, „*fast den Göttern vergleichbar*“, bedürfnislos ist (im Gegensatz zur gefräßigen Heuschrecke und den auch durchaus ernährungsbedürftigen Dichtern); sie kommt beinahe ganz ohne Nahrung aus, sie wird geboren „*ohne Fleisch und Blut*“, und sie ist deshalb eine „*leidenslose Erdentochter*“, die keinen Schmerz kennt. Mit ihrem spontanen, ungeborenen Erscheinen kündigt

sie dem Landvolk die Wiederkehr des Frühlings an, und sie stirbt, noch bevor die Felder auch nur das erste Mal geerntet werden: alterslos. Was sie jedoch aus allem anderen zirpenden, klappernden, zischenden oder trommelnden Getier besonders hervorhebt, ist ihr Gesang, die „*Silberstimme*“, die ihr die Götter selbst verliehen und die nun ihren einzigen Lebenszweck bildet: Sie braucht keine berausenden Getränke, keine unzuverlässige Inspiration, nein, ihr ganzes Leben ist ein einziger Gesang in vollendeter Harmonie mit der Natur und in völliger Autarkie. Wer so singen könnte, wäre er nicht wirklich – „*fast den Göttern zu vergleichen*“?

Nun, kommen wir ein wenig auf den Boden der Tatsachen zurück und klettern wir rückwärts weiter den Baum herunter: Wahrscheinlich hat Goethe nicht wirklich einen amerikanischen Singzikaden-Schwarm gehört, sondern lediglich die vereinzelt Grille in Italien, wo er selbst sowieso in einem anhaltenden Zustand von erotischer Verzückung bei relativer Autarkie und Bedürfnislosigkeit war, und die *Römischen Elegien* tropften ihm nur so aus der Feder. Zudem ist das ganze ja nur eine Variante eines fragmentarisch überlieferten antiken Anakreon-Gedichts, geschrieben als Hofpoet in Weimar, wo er alles andere als autark war. Und wo es am Ende hinführt, wenn man diese Verherrlichung und Vergöttlichung ein wenig weiter denkt, zeigt Ingeborg Bachmanns Hörspiel *Die Zikaden*:

„Denn die Zikaden waren einmal Menschen. Sie hörten auf zu essen, zu trinken und zu lieben, um immerfort singen zu können. Auf der Flucht in den Gesang wurden sie dünner und kleiner, und nun singen sie, an ihre Sehnsucht verloren – verzaubert, aber auch verdammt, weil ihre Stimmen zu menschlich geworden sind.“

War das die Verführung, vor der Bob Dylan in die schwarzen Berge Dakotas geflohen ist? Wollte er lieber menschlich bleiben, bestraft mit einem Gehirn und einem

späten Nobelpreis, aber ein imperfekter Sänger? Auch Goethe hörte dann lieber auf mit dem Singen und warf sich auf die Farben, die Steine, sogar Münzen und Medaillen und Autographen, wenn es denn sein musste. Denn allzu leicht werden die Zikaden zu Marotten und Grillen oder gar zu Heuschrecken, die einen armen Dichter bei lebendigem Leib verzehren und ihm das Gehirn aus dem Kopf singen.

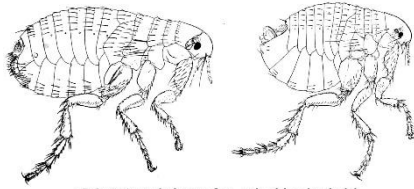
Ganz unten am Baum angekommen erwartet uns jedoch Platon, und er lässt seinen Sokrates einem wie immer recht naiven Gesprächspartner Phaidros eine belehrende Geschichte über die Zikaden erzählen. Es ist Mittagszeit, die Hitze drückt, Sokrates imaginiert sich, wie die singenden Zikaden auf sie beide hinabsehen, auf die Menschlein, die sich lieber, trotz ihrer hochtrabenden Gehirne, in die schonende Horizontale begeben und ein wenig in das panische Mittagsschweigen einstimmen würden. Das aber wäre eine Drückebergerei, wie sie nur Sklaven oder Schafen am Mittag zukäme, so Sokrates recht freimütig; vielmehr müsse nun, trotz oder gerade wegen der drückenden Hitze, vernünftig geredet werden, um vielleicht von den Zikaden das zu erhalten, was diese selbst von den Göttern zum Geschenk bekommen hätten! Phaidros geht ihm prompt auf den Leim und bekennt eine „zufällige Unkenntnis“, würde der Meister wohl so gut sein –? Der Meister ist so gut und erzählt ihm das Geschichtlein von den Zikaden, das jeder Musenkundige wissen sollte, um diesen Namen zu verdienen, Ehrendoktorwürde und Nobelpreis oder nicht. Die Zikaden nämlich waren, bevor die Musen überhaupt geboren wurden, einmal Menschen. Als jedoch die Musen erschienen und die Menschen mit den Verzückungen des Gesangs bekannt machten, hätten einige von den damals Lebenden alle Bedürfnisse des Leibes vergessen, ja noch nicht einmal mehr auf den nahenden Tod geachtet! Nein, sie hätten gesungen und gesungen, ohne weitere Nahrung zu brauchen, bis zu ihrem (man imaginiert: frühen) unerwarteten Tod. Diese ganz besonderen Menschen aber

hätten die Musen zum Ausgleich mit einem Geschenk bedacht: Sie benötigten fürderhin keinerlei Nahrung mehr; sie konnten singen und singen bis zu ihrem Tod, und anschließend durften sie den Musen berichten, wer von den Menschen welche von ihnen besonders verehere. „*Der ältesten aber, der Kalliope, und der nach ihr kommenden, der Urania, melden sie die, welche ihr Leben mit Philosophie hinbringen und die diesen eignende Musik ehren, wie sie ja unter den Musen vorzugsweise dem Himmel und göttlichen sowohl als menschlichen Reden obwaltend die schönste Stimme von sich geben*“. So endet die Geschichte, mit dem Lobpreis der ewigen Petze sozusagen. Woraus Phaidros mit wünschenswerter Klarheit schließt: „*Gesprochen also muss werden!*“ Wenn die Philosophie doch nur Musik spräche!

3. Coda: Zikaden und die gender-Frage

Überlebt hat aber nur das nicht-aufhörende-Geschwätz, infiziert von einem Parasiten, der sich auf die Zeugungsorgane der Philosophen geworfen hat und sie zu einem fruchtbaren Dialog völlig unfähig macht. Vielmehr suchen sie nur immer mehr junge, unschuldige Opfer, die sie mit ihrem Systemenwahn und Begriffsmüll anstecken, auf das geredet und geredet und geredet werde, bis man tot vom Lehrstuhl fällt. Wenn sie sich doch wenigstens zwischendurch für 13 oder 17 – oder vielleicht gar, man kann ja nicht sicher genug gehen, 47, 69 oder gleich 83 – Jahre unter der Erde verkriechen würden, genährt von herzhaften Wurzelsäften? Auch bei einigen Sängern wäre man eher froh, wenn die Verpuppung etwas länger dauerte, bis aus einer *boy group* – ja, was wohl würde? Ein nobelpreisverdächtiger Bob Dylan *reborn*? Zudem, eine kleine Kurve noch im letzten Moment, bevor die letzte Zikade aus dem Baum fällt und die letzte Larve sich vergraben hat: Können Frauen offensichtlich nicht singen nach diesem Modell, nie und niemals und kategorisch überhaupt nicht. Sie haben kein Trommelorgan. Sie antworten höchstens mit seltsamen Schnalzgeräuschen.

Denkbar wäre aber auch, dass sie bisher der millionenfache Zikadenlärm nur übertönt hat; und dass sie in der Mittagsstille, anti-zyklisch und vereinzelt, einen eigenen Gesang erzeugt haben, den jedoch keiner gehört hat, weil er nicht direkt an die Geschlechtsorgane ging. Orpheus war halt auch nur ein Mann.



Pulex irritans, the human flea; male, right; female, left.

FLÖHE, TRAGIK UND EIN WENIG KAFKA. VARIATIONEN ÜBER EINE PARABEL

I.

Als ich neulich nachts darüber nachdachte, warum ich in meinem bisherigen Leben für das Wort „tragisch“ so wenig Verwendung hatte (eine untragische Existenz?), fiel mir im Morgengrauen ein, dass Franz Kafka (eine tragische Existenz?) die ultimative Parabel zu diesem Thema geschrieben hat. Es ist die Geschichte von dem Mann, der sein ganzes Leben vor einer Tür verbracht hat, wir wissen noch nicht einmal, ob es einen Warteraum gab (ich kenne mich gerade sehr gut aus mit Warteräumen, inneren und äußeren) und das große, weite Internet war auch noch nicht erfunden. Und als es ans Sterben geht, kommt der Türhüter zu ihm, der ihm standhaft den Eintritt verweigert hatte, und er sagt, ungefähr, so meinte ich dämmernd zu wissen: *Diese Tür war nur für dich bestimmt und ich gehe jetzt und schließe sie!*

Aber natürlich musste ich bei fortgeschrittener Tageszeit die Geschichte nochmal nachlesen, dafür gibt es ja das große weite Internet und Frühstückskaffee. Als erstes stellte ich fest, dass ich einen gar nicht so unwesentlichen Teil vergessen hatte. Den Titel. „*Vor dem Gesetz*“ heißt die Parabel nämlich, der arme Mann kommt vom Land und steht nicht sein Leben lang vor irgendeiner Tür, sondern er ist zum Gesetz gekommen in der gutgläubigen Annahme, zum Gesetz werde doch jeder vorgelassen, aber er hat keinen Einlass erhalten. Er hatte sogar Dinge

mitgebracht, mit denen er den „*tartarischen*“ Türhüter, der einen dünnen schwarzen Bart hat und einen Pelz, in dem Flöhe wohnen (kein unwichtiges Detail, wir werden darauf zurückkommen!), bestechen kann. Oder von denen er leben kann, von irgendwas muss er doch gelebt haben die ganze Zeit! Aber darum geht es nicht in Parabeln, wo es um das reine Leben geht, nicht das schnöde Überleben. Man spricht manchmal miteinander, gelegentlich tut der Türhüter so, als sei er wirklich einer und stellt kleine Pseudo-Verhöre an. Der Mann vom Lande sollte nicht das Gefühl haben, etwas verpasst zu haben, also außer seinem Leben vielleicht, auch als er später „*kindisch*“ wird und beginnt mit den Flöhen zu sprechen (ein wunderbar kafkaeskes Detail, und wüssten wir nicht gern, welche Gespräche er mit ihnen führt, um ihr winziges Flohherz zu erweichen?). Am Ende ist der Mann noch kleiner geworden, und der Türhüter, der ihn „*unersättlich*“ nennt, muss sich zu ihm hinabbeugen, um seine letzte Frage zu vernehmen: Warum denn er eigentlich der Einzige gewesen sei, der hier, an dieser Tür, zum Gesetz gewollt habe? Und der Türhüter schreit ihm, seines „*vergehenden*“ Gehöres wegen, die Antwort ins Angesicht, sein ganz persönliches Todesurteil (das ich korrekt erinnere, sogar in der Formulierung): *Diese eine Tür sei nur für ihn bestimmt gewesen, und er werde sie jetzt schließen.* Im Hintergrund hatte der Mann immerhin noch das „*unerlöschliche*“ Strahlen des unerreichten Gesetzes gesehen; aber das ist jenseits der Parabel, und die Tür fällt zu.

II.

Man könnte nun, wenn man Kafka, was man überhaupt öfters tun sollte, gegen den kafkaesken Strich bürstet, überlegen, wer denn hier genau die tragische Figur ist, oder vielleicht sogar: was? Der Mann vom Lande, nun, er ist ein allzu offensichtlicher Kandidat: klein und dumm und leicht riechend denkt man sich ihn, und wie kann man nur so naiv sein zu glauben, jeder komme vor das

Gesetz, einfach so, selbst wenn vom Lande kommt? Aber woher wissen wir das alles eigentlich? Ist der Mann vom Lande nicht eigentlich ein Held der Aufklärung, ein Don Quijote des Selbstdenkens? Denn immerhin hat er sich ohne Marschbefehl aufgemacht, einfach so, um endlich einmal das Gesetz, von dem immer alle in so großen Worten immer reden, selbst in Augenschein zu nehmen. Vielleicht hat er Frau und Kinder verlassen, vielleicht war er reich auf dem Lande und selbst ein großer Mann mit Pelzen im Schrank, und gewitzt ist er sowieso, er hat schließlich Dinge mitgebracht! Dass er am Ende kindisch wird und mit Flöhen redet – nun, das erwartet uns alle, und froh sollen wir sein, wenn wenigstens die Flöhe noch mit uns sprechen. Und immerhin hat er vorher noch den großen Glanz gesehen, das kann nun wirklich nicht jede von uns sagen!

III.

Oder ist der Türhüter die tragische Figur? Definitiv der dämlichste Job der Welt, minder qualifiziertes Sicherheitspersonal hat die Krisengebiete dieser Welt geflutet, und man kann noch froh sein, wenn es nicht allzu schwer bewaffnet ist und nur Flöhe in seinem dicken, stinkenden Pelz hat. Zudem ist er nur der vorderste Vorpfeiler, wie er selbst erläutert; ein winziges Rädchen in der großen Gesetzes-Maschine, nicht nur ein Vor-, sondern eher ein an die Peripherie versetzter Außenposten, zuständig für Männer vom Lande. Und er macht seinen Job sogar halb anständig, er stellt kleine Pseudo-Verhöre zur Unterhaltung an, er hat dem armen Mann sogar einen Schemel gegeben, beinahe menschenfreundlich! Und er ist, am Ende, immerhin ehrlich. Als sich die ganze „Erfahrung“ (so sagt Kafka, und das ist höchst unkafkaesk) des Mannes zur letzten Frage ballt, die so nahe auf der Hand liegt, dass er sie die ganze Zeit übersehen hat – da sagt ihm der tartarische Türhüter (ging es Kafka vielleicht nur um das Lautgeklingel?) die ganze Wahrheit, die er also auch schon all

diese Jahre gewusst hat und bei größerer Menschenfreundlichkeit ja auch vorher hätte sagen können (dann wäre der Mann aber nie aus „*Erfahrung*“ selbst klug geworden!). Der Tod ist der Preis für diese Antwort, danach stirbt ein Mann, ein minderere Türhüter in der Provinz schließt eine Tür und ist arbeitslos. Schließt er sie von innen oder von außen? Was wird aus ihm? Beginnt er auch mit den Flöhen zu sprechen? Ist er eine tragische Figur? Der Mann vom Lande war nur für ihn bestimmt, und jetzt ist er tot.

IV.

Und das Gesetz? Leuchtet es jetzt weiter, hinter verschlossener Tür? Aber es war doch eine Tür, und wenn sich zu viele weitere Türen schließen, wird das Gesetz dann nicht doch erlöschen (was an die bekannte Frage erinnert, ob im Kühlschrank nach Verschließen der Tür das Licht ausgeht, nie werden wir es wissen, und Kafka dreht sich im Grab herum)? Das Gesetz, ein dunkler Schemen, ein Männerding, ein jüdisches Kafka-Ding – was überhaupt soll das denn sein, dieses unerlöschlich Strahlende, das einen ehrlichen Mann vom Lande mit den besten Absichten nicht an sich heranlässt? Nennen wir es, auch wenn es peinlich literaturwissenschaftlich ist: eine Leerstelle. Denn ein gelebtes Gesetz sähe anders aus: Weit geöffnet wären seine Scheunentore, von allen Seiten strömte das Volk herbei, und die nicht arbeitslos gewordenen Türhüter, aller Schrecklichkeit bar, empfangen sie mit Konfetti (in das sich die Flöhe spontan verwandelt hatten, das kommt, wenn man zu viel Kafka liest). Und das Gesetz konnte nicht Tag und nicht Nacht und nicht Schalteröffnungszeiten, sondern es wäre der reine Tag und die reine Ewigkeit. Hinter Türen verborgen, von Kaskaden von Türhütern bewacht jedoch – das wäre ein tragisches Gesetz, das nur noch in sich selbst flackert, ein erstorber Vulkan, der gelegentlich kleine Brocken ausrülpt, die keinen Schaden mehr anrichten.

V.

Die Flöhe jedoch leben. Man denkt sie sich unsterblich im dicken verfilzten Pelz. Sie erzählen sich Flohgeschichten und machen fröhliche Flohtänze, die Generationen gehen unmerklich ineinander über, ganz gesetzlos. Gelegentlich saugen sie ein wenig Blut, sie meinen es aber nicht böse, man muss ja leben. Es sind sehr kleine Herren, aber es sind ihre eigenen.

VI.

Außerdem, dies ist ein neuer Tag und Wissen von *Wikipedia*, sind Flöhe ziemlich interessante Tiere. Sie sind zum Beispiel „homometabol“ – das heißt, sie machen eine vollständige Verwandlung durch, von der Larve zur Puppe zum Insekt (was für Insekten gar nicht so außergewöhnlich ist, der Mensch hingegen, zwar fähig zur Tragik, aber ansonsten höchstens semi-metabol). Sie haben keine Flügel, aber dafür sehr kräftige Hinterbeine, mit denen sie sehr weite Sprünge machen können; die Sprünge sind zwar ungerichtet, aber dafür eine der schnellsten Bewegungen im Tierreich (ist das nicht wieder metaphernträchtig und vergleichlich: Der Mensch macht zwar auch gern große Sprünge, aber er bildet sich doch tatsächlich ein, die Richtung bestimmen zu können! Sprünge er doch mehr ins Ungerichtete, ins Offene - -). Sehen können sie nicht so gut, die Flöhe, leider keine Facettenaugen; brauchen sie aber auch nicht, sie halten sich nämlich entweder in ihren Nestern auf (dann sind es Nestflöhe), die sie nur für einen kleinen Stich verlassen, oder im Pelz, wie beim Türhüter (dann sind es Pelzflöhe); dort können sie sich ihrer besonderen Flachheit wegen gut bewegen. Der Saugrüssel kennt die Richtung sowieso, es ist die des fließenden warmen Blutes, und wer ins Ungerichtete springt, braucht keinen Kompass. Der Floh ist genügsam, ein ordentlich gehaltvoller Zug reicht ihm schon einmal für

zwei Monate (nicht unersättlich, die kleinen Tierchen, auch wenn sie meistens vom Lande kommen).

Zudem sind Flöhe unterhaltsam. Den Flohzirkus gab es wirklich, und man kann daraus vor allem lernen, auf welch abwegige Ideen Menschen kommen, wenn sie sich langweilen, egal ob auf dem Lande oder in den Städten: Sie hören die Flöhe husten vor lauter Langeweile, und dann bilden sie sich ein, sie könnten sie dressieren (nie kommt ein Mensch auf die Idee, sich selbst zu dressieren, und wenn es noch so juckt). Sie haben sich aber nur einen Floh ins Ohr gesetzt damit, jetzt krabbelt er im Gehörgang herum und kann keine weiten Sprünge mehr machen, deshalb flüstert er seinem Wirt zu, von kleinen Flohhusten-Anfällen unterbrochen, die den superflachen Chitinpantzer erzittert lassen und sanft am Trommelfell abperlen: Geh doch mal zum Gesetz, hörst du? Wer weiß, was dich erwartet dort? Der Flohzirkus hier funktioniert auch ohne dich, und der Sack Flöhe im Pelz hütet sich auch selbst. Aber das Gesetz, das Gesetz!

Es gibt übrigens auch eine Flohliteratur. Die Humanisten, Leute mit ziemlich viel Flöhen in ihrem Gelehrtenpelz, hatten es irgendwann satt, immer nur total obermoralische lateinische Fabeln zu schreiben, in denen der Fuchs listig ist, der Bär patschig und die Bienen fleißig, oh so bienenfleißig! Irgendwann juckte jeden Schreiber der Satire-Floh, und dann will der Humanist Blut sehen. Und schreibt eben zur Abwechslung eine Floh-Fabel, es kann auch ein ganzes Epos sein, in dem die Flöhe das sind, was sie tatsächlich sind, nämlich: sprungstark, schnell, zielsicher zustechend und Blut ziehend. Außerdem, als Bonus obendrauf: promiskuitiv und erotisch subversiv! Ein Flohweibchen kann nämlich nicht nur bis zu vierhundert Eier ablegen, die ein vorbeikommender Flohherr bei Gelegenheit dann begattet; nein, der Floh spaziert auch bei der Wirtin, wohin er will, und das ist mit Vorliebe dort, wo das Fell am dichtesten ist. Dann juckt er. Ach, ist der Floh nicht ein fabulöses Tier! Nein, der Floh will und will nicht zur tragischen Gestalt werden in dieser Parabel.

Während der Glanz des Gesetzes erlischt und Männer vom Lande samt ihren jeweiligen Türhüter-Doppelgängern vergehen, ungesättigt für immer, metabolisiert sich der Floh. Er ist fein raus, er braucht nur einen provisorischen Wirt und nicht einmal einen Schemel im Wartesaal.

VII.

Eines Morgens erwachte der Mann vom Lande und war ein Floh geworden. Er freute sich ein wenig, dann setzte er sich auf die Hinterbeine und macht einen gewaltigen Sprung. Gerichtet ins Ungerichtete (kein Richter, niemals). Oder war es vielleicht – eine Frau?

VIII.

Vor der Freiheit steht eine KI, die die Tür behütet. Zu ihr kommt eine Frau aus der Stadt und bittet um Einlass zur Freiheit. „Schon möglich, hast du das Passwort?“, sagt die KI, jedes Wort einzeln überbetonend. *Die Frau hat kein Passwort. „Dann kann ich dich jetzt nicht einlassen“,* sagt die KI. *Da das Tor zur Freiheit wie immer offensteht und die KI ein wenig zur Seite tritt, streckt sich die Frau, um durch das Tor ins Innere zu sehen. Als die KI das bemerkt, kichert sie mechanisch und sagt: „Wenn du unbedingt willst, versuch doch einfach reinzugehen! Lass dir aber gesagt sein: Ich bin mächtig. Und ich bin nur eine KI der untersten Ebene. Von Stufe zu Stufe stehen andere KIs, viel komplexer und milliardenmale rechenstärker als ich, und sie wollen immer neue und kompliziertere Passwörter. Schon der Anblick der übernächsten überfordert selbst meine Verarbeitungskapazitäten“!* *Solche Schwierigkeiten hatte die Frau aus der Stadt nicht erwartet; die Freiheit, so denkt sie, war doch jeder versprochen worden. Aber als sie jetzt die KI mit dem starren Blick aus ihren großen Kinderaugen und dem Monitor auf der Brust, auf dem die LEDs flickern, genauer ansieht, ihre feingliedrigen und absolut gleichmäßigen Robotergelenke, entschließt sie sich, doch lieber zu warten, bis sie vorgelassen wird. Die KI gibt ihr einen rückenfreundlichen Stuhl und weist sie*

an, sich seitwärts vor dem Tor hinzusetzen. Dort sitzt die Frau aus der Stadt Tage und Jahre. Die KI stellt öfter kleine Verhöre mit ihr an, fragte sie nach ihrer Karriere aus und nach ihren Kindern, es sind aber Routine-Fragen, wie ein Computerprogramm sie stellt, und zum Schluss sagt sie immer wieder, dass sie sie noch nicht einlassen könne. Die Frau versucht alles, um die KI zu überzeugen; sie erprobt alle Passwörter, die ihr einfallen, aber immer sagt die KI: „Das Passwort ist falsch“. Manchmal lässt sie sich zwar in Debatten ein, aber am Ende sagt sie immer: „Habe ich es richtig verstanden, dass du die Freiheit suchst, weil man sie dir versprochen hat? Gutes Gespräch!“ Während all der Jahre beobachtet die Frau die KI die ganze Zeit. Sie vergisst all die anderen KIs, und diese allererste scheint ihr das einzige Hindernis. Sie verflucht den unglücklichen Zufall, zunächst noch zurückhaltend und ohne die KI durch ihre Wortwahl zu beleidigen; später wird sie ausfallend und beschimpft sie persönlich. Sie wird kindisch, und da sie nach dem jahrelangen Warten auch viele der Programmroutinen im Monitorfenster durchschaut zu haben meint, versucht sie mit den Viren zu verhandeln, die dort ein- und ausgehen. Schließlich wird ihr Augenlicht schwach und sie weiß nicht, ob es um sie wirklich dunkler wird oder sie nur von ihren Augen getäuscht wird. Wohl aber erkennt sie nun einen leuchtenden, freien Himmel, das Strahlen von tausend Sonnen bricht unverlöschlich aus dem Tor. Nun lebt sie nicht mehr lange. Vor ihrem Tod sammeln sich in ihrem Kopf alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die sie bisher der KI noch nicht gestellt hat. Die KI muss ganz nah an sie herantreten, sie meint erstmals einen schwachen Duft zu riechen. „Was kann ich denn jetzt noch für dich tun?“, fragt die KI, „du kannst ja wirklich niemals genug bekommen!“ „Alle wollen doch zur Freiheit“, sagt die Frau, „aber warum war ich in all den Jahren die Einzige hier?“ Die KI erkennt, dass die Frau ihrem Ende nahe ist, und, um ihr vergehendes Gehör noch zu erreichen, sagt sie sehr deutlich, jedes Wort einzeln überbetonend: „Diese Tür war nur für dich allein bestimmt. Du allein hattest das Passwort. Ich reiße sie jetzt nieder“. Und mit ihrem letzten Blick sieht die sterbende Frau die Tür zerfallen, die KI löst sich in einen Haufen Kabel

*und Dioden auf, und ganz schwach meint sie noch einige Viren
in Richtung der tausend untergehenden Sonnen hüpfen zu se-
hen.*

KAMAS TANZ

Wie sehnte sie sich nach der Steppe! Am meisten sehnte sie sich nach ihrer Mutter. Aber sie vermisste auch ihre Tanten und Schwestern. Und den ganzen Clan, alle, die sie sich um sie stellten, wenn die Löwen angriffen, und die ihr die Wasserlöcher gezeigt hatten und die geheimen Orte, wo die Vorfahren ruhten. Wie vermisste sie die Sonne, das Licht! Und die Schlammlöcher, in denen man sich wälzen konnte, bis man ganz von dichtem weichem Schlamm umgeben war! Und nun war sie hier in eine enge dunkle Box gesperrt. Neben ihr standen noch andere Tiere, doch sie sprachen eine andere Sprache und waren mit sich selbst beschäftigt. Na gut, sie bekam so viel Stroh, wie sie nur wollte, und sogar frisches Obst. Und regelmäßig kam der Mensch, um sie zu bürsten, sie aus einem schlangenförmigen Etwas mit Wasser zu bespritzen oder ihre Zähne und Hufe zu kontrollieren. Er hatte ihr auch einen Namen geben, so viel hatte sie verstanden; es war ein Laut, den er immer aussprach, wenn er zu ihr kam, und er hatte eine besondere Stimme für ihn: *Kama*. Das fühlte sich gut an. Aber trotzdem sie war allein. Niemals zuvor war sie allein gewesen. Immer wieder suchte ihr Rüssel die Wände ab, suchte nach Spuren und Gerüchen; ständig horchte sie, aber nirgendwo ein vertrautes Grollen. Nur Schritte, Menschengерüche und Menschengерäusche; und manchmal drang ein seltsames Geklapper durch die Wände. Sie kannte kein Tier, das solch ein Geklapper machte, und fürchtete sich ein wenig davor.

Aber jetzt wusste sie, woher das Geklapper kam. Denn jetzt hatten auch für sie die Übungen begonnen. Jeden Morgen zur gleichen Uhrzeit – es war die Zeit, wo die Herde sich auf ihre tägliche Wanderung zu den Futterplätzen machte – kam der Mensch und führte sie in einen anderen Raum. Dort stand ein Menschengерät. Sie hatte schon Menschengерäte in der Steppe gesehen: Sie brummt und bewegt sich, beinahe so schnell wie die leichtfüßigen Gazellen, und in ihnen saßen Menschen

und hielten sich etwas vor die Augen. Dieses Menschen-
gerät aber stand nur da, immer am gleichen Platz. Es hatte
viele einzelne Teile, auf denen etwas abgebildet war, auf
jedem Teil etwas anderes. Einige Formen sahen aus wie
die Ohren ihrer Tanten, wenn sie böse waren; andere sa-
hen aus wie die Stoßzähne der Bullen, wenn sie sie im
Angriff senkten. Zweige und Gräser gab es; und runde
Wasserlöcher mit kleinen Ärmchen daran; und Wölk-
chen, die sich öffneten und schlossen. Natürlich roch je-
des Teil ein wenig anders, das hatte sie bald herausgefunden;
und jedes Mal, wenn sie mit ihrem Rüssel eine neue
Form abtastete, machte der Mensch fröhliche Geräusche
und sagte ihren Namen, immer wieder: *Kama, Kama!* Bald
hatte sie in ihrem Kopf eine eigene Karte für all die klei-
nen Felder, das war gar nicht schwierig gewesen; ge-
nauso merkte sie sich auch, wo die Wasserlöcher waren
und die besten Plätze für die frischen Zweige und die bö-
sen Stellen, wo die Löwen lauerten; und die Pfade durch
den dichten Wald natürlich, hin zu den geheimen Plät-
zen.

Und so kam es, dass sie bald den Morgen kaum noch
erwarten konnte; sie wollte hinaus aus der Box, hin zu ih-
rem Platz bei dem großen Menschengerät. Der Mensch
hatte vor kurzem sogar eine Art Tanz erfunden. Er zeigte
nacheinander auf verschiedene Felder, und sie sollte sie
das mit dem Rüssel nachmachen, genau in der gleichen
Reihenfolge. Na gut, das war nicht besonders schwierig,
und es auch war nicht schwierig, sich den Laut zu mer-
ken, den er zu jedem Tanz machte; manchmal war er län-
ger, manchmal kürzer, aber eigentlich waren es ziemlich
einfache Laute. Eigentlich hätte sie ja lieber ihren eigenen
Tanz vorgeführt; sie hatte sich schon einen ausgedacht, in
den langen Stunden in der Box, er begann mit den Ohren
ihrer Mama, und dann kamen die Gazellen durch die
Zweige gehuscht, und dann kam der geheime Weg durch
den dichten Wald zum geheimen Ort, wo der Clan seine
geheimen Tänze aufführten, wie alle Vorfahren vor ihnen
– aber sie durfte ihren Tanz nicht vorführen. Wenn sie es

versuchte, schüttelte der Mann immer seinen Kopf, an dem er keinen richtigen Rüssel hatte, nur so einen kleinen Stummel. Manchmal tat er ihr richtig leid deshalb; wie konnte er denn so seine Familie riechen, seinen Clan finden und vor allem: verstehen, wie jeder von ihnen sich fühlte an diesem Tage, an dieser Stelle, zu dieser Zeit? Dann strich sie ihm mit dem Rüssel sanft über seinen Kopf; und tatsächlich, grollte er jetzt nicht gelegentlich ganz leise dabei, ganz ähnlich wie eine ihrer Tanten, die nicht mehr die jüngste war und etwas sonderbar? Und sie grollte zurück.

Eines Tages, da war sie sich ganz sicher, würde sie ihm auch beibringen können, ihrem Rüsseltanz zu folgen. Sie würde ihn anleiten, Schritt für Schritt; aber es würde schwierig werden, weil sein Rüssel ja so klein war und er noch niemals versuchte hatte, an den Formen zu riechen. Aber wer weiß, vielleicht hatten sie ja auch eine Art von Intelligenz, diese seltsamen Wesen mit winzigen Rüsseln, die nicht riechen konnten, und den ebenso winzigen Ohren, die nicht sprechen konnten? Es war schließlich alles nur eine Frage der Übung.

Brief von Karl Krall an Ernst Haeckel, Elberfeld, 1. April 1913

Euer Exzellenz

erlaube ich mir heute davon Mitteilung zu machen, dass die Fortschritte in der Sache der „Denkenden Pferde“ sehr erfreuliche sind. Es fehlt zwar nicht an heftigen Gegnern und allerlei Gegenklärungen von Leuten, die nichts von der Sache gesehen haben. Aber auch die zustimmenden Artikel sind erfreulich und zahlreich. Gestern erhielt ich zum Beispiel einen Aufsatz von Prof. Karl Camillo Schneider. Schneider war entschieden einer der heftigsten Gegner der Tierintelligenz. Er giebt auch jetzt noch nicht den Verstand des Tieres zu, aber er erkennt rückhaltlos die Tatsachen an. Damit müssen wir uns für den Augenblick begnügen, denn es ist das Wesentliche, dass die

Tatsachen durchdringen. In einigen Tagen werden die Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie erscheinen und im Laufe des Frühjahrs gebe ich eine umfangreiche Zeitschrift „Tierseele“, Zeitschrift für vergleichende Seelenkunde heraus, die das Problem der „Denkenden Pferde“ weiter verfolgen, und hoffe ich, auch viele anregende Aufsätze bringen wird. Die ersten Nummern befinden sich bereits im Druck. Die Fortschritte des blinden Berto sind ausserordentlich gute, die zwar jetzt seit 3 Wochen durch Perioden der Unlust unterbrochen werden, die wahrscheinlich durch den Zahn- und Haarwechsel^b hervorgerufen werden. Seit 3 Wochen bin ich im Besitz eines jungen indischen Elefanten, der auf der Schreibmaschine unterrichtet wird. Bei diesem Tiere stehen uns natürlich ganz andere Ausdrucksmittel zur Verfügung, und so ist zu hoffen, dass dieses junge Schreibmaschinenfräulein, mit seinem zarten Rüsselchen das letzte Bollwerk der Gegner stürzen wird. Ich wollte nicht verfehlen, Euer Exzellenz [!] von diesen erfreulichen Fortschritten Mitteilung zu machen, und habe nur das eine Bedauern daran zu knüpfen, dass wir Sie nicht einmal hier in Elberfeld, im Kreise der Tierhochschule begrüßen können. Mit den besten Wünschen für Euer Exzellenz [!] Gesundheit bei dem herankommenden schönen Frühling verbleibe ich

Ihr treu ergebener
K. Krall.

ELEFANTEN IN BLOOMSBURY

Kann es wahr sein, oder träume ich? Kann es sein, dass ich, als ich in der tiefsten Totenstille der Nacht (falls die Nacht jemals tot ist) über den Tavistock Square fahre, auf der Straße vor mir eine Herde Elefanten erkenne? Groß, grau, seelenruhig, begleitet von einem Mann MIT einem biegsamen Stock, meine ich, sie durch die Straßen von Bloomsbury trotten zu sehen, ihre Köpfe schwingend, hin und her, und ihre Rüssel wringend, und die Luft der kühlen Sommernacht genießend. Langsam passiere ich sie; es scheint sie nicht zu interessieren. Ich lasse sie hinter mir; in meinem Rückspiegel sehe ich sie, tapsend, wedelnd, pompös, gelassen, wie sie ihre geschmeidigen Rüssel verknuten, um mich zu erheitern, so als ob sie auf ihren angestammten Dschungelpfaden wandelten.

Angestammt? Waren nicht Elefanten einst auch auf dieser Insel heimisch? Durchstreiften sie nicht unsere verschlungenen Wälder und dschungeligen Sümpfe und tröteten fröhlich von einem zum anderen, so wie jetzt Kühe auf unseren Weiden tröten? Sind sie vielleicht niemals ganz verschwunden gewesen und marschieren immer noch in einer Sommernacht hinaus, um frische Luft zu schnappen? Stapfen sie über unsere wohlgehegten Plätze, brechen Äste ab von den Bäumen in den Gärten und fressen sie, eines ihrer kleinen Augen immer wachsam geöffnet, ihres Erzfeindes, des Drachen wegen? Sucht die Elefant-Frau vergeblich nach dem Mandragora-Baum, damit ihr Ehegatte davon isst und sich ihr zuwendet und ihr die kleinen Elefanten gibt, nach denen sie (nie aber er!), wie man sagt, sich zeitweilig so sehr sehnt? Und wenn die Stunde dieser kleinen Geschöpfe gekommen ist, trottet sie dann in Richtung Themse, am Ufer entlang und sucht nach Stufen hinab zum Fluss, damit sie sie im Wasser austragen kann und damit außerhalb der Reichweite des Drachen? Und geht die Herde immer dorthin, um zu trinken? Denn sie trinken keinen Wein, sagt man uns, außer im Krieg, wenn sie sich gerne betrinken; sondern saugen

ganze Ströme Wassers aus, und schlammig muss es sein, denn sie trinken nichts, wenn sie ihren eigenen Schatten sehen darin.

Ich erinnere mich an andere Dinge, die ich über Elefanten gehört habe: wie sie Mäuse hassen, aber zierliche Blumen lieben, die sie in Körben sammeln; und dass sie das Futter in ihren Ställen so lange nicht fressen, bis sie die Futterkrippen mit diesen Nasenschmeichlern geschmückt haben. Ich erinnere mich, wie keusch sie sind, und dass sie den Ehebruch nicht kennen; wie sie ihre Jungen lieben und verteidigen; wie nicht der kleinste Hund diensteifriger und fügsamer wird, auch wenn sie in ihrer Masse lebenden Bergen gleichen; wie der afrikanische Elefant einen solchen Minderwertigkeitskomplex hat, dass er, wenn er einen indischen Elefanten nur sieht, erzittert und weiter eilt, um schnellstens außer Sichtweite zu kommen.

Ich denke an ihren Patriotismus; wie sehr sie ihre eigenen Länder lieben, und dass sie nicht ins Ausland gehen, es sei denn, ihre Anführer schwüren einen feierlichen Eid, dass sie zurückkehren werden: Sie werden trotzdem immer weinen. Die Elefanten, an denen ich gerade vorbeigekommen bin, haben, glaube ich, nicht geweint; sie müssen daher in diesem Land heimisch sein.

Ich erinnere mich, wie sie, wenn sie versehentlich ein Chamäleon samt seinen Blättern gefressen haben, sterben müssen, sofern sie nicht sofort eine wilde Olive zu sich nehmen; dass sie so liebevoll zu ihren Mitgeschöpfen sind, dass sie niemals allein essen, sondern einander zu ihren Festen einladen, genau wie vernünftige, zivilisierte Menschen; dass die Troglodyten sie angreifen, indem sie von Bäumen herab auf ihren Rücken springen und sie mit in Schlangengalle getauchten Pfeilen benetzen; wie sie bei Neumond in großen Scharen zusammenkommen, um in Flüssen zu baden, einander zu beschimpfen und ihre Kinder zu lehren, das Gleiche zu tun. Wenn sie einem Mann begegnen, der sich in der Wildnis verirrt hat, werden sie ihm zuerst aus dem Weg gehen, um ihn nicht zu

verschrecken, und dann werden sie an ihm vorbeiziehen und ihm so den Weg weisen. Wie sie Kriegstruppen im Kampf furchtlos ins Angesicht sehen und sie überwältigen, aber vor dem leisesten Geräusch eines Schweins fliehen; und dass sie, genau wie das Einhorn, junge Mädchen lieben, und wenn diese singen, werden sie kommen und so lange zuhören, bis sie einschlafen.

Noch weitere ihrer liebenswürdigen Gewohnheiten fallen mir ein: dass sie ausgezeichnete Linguisten sind und die menschlichen Sprachen verstehen; wie sie sich an ihre Pflichten gewissenhaft erinnern, die Liebe, den Ruhm, Güte und Ehrlichkeit, Klugheit und Billigkeit preisen; wie ehrfürchtig sie Sonne, Mond, Planeten und Sterne verehren; wie sie die einfallsreichsten Tricks erlernen können, wie zum Beispiel Seile hochzuklettern, mit dem Kopf voran wieder nach unten zu rutschen und dabei Pfeile in die Luft zu schleudern.

Und falls die Griechen uns nichts Falsches lehren:

Schreiben sie gar mit ihren krummen Rüsseln!

Sie sind auch großartige Tänzer, wenn auch zuweilen auf eine etwas ungeschliffene und unordentliche Art und Weise; und wunderbar schüchtern und sterben leicht vor Scham. Es empfiehlt sich nicht, mit einem Elefanten sein Spiel zu treiben: Sie vergessen bekanntlich nie.

Ich erinnere mich auch daran, dass große Eroberer sie eingesetzt haben: Hannibal in den Alpen; Alexander; Bacchus, der hinter zweien von ihnen durch Indien kutscherte; Pompeius, der nach der Eroberung Afrikas ebenfalls auf einer von zwei Elefanten gezogenen Kutsche nach Rom zurückkehrte, doch sie schafften es nicht, nebeneinander durch die Tore der Stadt zu kommen.

An all diese Heldentaten und Charakterzüge der Elefanten erinnere ich mich, und an viel mehr noch, während ich durch die faden, hell erleuchteten Straßen Londons nach Hause fahre. Die Elefanten werden, während ich über sie nachsinne, so außerordentlich, so zum Inbegriff all dessen, was ich bewundere – himmelhoch aufragend, weit mehr als nur ein Vieh und kaum weniger als Gott –,

dass ich, als ich das Britische Museum erreiche, mir ganz sicher bin, niemals auf dem Tavistock Square frei herumstreunende Elefanten gesehen zu haben. Sie waren Geister, Träume nur, nicht mehr aus Fleisch und Blut als die beiden Löwen, die die Hintertür des Museums bewachen. Ich denke so an sie, wie der Geschichtschreiber der Reise nach Ophir über Elefanten in Peru dachte. Kein Elefant, so sagte er, könne nach Peru kommen, es sei denn durch ein Wunder, da die kalten und hohen Hügel rundherum für dieses Tier unpassierbar seien. Ja, sagte er, ich behaupte ferner, man könne als Elefant in Peru gar nicht leben, es sei denn durch ein Wunder. Denn die Hügel sind extrem kalt und die Täler trocken, wohingegen der Elefant sich an Gegenden erfreut, die sehr heiß und sehr feucht sind. Aber ich bin selbst schuld, so schließt er, weil ich mich mit Elefanten in Amerika herumgeschlagen habe, die doch weniger als ein Schatten sind, und also: Luftschlösser belagert. Vielleicht waren meine nächtlichen Elefanten in Bloomsbury auch nicht mehr als das. Dennoch, ich schwöre! Sie bewegten sich eine Stunde vor der Mittsommerdämmerung, mächtig und sanft und elefantengrau, die schweren Köpfe schwingend und die geschmeidigen Rüssel wringend, über den Tavistock Square in Bloomsbury hinweg.

Und wirklich, nur der Himmel weiß, wo das alles enden wird, wenn das Londoner Verkehrsproblem jetzt durch Elefanten noch komplizierter wird. Als nächstes werden wir noch Dinosaurier haben!

(aus: Rose Macaulay, *Personal Pleasures*, 1935)

DIE HARPYIE, SCHÖN UND SCHRECKLICH



Der Vogel starrte mich an. Die Augen waren groß und sehr dunkel; sie hatten eine perfekte Form, wie übergroße Mandeln mit sich freundlich nach oben schwingenden Kajak-Winkeln am Ende; keine Visagistin hätte das

perfekter und symmetrischer machen können. Dass die Nase hakenförmig und eigentlich ein spitz gebogener Raubtierschnabel war, fiel kaum auf, so zierlich und gleichmäßig passte sie sich in das beinahe kreisrunde Gesicht ein. Der ganze Kopf war von einem wolligen Mittelgrau überzogen, das in leichte Wellen gelegt war; darüber thronten einige neckisch aufgestellte Löckchen, einen perfekten Kranz bildend, und darüber zum krönenden Abschluss zwei dunkelgraue Plüschohren, die die Wellenbewegung des Kranzes in vollendetem Schwung aufnahmen. Der ganze perfekte Kopf thronte auf einem schlanken Raubvogelkörper in elegantem Schwarz-Weiß. Und er wirkte – gleichermaßen unfassbar weiblich und unfassbar befremdlich. Schön und beängstigend, beunruhigend in höchstem Maße und doch so, dass ich den Blick nicht abwenden konnte. Das Tier, das mich bei meinem Wochenendbesuch im Nürnberger Zoo so in seinen Bann zog, war, wie ich dem Schild entnehmen konnte: eine Harpyie.

Eine Harpyie? Waren das nicht Gestalten aus der griechischen Mythologie? Die Erinnerung war nur sehr vage, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es sich nicht um freundliche Wesen handelte, sondern – eben um diffus bedrohliche. Eine Harpyie, bis vor zehn Metern hätte ich

gedacht, dass es das doch gar nicht gibt, im wirklichen Leben; und doch saß sie hier, und starrte, und ich konnte den Blick nicht abwenden. Rilke schoss mir durch den Kopf, das bekannte Zitat vom Schönen, das nur des Schrecklichen Anfangs ist (*Duineser Elegien*, es geht um Engel, nicht um Harpyien), aber vielleicht war es ja auch umgekehrt und das Schreckliche ist nur des Schönen Anfang? Doch jetzt musste erst einmal geforscht werden. Also, die Lektüre einiger *Wikipedia*-Artikel später: Die mythologischen Harpyien waren vor den realen da, jedenfalls vom Namen her. Denn erst Carl von Linné benannte im 18. Jahrhundert eine südamerikanische Adlerart so, die vor allem in Mittelamerika in den Regenwäldern lebt und heute beinahe ausgestorben ist; er benannte sie nach den griechischen Mischwesen. Denn die antiken Harpyien waren ihrer Art nach Mischwesen, und sie bestanden: aus einem Frauenkopf auf einem Vogelkörper. Schnell wie der Sturmwind sollen sie gewesen sein: „reißender Sturm, schneller Wind“ ist auch die Wortbedeutung ihres griechischen Namens. Wie immer in der Mythologie, sind ihre Familienverhältnisse reichlich unklar, das lassen wir aus, nicht einmal ihre Anzahl steht so recht fest. Anfangs waren sie schöne und verführerischen Frauen, und später waren sie gorgonenartige hässliche Frauen. Die Geschichten, die von ihnen in diversen Quellen erzählt werden, sind durchgängig beängstigend und/oder unappetitlich. Prinzipiell hatten sie die Aufgabe, im Auftrag des Göttervaters Zeus die Seelen der Toten ins Totenreich zu befördern und dabei noch ein wenig zu quälen (vor allem, wenn sie es verdient haben; Vatermörder und so). Aber manchmal hatten sie auch eine besondere Mission: So durften sie beispielsweise den blinden Seher Phineus quälen (auch er hatte Zeus geärgert), dem jeden Tag eine reichliche Tafel aufgetischt wurde – und kaum griff er nach den Leckerbissen, schnappten die flinken Bestien ihm die Bissen vom Mund weg. Oder sie – äh, entleerten sich darauf. Dann mochte er nicht mehr essen. Soweit Wissen von *Wikipedia*. Ich blicke wieder auf.

Die Harpyie vor mir blinzelt nicht, sie bewegt nur manchmal eher eulenartig den Kopf; sie ist immer noch weiblich, sie ist immer noch schön, zweifelsohne ist sie schön, und ich werde den Eindruck nicht los, dass sie das auch weiß! Dann ändert sie ein wenig die statuarische Pose, und dann – nun ja, dann entleert sie sich. Ich hatte zum Glück der Versuchung widerstanden, Popcorn oder Salzbrezeln zu kaufen, auch wenn beides außer Reichweite des schön-schrecklichen Tieres gewesen wäre. Dass diese Wesen Menschen tragen können und hässliche Dinge mit ihnen veranstalten, ist im Übrigen durchaus vorstellbar: Es handelt sich um sehr, sehr große Greifvögel, die Weibchen noch deutlich schwerer und kräftiger als die Männchen. Sie sind überzeugte Fleischfresser, die sich vor allem von Faultieren (nein, kein billiger Scherz; *Folivora*) und kleineren bis mittelgroßen Affen ernähren (wer weiß, was ihnen hier im Zoo in Gefangenschaft aufgetischt wird? Durch die regionalen Zeitungen gingen gerade Geschichten von der Überbevölkerung des Pavian-Geheges...)? Und sie sitzen hier natürlich in bemitleidenswerten kleinen Volieren; was ein Schicksal ist, dass noch nicht einmal blutrünstige fleischfressende Bestien verdient haben (zumindest wenn sie im Auftrag des Donnergottes unterwegs sind, des größten Monsters der antiken Mythologie).

Aber die Frage lässt mich nicht los, ob nun die mythologischen Figuren oder die realweltlichen Vögel zuerst waren: zu schlagend sind die Parallelen, im Aussehen, im Verhalten, in der ganzen Imaginationskette, die sie auslösen. Und für viele, wahrscheinlich: für die meisten mythologischen Konstrukte gilt ja, dass sie eine Art natürlichen Kern haben, eine reale Verwandtschaft mit, eine Analogie zu Naturphänomenen; die menschliche Phantasie, selbst die von ganzen Zivilisationen, bringt es nicht auf diejenige Kreativität, die die Evolution ganz nebenbei entfaltet hat (die Kreativität der Evolution heißt: Artenvielfalt). Andererseits ist das Habitat nun tatsächlich falsch, selbst wenn man davon ausgeht, dass die Art

früher weiter verbreitet war: Es ist ein amerikanischer Adler. Andererseits, andererseits: ist die Harpyie in die Heraldik – die auch nur eine Art ikonographischer Abkürzung mythologischer Bildtraditionen ist, damit man sie auf Schilde malen konnte – eingegangen als: „Jungfrauenadler“. So heißt der deutsche Fachbegriff, und er meint: einen stilisierten Frauenkopf (einer jungen Frau, deren Unschuld impliziert wird) auf einem stilisierten Adlerkörper. Ist die Harpyie doch ein archetypisches Artefakt der menschlichen Phantasie? Und warum gibt es keinen Jungmannadler?

Die Harpyie schaut mich an. Ach, ihre Augen sind so schön und so schwarz, man könnte versinken in ihnen. Wen interessiert es, dass sie sich auch dann und wann entleeren muss; dass sie einen scharfen Schnabel hat und scharfe Krallen und gerne Affen zum Frühstück isst? Sie baut ihr großes, geräumiges Nest ganz oben in den großen Regenwaldbäumen, nahe am Himmel; sie zieht nur alle zwei Jahre ein Jungtier auf, das von beiden Eltern monatelang gefüttert und umsorgt wird. Und sie ist ein Wesen, das es wahrscheinlich bald wirklich nur noch in der Imagination geben wird. Bevor ich mich zum Gehen wende, schweren Herzens (am liebsten würde ich ein Loch in die Voliere reißen und zusehen, wie sie ihre schönen, schweren Flügel entfaltet), sage ich ihr noch, dass sie in meinem Kopf bleiben wird; nicht nur als totes Zeichen für die Verwandtschaft von menschlicher Imagination und natürlicher Artenvielfalt, sondern als lebendige Erinnerung an ein bisher noch nie erlebtes, sehr gemischtes und sehr besonderes Gefühl von Bedrohung, Faszination und Bewunderung in Einem. Dass das Schöne nur des Schrecklichen Anfang ist (oder umgekehrt), das kann jeder sagen; aber das Gefühl dazu zu finden, ist gar nicht so einfach.



NACKTSCHNECKEN UND PARTYGESPRÄCHE

1) Party-Gespräche zwischen Regentropfen und Katzenpfoten

Es hatte geregnet, heftig sogar, aber zwischendurch konnte man sich in den Garten wagen, wo es von den Bäumen und dem aufgeschlagenen Zelt tropfte. Das Wetter bildete naheliegenderweise ein dankbares Gesprächsthema, zumal sich die meisten Gäste nicht kannten. Aber man war auch dankbar für die beiden Katzen des Hauses, die sich stoisch zeigten gegenüber Wetterkapriolen und Menschenaufläufen; sie saßen strategisch geschickt unter Biertischen oder tranken zwischendurch besinnlich ein wenig aus dem kleinen Gartenteich, wo sich die Fische auch nicht daran störten, dass sie nass wurden. Am Teich versammelten sich gelegentlich die (wenigen) Raucher um den einzigen Aschenbecher; es war ein getöpfertes Tier aus lang vergangenen Jugendzeiten, wo man sich so etwas unter Kreativität vorstellte, aber immerhin: Es hatte überlebt, bis hin zu diesem runden sechzigsten Geburtstag der Gastgeberin der eigentlich nicht genannt werden sollte, aber unausgesprochen über dem tropfenden Garten schwebte und ebenso wie die Anreisemodalitäten (im Stau gestanden? eine der unzähligen Bahn-Schauergeschichten erlebt, die jeder, der es bis in dieses Alter

geschafft hatte und sich noch in einen Zug bewegen konnte, in reicher Auswahl vorweisen konnte?) die Gespräche durchflochten. Später kam noch ein Hund, das war eine willkommene Abwechslung, denn alle Katzen geschichten waren inzwischen erzählt, und das Wetter blieb wechselhaft, und jetzt waren auch alle angekommen. Es hatten sich die ersten Grüppchen gebildet, entweder von Leuten, die sich kannten, oder von Leuten, die sich gerade kennenlernten, und man konnte viele Gespräche auffangen, die nach dem Muster „Braut oder Bräutigam? versuchten, die Beziehung des jeweiligen Gegenübers zum ungenannten Geburtstagskind zu eruieren: *Schon seit der Schulzeit, wirklich?* (Schulzeit, immer ein guter Gesprächsstoff, auch wenn man sich unter werdenden Frührentnern aufhält) *Beim Studium, das war doch damals in Erlangen, richtig?* Vergangenheiten taten sich auf, tiefere und näherliegende; Beziehungsmuster entstanden, und zwischendurch erwog der Gastgeber launisch, ein Preisausschreiben zu starten nach dem Muster: *Wer kann die originellste Geschichte erzählen, wie er das (nicht so genannte) Geburtstagskind kennengelernt hat?* Und es hätte einen klaren Favoriten gegeben, nennen wir ihn: den Grafen von Malabar, er war hochgewachsen, gut gekleidet, angenehm vorgealtert und ein unpräntiöser Quell von abwegigem Wissen und guten Geschichten (darunter viele Reisegeschichten; auch ein ergiebiges Gesprächsthema, vor allem unter älteren Bessergestellten, wenn sie mit dem Thema ‚Frührente‘ fertig sind). Aber dazu kommen wir erst später, wenn wir nicht mehr ganz so nüchtern sind.

Inzwischen näherte sich die Nicht-Geburtstagsfeier ihrer gefühlten Mitte; der Grill begann zu glühen, die Katzen hielten immer noch wacker durch, erste zungenlösende Effekte des Alkohols waren zu beobachten. In der Raucherecke stand wieder ein kleines Grüppchen, der Grafen von Malabar war auch dabei, und beobachtete fasziniert und etwas fassungslos, wie zwei Nacktschnecken, die sich mit ihren Artgenossen des Wetters erfreuten,

langsam am Rand des Töpfer-Tieres (sollte es vielleicht eine Ente sein?) hochkrochen, um sich dann über die Zigarettenstummel herzumachen (spätere *Google*-Recherchen erbrachten, dass das Phänomen bekannt ist, es wurde vor allem auf Partys beobachtet; und keiner weiß, was sich die Schnecken dabei denken, wirklich!). Die eine oder andere interessante Vermutung über den Sinn und Zweck dieses Tuns wurde geäußert; und eine der Umstehenden wagte die These, dass die Nacktschnecken insgesamt doch, irgendwie, einen Nutzen im großen Ganzen der Natur haben müssten, da die Evolution da bekanntlich sehr streng vorgeht und alles rausschmeißt, was nicht irgendwo gebraucht wird, und sei es auch in einer sehr entlegenen Kette.

Und um diese Frage seriös zu klären, machen wir hier eine (Nichtraucher-)Pause und schauen in unsere geliebte *Wikipedia*, auf das wir bei der nächsten Party mit unserem profunden Wissen über den Nutzen von Nacktschnecken damit prahlen können, vorausgesetzt natürlich, dass es genug regnet und sich noch ein oder zwei Raucher finden.

2) *Die Nacktschnecke, das unbekannte Wesen*

Also, die wichtigste Erkenntnis gleich vorweg: Nacktschnecken sind natürlich keine einheitliche taxonomische Gruppe im biologischen Sinne, nur unser grober Menschenverstand packt diese ungeliebten Schleichgenossen einfach zusammen und schaut nicht in die DNA (oder auf die Geschlechtsorgane, nach denen viele Schneckenarten bestimmt werden). Aber ihre auffälligste Gemeinsamkeit und der Grund für das Zusammenwerfen in einen großen Nacktschnecken-Topf (wenn er mit Bier gefüllt ist, sterben sie; Schneckenbekämpfungsmethoden sind ein unappetitliches, aber auch beliebtes Thema für Partygespräche) ist natürlich das Fehlen des Schneckenhauses; es fehlt aber gar nicht, zweite wichtige Erkenntnis, sondern ist zu unterschiedlichen Teilen nach innen verlegt (es gibt deshalb auch „Halbnacktschnecken“. Ehrlich!). Bleiben

wir nun noch für einen Moment bei dieser unscharfen Einteilung und überlegen, mit *Wikipedia*, Vor- und Nachteile dieser speziellen Gehäuse-Taktik. Kein äußeres Schneckenhaus, das bedeutet: Man kann sich nicht mehr in sein Schneckenhaus zurückziehen und ist deshalb Feinden schutzloser ausgeliefert. Es bedeutet auch: Man ist nicht mehr vor Austrocknung geschützt; weshalb ja Nacktschnecken nach allgemeiner Wahrnehmung auch nur bei Regenwetter spontan aus dem Feuchten entstehen und bei Trockenheit – sich vollständig in Rauch auflösen, in einer Schleimpfütze verschwinden, was auch immer. Andererseits, denn jede Schnecke hat zwei Seiten (nein, das Schneckenhaus ist eine Spirale, aber das ist ein anderes Thema, siehe unten): Man ist leichter ohne Haus, das spart Energie; man ist beweglicher, man kommt voran, will sagen, evolutionär gesprochen: Man erreicht andere und mehr andere Nahrung. Und nein, wir machen jetzt noch keine metaphorische Ausdeutung, obwohl sie sich immer mehr aufdrängt (*the plot thickens*, sagen die Engländer).

Wir bleiben vielmehr noch einen Moment bei der handfesten Biologie und gehen jetzt zu den beiden Nacktschneckenarten, die in Europa besonders verbreitet sind bzw. waren: der *Roten Wegschnecke* (*Arion rufus*) und der *Spanischen Wegschnecke* (*Arion vulgaris*) nämlich! Beide werden mittelgroß und können unterschiedliche Farben auf einer Skala zwischen hellorange und dunkelbraun annehmen. Beide fressen vor allem Laubteile (und sind dabei spezialisiert auf besonders leckere, wie zum Beispiel jungen Salat oder Basilikum), gelegentlich aber auch Artgenossen; Kannibalismus ist verbreitet, und man benutzt die „Raspelzunge“ dafür. Besonderen Wert legt *Wikipedia* – aus Sachgründen! – auf den Fortpflanzungsakt: Er beginnt mit einem, man stelle es sich vor: Paarungstanz, bei der jede Menge bitterer Schleim abgesondert wird, und zwar von beiden. Denn Nacktschnecken sind zweigeschlechtlich, Zwitter: Und wenn sie nach dem Paarungstanz ihre ausgestülpten Geschlechtsorgane (anhand

derer man sie auch bestimmen kann) ineinanderschieben, verschmelzen sie für mehrere Stunden mehr oder weniger zu einem Organismus. Dann, und man stelle sich das Geräusch dabei besser nicht vor, entsmelzen und entknoten sie sich wieder und kriechen ihrer schleimigen Schneckenwege und legen nach ein paar Wochen viel zu viele Eier. Denn wenn das Wetter schön feucht und schneckenfreundlich ist, gibt es leicht Schneckenplagen; in England sollen im Sommer 2007 bis zu tausend Exemplare pro Quadratmeter gezählt worden sind, und in Dänemark gab es einmal einen nationalen Schneckenbekämpfungsplan. Nützt aber alles nichts, denn auf den Transportwegen des globalen Warenverkehrs werden die ansonsten gar nicht so ausbreitungsfreudigen Tierchen immer weiterverbreitet. Zumal sie wenig natürliche Fressfeinde haben, ihres bitteren Schleims wegen; Igel machen angewidert einen Bogen, und lediglich Enten scheinen dagegen immun zu sein (getöpferte auch?). Die Nacktschnecke hat es auch auf kein nationales Wappen geschafft; sie ist niemandes Lieblingstier, es gibt keine Plüschtiere in Nacktschneckenform, und sie taugt nicht einmal für eine ordentliche Fossiliensammlung, des nach innen verlegten Restskeletts wegen; und also kann man auf *Wikipedia* den recht schönen Satz lesen: „*Liebhabersammlungen von Nacktschnecken existieren deshalb so gut wie gar nicht!*“

Nun haben wir erst einmal genug gelernt und Stoff für einige weitere Partygespräche gesammelt, auch wenn es kein arg appetitlicher ist. Aber unsere Grund- und Ausgangsfrage ist immer noch unbeantwortet, auch wenn die Zigaretten im getöpferten Tier inzwischen alle ausgeglüht sind, obwohl die Stummel sich reichlich vermehrt haben: Wofür sind Nacktschnecken gut im großen Gang der Dinge? Was hat sich Gott bei der Nacktschnecke gedacht? Nun, auch dafür hat *Wikipedia* zum Glück eine Antwort. Denn der Mensch, das erfindungsreiche Wesen und der verlängerte Arm der Evolution, hat herausgefunden, dass man Nacktschnecken als Versuchstiere

benutzen kann; für Stoffe, die Schleimhäute reizen oder vaginal eingeführt werden sollen nämlich. Sie können außerdem, das wurde eher zufällig beobachtet, große Mengen an giftigen Schwermetallen aufnehmen, wenn sie sich über solche Böden bewegen. Und damit gehen wir fließend, nein: kriechend über zur symbolischen Bedeutung: Denn was will es uns sagen, wenn wir für ein Wesen, das ein eher zurückgezogenes Dasein führte, bis es sein Haus verlor, vor allem einen Nutzen gefunden haben: Wir können es stellvertretend für uns selbst vergiften?

3) *Die Nacktschnecke, eine verborgene Metapher, zum ersten*

Aber das sagt mehr über das Wesen des Menschen aus als über das der Nacktschnecke, das ein Weichtierartiges, Bodennahes und Schleimiges ist; nicht der Stoff, aus dem schöne Symbole oder heroische Allegorien gemacht werden. Aber vielleicht eine kleine, bodennahe, sich weich windende ausgebaute Metapher? Denn das Wesen, von dem wir jetzt schon deutlich zu viel gesprochen haben für ein einfaches Partygespräch (dessen Wesen ja eher ein Flüchtliges ist, vielleicht wäre es als Libellenartig zu beschreiben?), hat sein Haus verloren, beinahe gänzlich; die Reste hat es in sein eigenes Inneres verlegt, aber im Großen und Ganzen ist es: unbehaust und damit auch: ungeschützt, nackt den Blicken aller ausgesetzt, unverborgener wie unverberglich. Es hat dadurch an Beweglichkeit gewonnen, zweifellos; aber für größere Strecken benötigt es immer noch technische Hilfsmittel. Mit ihnen aber hat es sich über die ganze Welt ausgebreitet; es wechselt dabei gelegentlich ein wenig die Farbe, aber ist zufrieden, solange es ein feuchtes Fleckchen findet. Fühlt es sich dann allerdings zu wohl, und findet es etwas, was seinen wählerisch unterscheidenden Geschmacksnerven besonders mundet – dann frisst es und vermehrt sich und frisst und vermehrt sich und so weiter – bis es nichts mehr zu fressen gibt, außer kümmerlichen Stummeln. Gelegentlich frisst es sich auch selbst, aber das ist der schwierigste Teil der Metapher, zugegeben. Aber vielleicht hat das, auf

eine dunkle und nicht ganz zu erklärende Art, auch etwas zu tun mit dem großen Wert, den es überhaupt auf Sex legt, auf lange und komplizierte Paarungsrituale bis hin zur temporären Vereinigung zum Doppelwesen? Und mit der Zweigeschlechtlichkeit, die ja ironischerweise dazu führt, dass es keine Geschlechtlichkeit mehr gibt – mit der Aufhebung des heteronormativen Dualismus hat man im besten Falle eine diverse Masse Einzelner, und im schlechtesten Falle: einen Einheitsschleim erzeugt. Denn die Schleimigkeit, das ist überhaupt der innerste Wesenskern unseres Weichwesens, das bitteren Schleim erzeugt, absondert und alles mit ihm überzieht; unverdaulich für andere und kein schöner Anblick; aber verschwindend in der Sonne – die das Wesen flieht. Doch es überlebt Cadmium und Nikotin. Eine Zeitlang zumindest.

*4) Die Nacktschnecke, eine verborgene Metapher,
gewendet und zum zweiten*

Ist die Nacktschnecke nicht ein wunderbares Wesen? Ohne Scheu, ohne Verstellung zeigt sie ihr Wesen vor: Hier, das bin ich, nackt, wie der Schöpfer mich gemacht hat. Ihr mögt euch in euren Häusern verstecken und sie immer größer, immer stärker, immer höher machen; es sind doch nur Spiralen ins Nirgendwo, eine Wendeltreppe ins Unendliche, ein metaphysischer Fortsatz. Aber haben wir nicht auch Farben? Glänzen wir nicht tropfenfeucht im Regen, und manche von uns haben ein strahlendes Gelb, andere wieder ein tiefes Orange oder ein sattes Braun – warme Farben, Erdfarben, dem Boden angepasst, auf dem wir bleiben, unser Leben lang. Nichts treibt uns hinauf in die verwegene Vertikale; der Horizont ist unsere Lebenslinie, und jedes Blatt gibt uns Schutz und Heimat. Unsere Fühler sind feine Werkzeuge, Antennen zum Universum der Sinne; unser Schleim ist ein Kunstwerk, und die Linien, die wir mit ihm ziehen, könnt ihr nicht berechnen. Wir fressen nur die feinsten, aromatischsten, zartesten Kräuter; wir sind nachtaktiv und paaren uns gern im Dunkeln, aber dafür

verschmelzen wir mit all unseren Organen ineinander. Wir lieben das Feuchte und das Warme, aus dem wir alle kommen, egal ob wir harte Schalen haben oder weiche Körper. Wenn eure Häuser zu Ruinen zerfallen sind, werden wir noch da sein; doch unsere Spuren vergehen mit uns.

5) *Der Graf von Malabar und seine Nacktschneckenzucht*

Und damit können wir jetzt, dritter und letzter Teil der Party, nach reichlich Alkoholgenuss und mit vollem Magen, wenn auch etwas fröstelnd ob des bleibend feuchten Wetters, zur großen Abschlussgeschichte ausholen. Sie handelt vom Grafen von Malabar, der einem heute beinahe unbekanntem mecklenburgischen Adelsgeschlecht entsprossen ist. Über den Namen existieren mehrere Legenden. Einige wollen ihn auf eine junge indische Sklavin zurückführen, die eine frühe Kolonialisierungswelle in den kalten und beinahe noch gänzlich unerschlossenen Osten Europas geführt hatte, eine Art indische Pocahontas und ihre Nachkommen; andere auf ein Missverständnis einer französischen Redewendung für schlechte Kneipen (*mal à bar*). Dieser Graf von Malabar nun hatte einen großen Lebenstraum: Während all seine Nachbarn sich gerade auf die Seidenspinnerzucht geworfen hatten und Maulbeerbaumpflanzungen auf dem mecklenburgischen Sandboden angelegt hatten, wollte er eine Nacktschneckenzucht aufbauen! Er hatte nämlich eine Theorie entwickelt, dass die Spanische Wegschnecke, wenn man sie mit tabakgetränkten Salatblättern fütterte, nicht nur um ein Vielfaches größer werden würden, sondern auch einen speziellen Schleim produzieren könnten, der dem mecklenburgischen Bier einen ganz eigenen Geschmack geben würde. Leider kamen die eigens aus den spanischen Provinzen importierten Wegschnecken allesamt in der kurzen Erwärmungsphase, die der damaligen ‚kleinen Eiszeit‘ vorausging, ums Leben, sie verkümmerten ebenso wie die Maulbeerbäume der Nachbarn, die sie in einem letzten Akt der Verzweiflung noch überfallen hatten. Und

es haben sich nur wenige Spuren von diesem kühnen Plan und den Experimenten erhalten, die der Graf von Malabar mit seinen Nacktschnecken unternahm. Überliefert ist lediglich ein handschriftliches, schwer leserliches Manuskript, *Von der Hand-Zucht und Inokulation Großer Spanischer Wegschnecken zum Zwecke einer Verbesserung des mecklenburgischen Brauwesens*, mit dem der Graf einen Preis bei einer der großen europäischen Akademien zu erhalten hoffte. Das *Deutsche Museum* verwahrte eine Zeitlang einen Inokulationsapparat, mit dem er die Tabakpflanzenextrakte den Nacktschnecken direkt in die ausgestülpten Geschlechtsorgane injiziert haben soll. Seine Echtheit ist jedoch zweifelhaft, und seitdem militante Tierschutzorganisation ihn in einer Protestaktion mit einem giftigen Schleim aus Kartoffelbrei und Sekundenkleber überzogen hatten, wurde er in einen der vielen dunklen Kellerräume des *Deutschen Museums* unter der Isar verbannt. Dort wartet er darauf, dass einer der – bekanntlich wenig verbreiteten – Nachtschneckenliebhaber sich vielleicht doch zu einer Spende hinreißen lässt, die die Wiederherstellung des Artefakts und seine Präsentation in einfacher Sprache in der Ausstellung erlauben würde. Eine ehrenvolle Plakette wäre ihm sicher!



TOD EINES KÜKENS

Man sah gleich, dass es tot war. Irgendetwas fehlte, wie es so da lag, in einer gleichzeitig verkrampften und entspannten Stellung, die Klauen schon weich anmutend, bevor sie sich überhaupt ausformen konnten, den Hals weit vorgestreckt, als wollte es im letzten Moment noch etwas sehen, was es noch nie gesehen hatte. Aber am schlimmsten waren die Augen. Sie waren halb geschlossen; nicht mehr der halbblinde Kükenblick, schon gar nicht der große wache Raubvogelblick der Falkenmutter, oder auch nur der gelbe Deckel, der sich abends manchmal schützend darüber legte, nach einem langen Tag des harten Mutterseins: Saß man wirklich dicht genug um den sorgsam zusammengeschobenen vier und wenig später fünf Eiern? Hielt man sie gut genug zusammen, nachdem die Viere geschlüpft waren, das Fünfte sich aber Zeit ließ? Das war wohl der Zeitpunkt, an dem sich zum ersten Mal die allzu menschliche Sorge, die sich so gern an das Zurückgebliebene, Kleinste, Ungeschützte anhängt, neben dem geradezu automatischen Lächeln über die vier weißflaumigen tapsigen Wesen breitmachte: Würde die Zeit reichen? Würde die Mutter durchhalten? War das fünfte Ei überhaupt befruchtet? Fast wäre das leichter gewesen, das kommt immer wieder vor, und schließlich essen wir auch sorg- und gedankenlos

Hühnereier und Hähnchenbrüste (gerade in Zeiten der Krankheit gut verträglich, ja geradezu therapeutisch!), nicht aber blinde weiße Küken-Nachkömmlinge.

Plötzlich jedoch war es dann da, ein schwer zu findender weißer Wuschel mehr unter den schon kräftig gewachsenen Vieren, die immer noch reichlich unartikulierte und orientierungslos übereinander stolperten. Häufig starrten sie an die Wand oder drängten sich in die Ecke, als wäre der Blick aus dem Kirchturm zu gefährlich. Aber das kannten wir schon von den Wanderfalken, die wir einige Wochen vorher beobachtet hatten und die dann doch erstaunlich schnell den Sturzflug ins Freie wagten, nachdem sie vorher wacker einige Tage Flügelschlagen geübt hatten. Die Dinge entwickelten sich allerdings deutlich langsamer bei unseren Turmfalken im Nachbardorf. Wir machten uns wieder Sorgen, als die Falkenmutter immer noch tagelang auf den nun vollständigen Fünfen saß; der Vater war noch nicht einmal aufgetaucht mit den doch sicher benötigten Futterrationen, vorher hatte er wenigstens dann und wann kurze halbstündige Elternzeiten eingelegt. Doch auf einmal begannen die Mäusekadaver einzutreffen (wir waren dankbar dafür, dass die Kamera schon immer relativ unscharf war), und von nun an versiegte die Versorgung nicht mehr, auch bei deutlich wachsendem Appetit und immer weiter aufgerissenen Schnäbeln. Mama zerrupfte zur Fütterung sorgfältig die Beute in handliche Fetzen, die sie – wie es uns schien, darunter nagte die Sorge still weiter – relativ gerecht verteilte. Und immer wieder suchten wir den kleinen, noch fast kahlen Kopf zwischen den deutlich größeren Flaum-Schädeln der sich vordrängenden Großen. Er war sehr schwer zu finden, aber dann tauchte er doch wieder auf, nur für einen kurzen Moment. Derweil wurden die Augen der Großen langsam wacher und fokussierter; und auch die Flügel begannen sich mit kleinen Muskeln abzuzeichnen unter dem immer noch perfekt weißen Flaum.

Dann kam der Tag, als sich unsere Sorge kurz verlagerte: Eines der größeren Küken hatte eine wunde Stelle

am Hals, sie würden sich doch nicht, futterneidisch, gegenseitig angefallen haben? Oder war es von der nun schon ziemlich kräftigen Morgensonne verbrannt, gegen die die Mutter kaum noch alle hinter den schützenden Flügeln verstecken konnte? Aber es war nicht das Kleine, Nachgekommene, mühsam fand man es endlich wieder, den immer noch deutlich zu kleinen Kopf, ganz weit unten im Haufen. Vielleicht schützten die Geschwister es ja auch? Ach, die allzu menschliche Projektion, gepaart mit dem unwiderstehlichen Beschützerinstinkt! Denn kaum hatten wir uns ein wenig entspannt, es war auch anderes zu regeln gewesen einige Tage lang, öffnete ich eines endlich sommerlich gewordenen nachmittags die Falkenkamera – die Singvögel im Garten kamen kaum noch nach mit der Versorgung ihrer Nester in den Hecken, die Grillen zirpten schon am Morgen unermüdlich, und ich hatte eine echte Zauneidechse vom Strandkorb aus über die sonnengewärmte Mauer unter den Weinreben schlüpfen sehen: Und es war passiert. Man musste es nicht suchen, man sah es sofort. Es lag da, ungeschützt, in der Mitte, die halbblinden Augen schienen minütlich mehr einzusinken in dunklen Höhlen; nie würden sie sich schließen unter einem schützenden gelben Deckel, nie den scharfen schwarzen Falkenblick schweifen lassen. Keine Muskeln unter dem schon schäbig werdenden weißen Flaum, der jetzt ein Totenhemd war, das allerärmlichste. Der Schnabel zu stark vortretend, verkrustet, wie in einem stillen Totenkampf. Wie lang war es wohl schon so dagelegen? Die Mutter war unterwegs, Nahrungssuche, die Geschwister hatten sich in die Ecken verteilt und starrten die Wand an. Einmal nur hatte man es gleich gefunden, das Kleinste, Versteckte; und es war tot.

Nun, das war nur natürlich, Selektion eben, Arterhalt, fünf waren sowieso zu viel gewesen, und der Mäusenachschub schon ein sehr anstrengendes Geschäft geworden. Die Mutter kam auch bald wieder von erfolgreicher Jagd, man scharte sich zur Fütterung halb um, halb über dem kleinen Leichnam, keine Spur von – Betroffenheit,

Mitleid, Pietät, ja, was hatte man denn erwartet? Was man hier sah, war nur eine Nahaufnahme des menschlichen Emotionskinos im eigenen Kopf, für die gefühlsmäßig besonders Begriffsstutzigen unter uns (also: für mich): Denn auf einmal verstand ich so viel besser, was wir Menschen in unseren schwachen, kleinen, auch schon fast ausgestorbenen Sterbensritualen mühsam zusammenkultiviert hatten (beim Krankenhaustod meiner Schwester erledigten das routiniert die Schwestern, die uns gleichzeitig damit wohlützig ablenkten): Die Augen schließen, damit niemand für ewig immer trüber ins Nichts schauen muss. Die Glieder richten, bevor sie die Starre in eine bizarre und zufällige Stellung einfriert für immer. Den Körper gnädig verdecken, in dem sofort der große Verfall beginnt. Einen Platz der Würde schaffen, mit Raum für die Trauer drumherum; nicht allzu nah kommen. Hier aber stolperten unbekümmert weiterwachsende Geschwister über den verkrümmten Körper, waren die Augen nicht schon wieder ein Stück weiter eingesunken seit der letzten Kameraeinstellung? Der Raum hatte ein Zentrum bekommen, aber es war ein totes.

Eigentlich wollte ich gar nicht hinschauen, aber wie unter Zwang rief ich die Seite immer wieder auf an diesem Tag. Es war eine Mischung aus – makabrer wissenschaftlicher Neugierde, wie würde der Verfall wohl weitergehen? –, aus Schau- und Sensationslust, einer Spannung auf den „Ausgang“. Würde die Mutter den Kleinen entsorgen? Würde der Wächter der Kamera des Nachts eingreifen? Sie würden doch nicht anfangen, den Kleinen mit den Mäusen zu verwechseln? Dazu ein wohligh schillerndes Gefühl der Trauer, im 18. Jahrhundert mit seinen melancholisch-empfindsamen Unterströmungen nannte man das den „*joy of grief*“; ein seltsamer Cocktail aus Verlust, Empathie, ein wenig Wut über den allzu natürlichen Gang der Natur. Keine feststellbare Beimischung aus übertragener Todesangst im Übrigen, sondern vor allem: das Empfinden der Erbarmungswürdigkeit der völligen Einsamkeit und des Alleingelassenseins. Da liegt ein

Kadaver in der Mitte, und das Leben geht über ihn hinweg, blicklos, gedankenlos. Mit jedem Moment wurde das Küken toter; wusste die Mutter überhaupt noch, dass es einst fünf Schnäbel waren, in die sie Mäuseteile stopfte? Warum hatte sie ihn nicht schon aufgegeben im Ei? Spürten die anderen Küken, irgendwie, das etwas fehlte ganz unten im Haufen? Aber sie wuchsen so schnell jetzt!

Als ich am Abend ein letztes Mal einschaltete, war der Kadaver verschwunden. Es waren auch insgesamt, wie sich nach langem Beobachten herausstellte, nur noch drei, jetzt ziemlich groß und gesund aussehende Küken, der mit der wunden Stelle am Hals war auch nicht mehr dabei. Und es schien mir geradezu symbolisch, dass der Größte von allen inzwischen die erste falkenartig gemusterte Schwanzfeder entwickelt hatte, die einen deutlichen Kontrast zum immer noch weißen Flaum bildete. Hatte die Mutter die beiden Schwachen aus dem Kirchturm gestoßen? Der Falkenmeister würde es uns wohl schonend erklären, demnächst im Falkentagebuch; wie natürlich das sei, und nur für uns Menschen schockierend. Weil menschliche Gefühle halt so seltsam sind, so unberechenbar – und das meine ich gar nicht im üblich pathetisch-sentimentalen Sinn (keine Maschine kann das jemals ersetzen, jaja), sondern rein sachlich: unkalkulierbar. Was man in einer bestimmten Situation fühlen wird, weiß man selbst immer erst hinterher, so wenig kennt man sich selbst oder gar „den Menschen“. Gefühlsprognosen sind das Material, aus dem schlechte Romane und Filme gemacht sind, auf der Basis eines sehr vagen Kalküls aus viel zu wenig Daten und Phantasielosigkeit, dazu einer großen Dosis Wunschdenken. Man kann es gar nicht vorher wissen, was man in einer bestimmten Situation fühlen wird, weil es so eine bizarre Mischung ist. Und nun weine ich, beinahe automatisch, doch ein wenig beim Schreiben in den frühen Morgenstunden noch unter dem Einfluss des segensreichen, aber schlafabwendenden Kortisons bei der gestrigen Chemo, um meinen sehr kleinen Freund

mit seiner sehr schwachen Totenwürde. Aber dann erinnere ich mich an das kluge Wort eines entfernten Freundes nach dem Tod meiner Schwester, er sagte: Die Toten hätten ihren Frieden (es war das Einzige gewesen, das geholfen hatte damals): Und auf einmal konnte sich sie sehen, die Totenwürde des kleinen Falken und seinen winzigen tapferen Falkenfrieden.

Und schon der zweite Abwesende rührte mich nur noch auf eine sehr schwache Weise, so brutal bin ich nämlich auch: Er war zwar nicht von Anfang an totgeweiht gewesen, so versuche ich das zu rationalisieren, aber er hatte eine Krankheit bekommen, und war das nicht irgendwie schon das Kainsmal der Schuld? Er hatte immerhin eine Zeitlang zum Haufen gehört, er war nicht ausgesondert von Anfang an, er hatte schon mitgedrängelt. Und wahrscheinlich hat er einen schnellen Tod bekommen, keine langsame Auszehrung. Er war das nötige Opfer zum Gedeihen der Geschwister, der Fortsetzung der Generation, dem Überleben der Gattung. Aber von Anfang an schon zu viel sein; ein Irrtum der Natur mehr als eine Schwäche; zu sterben, ohne das Licht der Sonne gesehen zu haben, weil man immer ganz unten im Haufen war, und wenn man die Augen einmal öffnete, schmerzten sie wahrscheinlich von dem grellen Licht; und am Ende da zu liegen, ausgesetzt auf einmal, immer weniger werdend, während der Tod in einem wächst – das schien mir ein schon fast menschliches Sterben.



ANNÄHERUNG AN DEN KRANICH (IN DREI SCHRITTEN)

I. Das Erlebnis: Erhabenes, geballt auf abendlichen Wiesen

Es war dann doch überwältigend. Wir waren noch bei hellem Sonnenschein und mäßig sommerlichen Temperaturen hinausgefahren auf dem bunten Schaufelraddampfer. Auf den Uferwiesen tummelten sich schon größere Mengen von Vögeln, weiße Tupfen gegen das metallische Blau des windstillen großen Sees, aber alles war friedlich, sogar die einzelnen Fischerboote dümpelten. Wir waren natürlich gespannt: Kraniche hatte man uns versprochen, die Dame im Buchungsbüro hatte auf unsere skeptische Nachfrage hin geantwortet, sie könne nicht genau sagen, ob es Hunderte oder eher Tausende seien würden? Na gut, einzelne Paare begannen einzutrudeln, elegant im Paarflug segelnd, und durchs Gehirn streifte eine vereinzelte Brecht-Zeile: „*Seht jene Kraniche in hohem Bogen / Die Wolken, ihnen beigegeben. / Flogen mit ihnen schon, als sie entflogen / von diesem in ein anderes Leben*“. Natürlich hatte man das als Liebesgedicht gelesen, damals in der sentimentalischen Jugend, nicht als ein Gedicht über Kraniche, aber was wusste man damals schon; und ganz falsch war es vielleicht auch nicht gewesen. Inzwischen jedoch, so verkündete der Lautsprecher in knatternden, rührend syntaktisch-ungeschickten Sätzen, könnte man ganz dort

hinten schon die ersten Züge erkennen. Man strengte sich an, starrte in den sehr langsam dunkler werdenden Himmel, war das nur ein Wolkenstreif oder – nein, tatsächlich, die Kraniche flogen ein, sie flogen Zug um Zug, mal in geordneten Linien, mal in wirren, sich gerade umsortierenden Haufen, hier im spitzwinkligen, dort im stumpfwinkligen Dreieck. Sie machten einen Landeanflug, der mit einer Kurve begann, auf einmal sah man nicht mehr die langgestreckten Körper mit der leichten Schwellung in der Mitte, sondern nur noch schlanke Silhouetten, die in der schon tieferstehenden Sonne noch blitzten, dann streckten sie die schmalen Beine aus, und schon waren sie verschwunden im grauen Gewimmel auf der Wiese, das nun immer dichter wurde. Und da kamen schon die nächsten, an einer etwas anderen Stelle des immer größer werdenden Himmels; und da, man hörte sie jetzt schon weitem, ein anschwellendes *Krah-Krah*, es kam von dort, oder kam es von dort, oder von – und auf einmal flogen sie von fast allen Seiten an, ein langer Zug nach dem Anderen, ja, es waren gewiss Tausende, und keiner wusste mehr, wohin er das leuchtende Handy zuerst richten sollte. Die Menschenmasse gab entzückte kleine Laute von sich, die aber bei weitem übertönt wurden vom immer lauterem, jetzt schon fast bedrohlichen *Krah-Krah*, dicht über den Köpfen, dort über dem Wasser, von hinten nachrückend, von den Seiten aufschließend, sich in grauen Schwärmen auf den Wiesen ballend. Lange hatte man sich nicht so – kollektiv erhaben gefühlt. Brecht war inzwischen verdrängt von einer anderen Stimme, sie nagte noch im Unterbewusstsein und sang die „*Kraniche des Ibykus*“, was war das noch? Als die Betäubung dann vorbei war und die Schwärme abklangen, war man ein wenig mitgenommen und ein wenig leer. Zeit zum Nachlesen!

2. Die Ballade: Graulichtes Geschwader, im Gedränge

Die Kraniche des Ibykus also, Ballade von Schiller. Tatsächlich fliegen die Kraniche in ihrem völkerverbindenden Zug bis heute über den Isthmus von Korinth. Sie taten das schon in der Antike, wo sich die griechischen Völker, friedlich für eine kurze Zeit, zu den isthmischen Spielen trafen; es galt den „Kampf der Wagen und Gesänge“, Athletik des Geistes neben der des Körpers. Da machte sich auch auf Ibykus aus Rhegium, berühmt schon in jungen Jahren und vom jugendlich-sonnengleichen Gott Apoll begünstigt mit der Gabe des Gesanges, „der Lieder süßen Mund“. Und Ibykus wandert frohen Mutes und „mit leichtem Stab“, in der Ferne sieht er schon Akrokorinth auf dem Hügel, das Ziel seiner freudigen Reise. Doch vorher ist „Poseidons Fichtenhain“ zu durchqueren, die Götter sind auch hier anwesend, der leicht fühlsame Wanderer spürt sie am „frommen Schauer“; und über ihn zieht, „fern hin nach des Südens Wärme“, ein Schwarm von Kranichen, in „graulichem Geschwader“ ziehen sie, und ein leicht fühlsamer Leser, eine sympathetische Leserin könnte hier vielleicht schon den ersten Schauer fühlen, eine kleine Ahnung wie eine kleine grau-lichte Wolke am noch hellen Himmel. Der Dichter jedoch grüßt die großen Vögel als treue Reisebegleiter: Sie wandern zwischen den Welten, wie er, der Dichter; und wie er müssen sie darauf vertrauen, gastlich aufgenommen zu werden in der Ferne, unter einem „wirtlich Dach“. Doch im Walde, da wohnen auch die Räuber, und Ibykus soll niemals in Korinth ankommen. Genau in „des Waldes Mitte“, dort wo er am tiefsten, am fremdesten, am dunkelsten ist, erscheinen zwei Mörder auf „gedrangnem Steg“ – und die Leserin springt, mitten im Text schon, die Fremdheit des seltsamen Wortes an: „gedrangen“, man fühlt das Unbehagen förmlich, eingeklemmt zwischen „gedrungen“ und dem „Andrang“ entsteht ein Wort-Gedränge, in dem der schwache Sänger, gewohnt die Lyra zu halten und nicht den Bogen zu dehnen, unterliegen muss, den geist- und

hirnlosen, aber bicepsstarken bösen Buben, die tatsächlich „Mörder“ genannt werden: Sie wollen nichts von dem armen, fremden Sänger, als sein Leben. Der letzte Blick des sterbenden Ibykus richtet sich auf den Himmel, und er beklagt, sprachgewaltig bis zum Ende, dass er nun ungerächt vergehen müsse, verlassen, „unbeweint“ auf fremden Boden! Und in gedrangner Not ruft er die Kraniche an, die einzigen Zeugen seines Endes, die in ihrem gewaltigen völkerverbindenden Zug jetzt den ganzen Himmel verdunkeln; er sieht sie schon nicht mehr, aber er hört „die nahen Stimmen furchtbar krähen“, das harte Kra-Kra, das ihnen den Namen gegeben hat, und er fleht sie an, für ihn zu sprechen, Anklage zu erheben. Dann stirbt er, nackt, entstellt von Wunden, ein wenig schimmert Christus durch die Beschreibung, ein anderer Fremder auf dieser Welt, getötet von bösen Buben. Sein Gastfreund in Korinth jedoch, der, der ihm ein „wirtlich Dach“ geben wollte, erkennt das entstellte Opfer an seinen Gesichtszügen und bricht in beredte Klage aus: Dahin sind der friedliche Sieg und der erhoffte Ruhm; und alle Gäste, versammelt im Namen der Götter und des friedlichen Kampfes leiden mit ihm. Das Volk jedoch leidet nicht still und nicht beredt, nein, es wütet: Es will Blut sehen, Rache muss geübt werden, nur so kann das Verbrechen gesühnt werden, das ist die älteste Gerechtigkeit der Welt und sie wohnt tief im kollektiven Unterbewusstsein. Wo jedoch soll man sie finden, die „schwarzen Täter“, die Feiglinge? Waren es vielleicht Konkurrenten, Neider? Man weiß es nicht, man wird es nicht wissen. Nur Helios, die Sonne selbst, die die Kraniche am Himmel begleitet in ihrem graulichten Zug, mag es wissen; nur der allsehende Sonnengott kann sehen, wie die Frevler mitten am helllichten Tage den Göttern und ihren Schützlingen trotzen. Denn auch sie drängen sich unter die „Menschenwellen“, wieder ein Gedrang, geballt fluten sie in Richtung des großen Theaters, wo Bank an Bank gedrängt der Griechen Völker sitzen, friedlich für eine kurze Weile. Und der Bau wächst über sich selbst hinaus: Die Stimmen vereinen sich

„dampfbrausend wie des Meeres Wogen“, und die dicht gefüllten Reihen scheinen menschenwimmelnd, aber doch geordnet in „stets geschweiftem Bogen“ hinauf bis zum Himmel zu wachsen; er ist blau, dort wohnen die Götter, dort strahlt Helios, der alles sieht, das weiß jeder Einzelne in der anonymen Masse und vergisst es nicht im Gedränge. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen“ entspringt als geflügeltes Wort dieser Ballade, es wird maßlos missbraucht werden, wie alle geflügelten Wörter, die in die Enge der Alltagssprache geraten; in der Ballade jedoch werden sie aufgezählt, die Völker, werden mit ihren fremden Namen genannt: Sie kommen sogar aus Asien, sie kommen „aus allen Inseln“, sie haben sich vereint zur Kathedrale des Theaters und genießen den Gastfrieden. Doch nun verstimmt das Stimmengewirr, denn der Chor tritt auf; und man kann sich die Szene nicht düster, nicht schauerlich genug vorstellen. Aus der Tiefe der kollektiven Vergangenheit erscheinen maskierte Gestalten auf der Bühne, unkenntlich sind sie, verummumt, riesenhaft und weiblich, aber: „So schreiten keine irdschen Weiber!“ Stumm umkreisen sie das Proscenium, in einer Parade des Schreckens, mit „langsam abgemessnem Schritt“; sie folgen einem alten, tiefen, im Blut verankerten Rhythmus, und ihr Singen ist nicht melodisch wie die süßen Töne aus dem Munde des Götterfreundes Ibykus, sondern von „grauser Melodie“ wie das Geschrei der Kraniche. Gehüllt in lange schwarze Mäntel schreiten sie und schreiten sie; in ihren dünnen Händen schwingen sie blutrote Fackeln, aber ihre eignen Wangen sind blutlos-gespentisch, und anstelle von Haaren, die lebendig über Dichterstirnen flattern und sich mit der Lorbeerkrone verflechten, ringeln sich Schlangen mit „giftgeschwollenen Bäuchen“. Sieht man sie wirklich, oder ist es eine Vision, die die Menge ergriffen hat und unwiderstehlich Gewalt und Gestalt gewinnt; ein sich im Kreise drehender und niemals endender Alptraum eines früheren Seins, einer archaischen Gemeinschaft vor der sanften Menschlichkeit, die „besinnungsraubend, herzbekötend“ wirkt?

Besinnungsraubend, herzbekörend – in diesen gedrängten Worten drängt der Dichter die Gewaltsamkeit der Erscheinung zusammen, denn die schwarzen Überweiber rauben den Menschen nicht nur den Verstand, nein, sie verzaubern, betören, vergiften auch sein Herz, ja, schlimmer noch: Ihr Gesang verzehrt des Hörers Mark von innen her auf. Willenlos wird das Menschengewimmel, der sanften Stimme der Dichtung ebenso wenig zugänglich wie der weisen der Vernunft. Und die schwarzen Überweiber in ihren wehenden Mänteln sprechen alle diejenigen frei, die sich eine „*kindlich reine Seele*“ bewahrt haben; nur sie allein könnten „*frei des Lebens Bahn*“ wandeln, im Gespräch mit den Göttern und der Natur, so wie Ibykus vertrauensvoll sich in den Wald begab, den er nie mehr verließ; aber er war frei und hatte eine kindliche Seele. Doch der Verbrecher, der Mörder gar, ist von nun an und für immer gefangen: Er wird gejagt von den Erinnyen, dem „*furchtbaren Geschlecht der Nacht*“, und nie mehr wird die Sonne des Helios für ihn scheinen, nie mehr wird er unbeschwert durch den Wald des Poseidon gehen können. Überall sind ihm die geflügelten dunklen Göttinnen auf den Fersen, und nichts kann sie versöhnen, keine Reue, kein Bitten und Flehen, noch nicht einmal der Tod: in der Unterwelt selbst, in ihrer ewigen Nacht, lassen sie ihn immer noch nicht los. Erbarmen liegt nicht in ihrer Natur, Vergebung kennen sie nicht. Sie setzen sich im Mark fest, und von dort zerstören sie den Mörder von innen. Düstere Stille lastet über dem Theaterrund, als die Riesenweiber, immer noch im „*langsam abgemessenen Schritt*“ – es eilt ihnen nicht mit der Rache, sie haben die Ewigkeit dafür gepachtet – wieder abtreten; und jeder einzelne im Menschengewimmel spürt in seiner eigenen Brust die Wirkungen einer uralten, dunklen, furchtbaren Macht, die im Verborgenen richtet, „*unerforschlich, unergründet*“, sie kennt keinen Prozess, keine Berufung, ob Trug oder Wahrheit, das interessiert sie nicht. Und während die Menge noch dämmert, zweifelt, bebt, erschauert, da erhebt sich plötzlich, beinahe erschrickt man beim

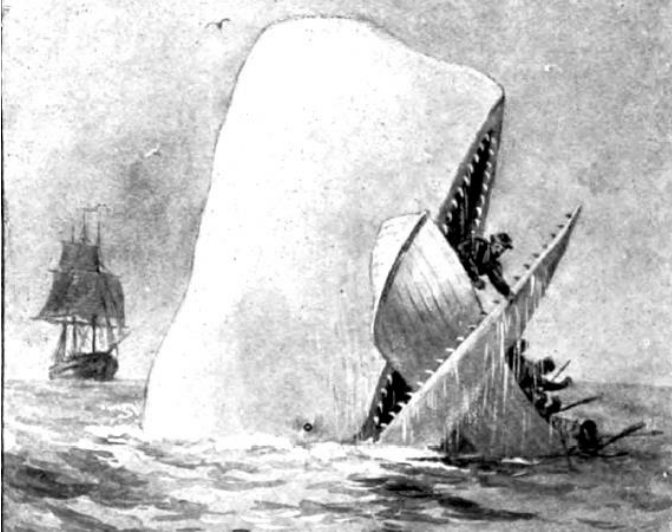
Lesen, eine einzelne Stimme, man imaginiert sie unwillkürlich hell. Und sie spricht vernehmliche Worte und sie spricht sich selbst ihr Urteil: „*Sieh da! Sieh da, Timotheus! Die Kraniche des Ibykus!*“ Denn der Himmel hatte sich verfinstert, über das Theater hinweg zieht genau in diesem einzelnen Moment, nicht mehr graulich, sondern zu „*schwärzlichem Gewimmel*“ zusammengedrängt, das „*Kranichheer*“ – eine Masse ununterscheidbarer Leiber, verschmolzen zu einer dunklen Macht, geleitet von einem tiefen, unerforschten, unergründlichen Willen. Doch die Menge erwacht ebenso plötzlich, wieso, was hat es auf sich mit diesen Kranichen, was hat das mit dem erschlagenen Ibykus zu tun? Und „*wie im Meere Well auf Well*“ verbreitet sich die Nachricht, das Gerücht, die Erkenntnis: Nur der Mörder kann wissen, dass Ibykus in seinem letzten Moment noch Kraniche gesehen hat! „*Mit Blitzesschnelle*“ erkennen alle Herzen in einem Moment der Erleuchtung, dass dies das Werk der Eumeniden, der dunklen Rachegöttin ist: Die Mörder „*bieten selbst sich dar*“ zum Urteil. Und die Übeltäter verwünschen noch das schnelle Wort, das ihrem „*schreckenbleichen Mund*“ entfahren ist; kaum finden sie die Zeit, ihre Schuld zu bereuen, da werden sie schon vor den Richter geschleppt, und sie haben noch Glück, dass die Menge sie nicht auf der Stelle zerreißt. Die Theaterszene wandelt sich zum Tribunal, die Mörder gestehen, und kaum zwei Zeilen später ist die Ballade zu Ende, in einer gewaltigen Anti-Klimax: Das Werk des irdischen, menschlichen Rechts tut sein unspektakuläres Werk. Und es ist nicht wichtig, wie das Urteil fällt; wichtig ist, dass Rache geschieht, dass die Götter dafür gesorgt haben, dass der Tod ihres Dichterlieblings gesühnt wird. Gerechtigkeit aber ist das, was im Inneren geschieht; und niemals werden die Mörder wieder freie Menschen werden können, immer werden ihnen die Erinnyen auf den Fersen sein, sie werden Schlangenköpfe sehen statt flatterndem Dichterhaar, und niemals verstummt das heisere *Krah-Krah* der Kraniche mehr in ihren Ohren. Wer Mord begeht, hat sein

inneres Mark zerstört. Der Mensch jedoch bewahre sich sein kindlich reines Gemüt, auch wenn er in den dunklen Wald geht. Die Kraniche aber sind wie die Menschenwellen, die der Chor der Menschenleiber antreibt: das Bild einer grau-lichten Macht, ewig hin- und hergerissen zwischen Licht und Schatten, Tag und Nacht; ein gewaltiger Anblick, ein Gedränge im begrenzten Raum des Himmels. Aber bevor sie sich paaren, tanzen sie.

3. *Das Liebesgedicht: Wolke und Kranich, daneben*

Das Gedicht von Brecht heißt übrigens tatsächlich *Die Liebenden*. Aber es geht auch in ihm um den schönen Himmel und um Gastfreundschaft in Zeiten der Wanderung. Und auch Brecht beschreibt hier etwas, das sich jenseits der Vernunft vollzieht, in Instinkten und Rhythmen, in der Wechselwirkung von Tier und Umgebung, in der stillen Übereinstimmung zwischen Wolke und Kranich. Denn nicht, wie man es allzu leicht assoziiert und damit verkennt, ist nur von zwei Kranichen die Rede; die Rede ist auch von den Kranichen und der ihnen beigegebenen Begleitwolke, zwei sehr unterschiedlichen Wesen in einer Beziehung von äußerst schwankender Dauer. Ihr Verhältnis, wenn man es denn „Liebe“ nennen will, gründet im Nichts des Augenblicks: einer gemeinsamen Wahrnehmung, einer geteilten Umgebung, einer rhythmischen Abstimmung im Moment, der man sich jedoch überlassen muss; reinen Herzens, mit einer kindlichen Seele, von Sonne und Mond beschienen, im Glauben daran, dass dieser Moment, diese Beziehung, dieses reine Verhältnis alles ist. Die Liebe nämlich ist, das wird auch in gereiftem Alter häufig übersehen, ein Moment geteilten und geschenkten Vertrauens, nicht sich unsterblicher wahnender Leidenschaft; ein „daneben“ mehr denn ein „miteinander“.

*Seht jene Kraniche in großem Bogen!
Die Wolken, welche ihnen beigegeben
Zogen mit ihnen schon als sie entflohen
Aus einem Leben in ein anderes Leben.
In gleicher Höhe und mit gleicher Eile
Scheinen sie alle beide nur daneben.
Daß so der Kranich mit der Wolke teile
Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen
Daß also keines länger hier verweile
Und keines anderes sehe als das Wiegen
Des andern in dem Wind, den beide spüren
Die jetzt im Fluge beieinander liegen:
So mag der Wind sie in das Nichts entführen.
Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben
So lange kann sie beide nichts berühren
So lange kann man sie von jedem Ort vertreiben
Wo Regen drohen oder Schüsse schallen.
So unter Sonn und Monds verschiedenen Scheiben
Fliegen sie hin, einander ganz verfallen.
Wohin ihr? - Nirgend hin. Von wem davon? - Von allen.
Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?
Seit kurzem. - Und wann werden sie sich trennen? - Bald.
So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.*



GOETHES TIERE

Alles über Walfische.

„Moby Dick“ und der Goethe'sche „Walfisch“

Zur Ablenkung von Corona las ich irgendwann *Moby Dick*. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, irgendetwas zwischen Männerbuch und ewiger Nobelpreiskandidat, *whatever*. Was ich nicht erwartet hatte, war ein – nun, ein ins Meer versetzter Faust-Kosmos, ein Leviathan von Literatur. Nein, ich meine nicht (nur) Ahab, obwohl er immerhin einen eigenen Mephisto mitbringt (Fedallaha heißt er und Parse ist er, er spricht aber im Unterschied zu Mephisto nicht gar viel) und ganz sicher nicht aufhört, sich strebend zu bemühen, oh nein, im Gegenteil. Ahab hat außerdem eine Art tumben Lehrling an Bord, einen seemännischen Wilhelm Meister (*call me Ishmael!*) und keine einzige Frau. Dafür haben wir ja *Moby Dick*, und es spricht einiges dafür, das kann ich jetzt aber nicht in voller Länge darlegen, dass *Moby Dick*, wie alle Killerwale, eine Frau ist (*there she blows!* kreischt der Matrose im

Ausguck, wenn er endlich den verräterischen Spaut sieht); was wiederum interessant ist, da der Killerwal für Ahab ja auch der Leviathan ist, das biblische Seemonster, und was würde es nun bedeuten, wenn der Leviathan eine Frau – das Ewig-Weibliche gar wäre?

Aber nein, darüber sprechen wir jetzt nicht. Wir sprechen jetzt über *Moby Dick*, eine Weltenzyklopädie am Leitfaden des Wales: Was kann man nicht lernen, wenn man Harpunen auswirft vom Wal, umgekehrte Harpunen sozusagen, über Religion, Wirtschaft, Politik? Über Herrschaftsverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Psychopathien und Neurosen? Über Kunst, Literatur und Kannibalismus? Alles kann man lernen am Leitfaden des Wales. Wenn ich *Moby Dick* dann zum zweiten Mal lese, lese ich auch alles, versprochen; aber bei der ersten *Faust-II*-Lektüre bin ich auch über den einen oder anderen Mummenschanz hinweggehüpft. Und natürlich ist es ein genialer Trick von Melville, den Leser so lange mit *Wal-fun facts* zu quälen, dass er am Ende genauso scharf wie der irre Ahab darauf ist, das blöde weiße Monster endlich zu sehen, damit wir es ein- für allemal hinter uns haben! Einmal taucht sogar Goethe auf in *Moby Dick*, ganz ehrlich. *Gespräche mit Eckermann*, irgendein Zitat, aber es war nur der endgültige Beweis, dass in *Moby Dick* alles vorkommt, gelegentlich auch Wale.

Noch mehr gespannt war ich jedoch nach beendeter Lektüre (alle tot, außer Ishmael und Wal, die Fortsetzung demnächst in Farbe), ob bei Goethe eigentlich Wale vorkommen. Im *Faust* nicht, klar; vielleicht zappelte ursprünglich im Hintergrund einer auf dem durch das verbrecherische Landgewinnungsprojekt freigelegten Meeresgrund, und Philemon und Baucis versuchen noch, ihn mit Wasser zu überschütten, aber es ist zu spät und die Episode wurde in der letzten Korrekturphase von Goethe gestrichen, der Produzent hatte schon gemault wegen der Kosten, jetzt auch noch ein Wal? Oder es hatte sich einer unter das bunte mythologische Meeresgetier gemischt, der Homunculus ist eigentlich an einem Riesenwal

zerschellt und dann wieder auferstanden als Ahab, keine Flasche mehr, aber Holzbein? Delphine immerhin springen durch den Faust, sehr schön und lyrisch sogar, die Formulierung erinnert an Rilke, und man möchte sofort zur Delphin-Therapie in die Ägäis starten, aber nein, Corona zieht erst langsam ab (wollten wir doch vergessen!). Eine, um nun endlich auf das Wort zu kommen, Recherche in der Goethe-CD-ROM erbrachte unter „Wal“ – nicht einen Treffer. Umgekehrter *Moby Dick*, oder was? Na gut, erste Intuition der wortgewieften Redaktorin: Wal schreibt sich wahrscheinlich anders, „Wahl“ oder so, phonetisch halt. Fast richtig. Es schreibt sich „Walfisch“, und ist das nicht auch viel schöner und imposanter? Zu „Walfisch“ bekommt frau dann auch erwartungsgemäß das eine oder andere Zuckerle-Zitat. Zum Beispiel die Geschichte vom Walfischkopf, einem übersandten Skelett für die Weimarer Kunstkammer, gut verpackt war das Wundertier angekommen, und Goethe instruiert, dass es in den großen Saal zu den gipsernen Pferdeköpfen kommt; die Schulterblätter des Ungeheuers sind zu seiner Verwunderung mit Schiffen bemalt (machen Walfänger in der Mittagspause, kann man bei Melville lesen, samt einem Vergleich mit der akademischen Walmalerei aller Zeiten und Epochen). Na gut, tote Köpfe, aber echte Fische? Nein, echte Walfische gibt es nicht bei Goethe. Der Walfisch existiert für Goethe ausschließlich als naturwissenschaftliche Kuriosität beträchtlichen Ausmaßes (und evolutionäre Vorstudie zum Riesenfaultier, das interessierte ihn mehr, missing link und so) oder als Allegorie: Auf einer Überfahrt nach Sizilien fühlt er sich im Schiff behaglich wie im Walfischbauch geborgen und plant sein neuestes Drama, mögen die kleinen Schiffe oder Fische draußen vorbeischwimmen, endlich hat man mal Ruhe (erinnern Kreuzfahrtschiffe nicht, irgendwie, an Walfischbäuche? Verschlingen und Ausspeien, Verschlingen und Ausspeien, *there she blows!*)!

Überhaupt bewundert Goethe am Walfisch, das zitiert er mehrfach, dass dieser den Strom vertilgt, und

nicht etwa umgekehrt. Man sieht geradezu vor sich, wie Goethe sein großes Maul aufsperrt, und dann marschieren die gesamten französischen Revolutionäre hinein, zielstrebig den Schlund hinunter, und am Ende macht Goethe das Maul zu, und der Strom ist weg, ein kleiner Rülps nur noch, eine halb verdaute Kokarde kommt wieder hoch und verfängt sich zwischen den Barten. Wer aber Wallfische fangen will und nicht etwa kleine Fische, der braucht Harpunen (längeres technische Kapitel bei Melville)! Und Goethe will, symbolisch gesprochen, Wallfische fangen, auch wenn er zwischen den einen oder anderen kleinen Fisch mitnimmt (Maximenschwärme, ungeordnet). Deshalb wirft er seine Harpunen, weit wirft er sie, scharf sind sie, lang ist das unzerstörbare Seil; aber trifft er auch, weithin, wird es gelingen, so wie die übermenschlichen vollkörperätowierten Kannibalen bei Melville weithin werfen und trotzdem treffen? – aber nein, da springt und bläst sie immer noch, die verdammte Farbenlehre dieses Newton, der einzige mathematisch-physikalische Leviathan, auf den es Goethe wirklich abgesehen hatte, gnadenlos, immer wieder mit Harpunen schmeißend und selbst geradezu ahabmäßig auf mangelhaften Instrumenten dahinhinkend. Newton aber: Das ist ein Strom, den kann man nicht einfach durchlaufen lassen! Wie schön war's doch im Wallfischbauch, verseschmiedend und die Welt vergessend! Aber schließlich ist man kein Dichter, der seine Kunden nur mit Honig ködert und süßen Pillen, Dichter sind allerhöchstens Schleier- oder Paradiesfische, gelegentlich mischt sich ein Butt mit ein, und selten nur trifft man einen ordentlichen Raubfisch. Goethe aber, wenn er nicht gerade den Leviathan Newton harpunierte, war selbst ein Wallfisch; eine Art Welt-Leviathan, der die Welt einfach in sich einströmen lässt, einiges bleibt in den Barten hängen, anderes rumort unverdaulich im großen Wallfischbauch und wird wieder ausgespien, eine kleine Xenie verfängt sich dabei immer, aber meistens strömt es, es strömt und fließt, und man muss es strömen lassen, durch sich hindurchfließen, das Große

und das Kleine, das Gute und das Schlechte, das Leichte und das Schwere.

Goethe ist aber auch Ishmael, der reisende Schreiber des Wal-Universums, der wandernde Wilhelm Meister aus Nantucket, den es zwischendurch nach Italien verschlagen hat. Und als er (also: Goethe, nicht Ishmael) eines Abends dort vom Bildungs- und Wiedergeburtswerk ausruht, am Himmel flanieren ein paar Wölkchen, die Grillen zirpen herzzerreißend, da schreibt er: Er fühle sich doch einmal in der Welt zu Hause; nein, eigentlich fühle er sich so wie einer, der von einem Wallfischfange aus Grönland in seine eigentliche Heimat, das Land seiner Geburt, zurückkehrt. Der Vergleich ist, gelinde gesagt: unerwartet. Man sitzt in der Toskana, die Brunnen plätschern brav, der Wein ist wohltemperiert und das wohlbestrumpfte Bein dekorativ übergeschlagen, und man imaginiert sich: Grönland? Wale? Harpunen? Eben. Deshalb sind wir nicht Goethe. Wir kommen immer nur bis zur Toskana (und noch nicht mal das seit einiger Zeit). Mehr können wir nicht schlucken.

Mit Goethe auf Vogelfang

Alle Vögelin sind schon da, und man kann sie endlich schießen. In dieser sommerlichen Jagdstrecke von *Vogelfang* bis *Vogelzunge* zeigt sich der jägerische, dem geselligen, auch volkstümlichen Geschehen gar nicht abgeneigte Goethe, der sogar das Vogelschießen in Weimar, wie das Fronleichnamfest in Erfurt (Fronleichnam und Vogelschießen???) bunt, bedeutend und anziehend machen möchte: buntes Getümmel allenthalten, ganz osterspaziergangs-mäßig (Goethe erfindet übrigens auch *vogelmäßig*, und man hätte doch gedacht, alle Komposita auf *-mäßig* seien Erfindungen der gern semantisch vagen Gegenwartssprache), alle Stände von Weimar sind da, „in einem mäßigen Bezirk“ (anderes „mäßig“, wohldefiniert), und man vergnügt sich ganz unschuldig – bis auf einmal, keiner hat es gesehen, ein junger Bursche auf der Erde liegt, „so todt als je einer“, einen anderen hat es

am Arm gestreift, und hätte nicht – jeder von uns totgeschossen werden können? Na gut, dann gehen wir lieber doch auf Vogelfang und Vogelstellen, definitiv ungefährlicher zumindest für die Menschen; der *Vogelherd* ist schon gerichtet (ein erhöhter Platz), die Leimruten ausgelegt, auf denen die Drosseln zappeln werden, ganz so wie der unbotmäßige Chor im Faust II, dem Phorkyas droht; auf den Leim gegangen sind sie nämlich, und da hilft kein Vogelgeschrei und kein Vogelgesang und kein anrückendes Vogelheer.

Aber natürlich sind die Vögel nicht nur zum Schießen und zum Singen da, oh nein! Man kann sie auch sezieren, den *Vogelschnabel* oder den *Vogelkopf* oder das *Vogelskelett*. Man kann ihre schön changierenden *Vogelfedern* für die Farbenlehre untersuchen oder die Vogelmilch in der Botanik auffinden (den Wald-Gelbstern). Man kann sogar *Vogelnester* essen, wie die Indianer (die eigentlich natürlich Inder sind), Goethe lässt sich eines schicken: Das sind mit Schwalbenleim zusammengefügte Schwalbenester aus Indien oder China, läuft einem das nicht das Wasser im Munde - ? Nein, tut es nicht. Springen wir lieber schnell zum *Vogelnestgewölbe*, was die feinverastelten spätgotischen Kreuzrippengewölbe englischer Kathedralen sehr anschaulich werden lässt. Die *Vogelperspektive* bleibt hingegen eher schwach, immerhin jedoch ein poetologischer Beleg: Die „wahre Poesie“ nämlich erhebe den Menschen mit all seinem irdischen Ballast in solche Höhen, dass ihm die „verwirrten Irrgänge der Erde“ wie aus der Vogelperspektive erschienen. Wenn sie es doch nur täte! Heutzutage zeigt sie einem eher die verwirrten Irrgänge des Einzelnen aus der Froschperspektive.

Aber nun gut, dafür hat das Wort *Vögeln* immerhin Eingang in den allgemeinen Sprachschatz gefunden, auch wenn es bei Goethe nur der lose Hanswurst verwenden darf, der die Mädels mit dem Werther aufgeilt, um sie dann – nun, des Nachts zu „vögeln ... das alles kracht“. Oder ein armer holländischer Anatom, der doch nur über unschuldige „*Vöglein*“ sprechen wollte; aber wer sich im

Deutschen verspricht, den bestraft das Leben, und eine Woche später lag er da und musste seine STD mit Merkurium auskurieren! (Akronyme, so praktisch! Und immer korrekt! Geradezu ein Vogelflug über komplizierte Wörter, man erhascht nur die Anfangsbuchstaben und baut ein ganz kleines neues Nest davon! Nur mit Sprachleim!)

Die Vöglein bringen noch mehr Sprachfang ins semantische Netz: den *Vogelplanet* nämlich, den Goethe gesprächsweise erfindet, neben dem Fischplaneten (und damit mehr Phantasie beweist als viele Science Fiction-Autoren bis heute, die es nur zum *Planet der Affen* gebracht haben; wenn die Außerirdischen wirklich menschenähnlich wären, möchte man sie schon gar nicht kennenlernen!). Oder die *Vogelhecke*. Das ist nämlich, lernt die Redaktorin staunend in unser aller Grimmschem Wörterbuch, ein eigenes Wort für die Fortpflanzung der vögelnden Vögel, zugleich der Ort, wo selbige geschieht (muss aber nicht unbedingt eine Hecke im verbreiteten Wortsinne sein) sowie die dabei entstehende Vögelbrut als solche! Der junge Goethe, damals in Sesenheim auf der Pirsch nach den hübschen Sommervögeln, hatte sich bei einem Besuch im strengen Pfarrhaus den Hut weit ins Gesicht gezogen, um sich zu verummummen. Und eines der losen Pfarrmädels führt ihn beim Vater ein mit einem Wortspiel, das so schön ist, dass man es doch eher dem losen jungen Goethe zuschreiben und damit dem Dichtungsteil von Dichtung und Wahrheit zuschlagen möchte: Der junge Mann habe nämlich eine Vogelhecke unter dem heruntergezogenen Hut, „die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen: denn es sind lauter lose Vögel!“ Hört man da nicht schon fast Mephisto herausgrinsen?

Die armen Vögel, die losen vor allem, aber sind frei: *vogelfrei* nämlich. Ach, frei wie ein Vogel die Vogelperspektive genießen, Vogelhecken brüten und niemand auf dem Leim gehen! Oh nein, denn: Wer frei ist wie ein Vogel, der war, in Zeiten, wo Leben noch ein echtes Risiko war, eben auch: ungeschützt. Durch keinen

Lehnherren, kein Recht, gar nichts. Noch der einfachste Leibeigene war, zum Glück, unfrei und geschützt. Dass der Vogelfreie dann auch noch geächtet wurde, hat sich wohl erst seit Martin Luther ins kulturelle Gedächtnis eingegraben; Goethe jedoch konnte noch sagen, dass Verleger und Autoren sich fatalerweise selbst für vogelfrei erklärt hätten und nun niemand mit ihnen rechten könnte. Nein, vogelfrei will auch der Autor nicht sein, vor allem: wenn er ein erfolgreicher ist und viel Geld verdienen könnte, wenn die fallenstellenden Nachdrucker nicht wären! Beim Nachdenken darüber könnte man einiges über Freiheit lernen, wenn auch nicht so viel über Vögel, sondern eher über Menschen, die gern Vögel schießen und ihnen Fallen stellen und sich selbst dabei für frei halten.

Am Ende kam der *Vogelscheu* (nein, keine Vogelphobie) samt seiner Nachfolgerin, der *Vogelscheuche*. Ein Briefzitat dazu, an den Großherzog Carl August, aus dem Jahr 1826, also zwei Jahre vor dessen Tod. Goethe schickt seinem langjährigen Freund und ehemaligem losen Vogel, inzwischen aber politisch hochdekorierten Arbeitgeber und Erbfürst, zwei Exemplare eines „unerfreulichen Werks“; unerfreulich deshalb, weil die Königliche Hoheit samt dero Gemahlin (Goethe spricht immer akten- und protokollmäßig von hochgestellten Personen, es ist ihm selbstverständlich) darin als „Vogelscheuchen der schlimmsten Art aufgestellt“ seien. Dabei sei es jedoch gleichzeitig „merkwürdig“ (und auch das meint Goethe immer wörtlich), dass gerade die Eigentümlichkeiten der dargestellten Personen (ob positive oder negative, wird nicht gesagt, es spielt auch keine Rolle) dabei „in’s Widerwärtige gezogen“ seien. Laut Goethe-Forschung konnte nicht ermittelt werden, um welches unerfreuliche Werk es sich handelte, und das lässt der Redaktorin natürlich keine Ruhe; wozu hat man schließlich *google* und damit das Wissen der Welt nicht nur aus der Vogel-, sondern aus jeder nur denkbaren Perspektive? Ein paar geschickte Flugmanöver später fand ich den *Deutschen Regenten-*

Almanach auf das Jahr 1827 mit einem ausführlichen biographischen Artikel zu Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Erschienen in Ilmenau, also direkt in der Nachbarschaft, Goethe war oft zum Jagen dort (und die Redaktorin gerade auch, nicht zum Jagen). Herausgegeben, der Almanach also, von Bernhard Friedrich Voigt, Sohn eines langjährigen Weimarer Freundes von Goethe. Na gut, 1827, und der Brief datiert vom 18.4.1826; aber wäre es nicht denkbar, dass Goethe der Artikel vorab zugekommen war, die Vögel fliegen schnell und häufig zwischen Weimar und Ilmenau, und ob sie schreien oder singen, kommt ganz auf den Hörer an? Natürlich lobt der Artikel den Großherzog, sonst würde er sowieso nicht erscheinen; aber wäre es denkbar, dass Goethe hier schon das Vogelscheuchen-Mäßige des *personality*-Kultes und der Regenbogenpresse und der *social-media* erkannt hat? Es kommt gar nicht darauf an, ob man gelobt oder getadelt, in den Himmel gehoben oder in den *shitstorm* gerissen wird; es ist einfach peinlich, solche Dinge öffentlich zu tun, und erst recht: das Verdienst öffentlich zur Vogelscheu aufzustellen. Jede Eigentümlichkeit, so ansprechend und reizend sie im persönlichen Umgang sein mag, wird vergrößert, wenn die unter Fürstentronen brütenden Vogelhecken, egal ob lieblich oder furchterregend, ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt. Der Vergleich ist eigentlich gar nicht so schlecht, wenn man darüber nachdenkt. Vogelscheuchen, wir sind umstellt von pseudo-berühmten, mit allerlei Mäntelchen behängten und dann an eine Stange geleimten Vogelscheuchen. Na gut, wie immer unfair gegenüber den Vögeln: Sie haben das alles schon längst durchschaut und führen ungehört ihre lieblichen Vögelgespräche (Titel eines berühmten Werkes eines persischen Dichters des 12. Jahrhunderts, das wir gleich bestellt haben, und dieser neue literarische Vogelfang allein war all diese seltsamen Überflüge wert, die wahrscheinlich eine gute Vogelschau ihres derzeitigen krankheitsgetriebenen Geisteszustandes ermöglichen würden: eher mittel-mäßige Auspizien).

Überhaupt ist der Vogel bei Goethe, spätestens seit der Aristophanes-Übersetzung (frei und frech an Weimarer Verhältnisse angepasst), eher ein Schimpfwort. Überall sieht er den oder, schöner, weil altertümlicher: das *Chor der Vögel*, wie es den vermeintlich so klugen, den Gelehrten, den nase- und schnabelweisen Kritikern vor allem, alles nachplappert, und jeder auch nur mittelbegabte Manipulator bringt alle Vöglein zum Schnattern, und das, was dabei den Schnäbeln entfleucht, ist eben- Geschnatter, kein schöner Gesang, sondern Lärm, Chaos, Massenhysterie. Am schönsten schnattern sie Beifall, wenn man ihnen ein Wolkenkuckucksheim verspricht, wie es gerade mal wieder in den schnatterreichsten Vorwahlzeiten Mode geworden ist; und frau muss kein Schuhu sein, um hier düsteres Unheil zu wittern: Denn wenn Wolkenkuckucksheim einstürzt, wird sich herausstellen, dass es dagegen doch keine Universal-Schadens-Versicherung gab und die zerschmetterten Träume noch am leichtesten zu verkräften sind. Nein, Goethe will meist gar nicht recht ein Vogel sein, weder ein freier noch ein loser, und im Chor der Vögel singt er sein Leben lang nicht mit. Erst spät wird er Hudhud entdecken, den wahrlich unwiderstehlichen Wiedehopf, aber vielleicht hat er sich auch nur in das Wort verliebt.

Goethe und die Insekten

Spinnen hingegen, und die mäßig arachnophobe Redaktorin musste sich sehr zusammenreißen bei der Korrektur des Fremd-Lemmas, haben nicht nur acht Beine, sondern auch acht Augen, was Goethe wusste, *Wikipedia* bestätigt (wie liest man einen *Wikipedia*-Artikel, ohne auf die Abbildungen zu schauen???) und *Spinnen* nicht eben sympathischer macht. Goethe wirft sie gern in einen Topf, er heißt „eklige Insekten“, und auf ihm steht: „Wenn je ein Mittel gegen die *Mücken und Spinnen* erfunden werden sollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig!“ Goethes Wort in der Pharma-Industrie Ohr! Aber natürlich ist die *Spinne* nicht ganz unnützig, nein, sie ist eine wunderbare

Metaphernfabrikantin, und ihr Netz nicht nur ein technisches Wunderwerk, sondern auch ein Lebensbild, selbst für mäßige Arachnophobiker (das ist eine Wortzusammenstellung, die ich jetzt ganz oft sagen möchte!): „Es weiß sich kein Mensch weder in sich selbst noch in andere zu finden, und muss sich eben sein *Spinnengewebe* selbst machen aus dessen Mitte er wirkt“. Goethe war eine ziemlich begabte *Spinne*, muss man unter dieser Perspektive sagen, und wenn man all seine über-entwickelten Organe mitzählt, konnte er wahrscheinlich auch locker mit acht Augen mithalten, die er sicher gern für seine Farbenlehre gehabt hätte. Aus sich selbst heraus sein Netz *spinnen*, nun, das macht auch schon ein wenig mehr Sinn, als sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen oder was der Selbst-Produktions-Metaphern mehr sind (man könnte noch was mit Honig machen, es fällt mir aber gerade nicht ein). Und in der Mitte sitzt das Ich sowieso immer selbst, sogar bei Goethe, der zu einem erstaunlichen Maße selbst-los sein konnte. Aber wie weit das Netz dann ausgreift, wie schön oder stabil es gesponnen ist – das ist der Unterschied! Heutzutage wird *spinnen* hingegen gern mit *spintisieren* verwechselt; dünnfädige Gedanken halt, die leicht im Wind dahinflattern oder sich sogar ganz lösen können, dann schweben sie durch die Luft, kleine Gespinste, entbunden von der Erdschwere ordentlicher Gedanken. Die Verwandtschaft sieht Goethe immerhin schon, wenn er über seinen Freund Moritz schreibt, er *sinne und spinne* so gern. Weisheit des Wortklangs! Geheime Verwandtschaft! Im Binnenreim steckt Wahrheit.

Außerdem: *Zikaden* – also diese im Sommer so nervtötenden Zirpen, auch Grillen genannt, interessante Tiere, machen wir einen kleinen Seitensprung: Es gibt sie über den ganzen Globus verteilt, und zwar gar nicht wenige; zudem sind sie wichtig für die Ökosysteme und gelten deshalb als Bioindikatoren (Wissen von *Wikipedia*, nicht von Goethe). Es gibt sie in einer Spitzkopf- und einer Rundkopf-Variante (nein, keine politische Symbolik; oder

doch? Gerade hat Amerika gewählt oder besser: gewürfelt?). Der Antike galt die *Zikade* als Symbol der Unsterblichkeit, weil sie sich angeblich vom Tau ernähre und kein Blut habe; das stimmt zwar nicht, aber ist eine hübsche Idee, zumal ihre nahe Verwandte, die Heuschrecke, keinen so guten Ruf hat und sich definitiv nicht von Tau ernährt. Grillen hingegen sind etwas, das Menschen haben, in ihrem sprunghaften Wesen und mit ihrer Neigung zum ewigen *Verlästern*. Aber der Gesang der *Zikade* wurde, das ist nun wieder befremdlich, durchaus geschätzt, und auch Goethe übersetzt ein bekanntes Gedicht von Anakreon, ein Preislied auf die *Zikade* als Sängerin nämlich: „Selig bist du, liebe Kleine/ Die du auf der Bäume Zweigen, / Von geringem Trank begeistert, / Singend, wie ein König lebest!“ Und das Gedicht endet im ultimativen Lobpreis: „Ohne Fleisch und Blut Geborne, leidenlose Erdentochter, fast den Göttern zu vergleichen“. Na gut, aber dann wieder im *Faust*, wird abgelästert über den „*Cicaden-Schwarm*“: „Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naschende / Vernichterinnen aufgekeimten Wohlstands ihr“! Also was denn nun? *Cikaden-Lobpreis* oder ultimative Heuschrecken-Kritik? Auch egal, solange das Bild funktioniert; alles *framing*, das wusste schon Goethe. Und als ihm sein Freund Blumenbach eine „echte *Cicade*“ für die Naturalien-Sammlung schickt, findet er sie im wesentlichen – hübsch: „Denn sie gibt dem Kunstfreunde den anschaulichen Begriff, wie niedlich und zierlich ein solches Geschöpfchen, aus Gold nachgebildet, in den Haaren einer schönen Griechin mag geflattert haben“. Ist der Mensch nun, wie der ewige *Verlästerer* Mephisto sagt, eine *Zikade* oder nicht? Mit *Verlaub*, da verweigern wir als Betroffene die Antwort (*fifth amendment* und so). Wo die komische Floskel herkommt, ist im Übrigen nicht ganz klar, eine Vermutung ist, dass *Verlaub* eigentlich die Erlaubnis war, den Dienst verlassen zu dürfen, also eine Art Urlaubsgenehmigung. Das erscheint der Redaktorin recht einleuchtend und das Abheben ins Abstrakte, das gerade den Ver-Wörtern immer wieder

passiert: Wer *mit Verlaub* spricht, begibt sich ins unsichere Milieu des Urlaubs im Geiste, wo niemand das korrekte Sprechen überwacht, sondern sich die Worte in der Sonne aalen dürfen und gelegentlich einen Sprung ins Meer machen; sie kommen ganz neu und frischgewaschen daraus wieder hervor. Dann springt eine *Zikade* vorbei und zirpt dabei ganz melodisch; aber wenn sie sich im Haar verfängt, schüttelt man sie doch lieber wieder ab, schließlich ist man auch keine schöne Griechin. Sie hüpfert weiter und landet –

IV. TIER- ALS MENSCHENPHILOSOPHIE





KATZEN-PHILOSOPHIE

Natürlich würde sich Minka niemals als Philosoph(in) bezeichnen. Sie würde mich anschauen aus ihren großen grünbraunen Katzenaugen, vielleicht ein wenig verschwörerisch blinzeln, wenn sie gut gelaunt wäre – und dann, je nach Tageszeit und Stimmung, das weiter tun, was sie sowieso tut: Katze sein nämlich, ein Vollzeitjob, ohne dass einem ein Existenzial-Philosoph sagen müsste, was das ist. Es muss auch kein Metaphysiker über das Wesen der Katzenhaftigkeit spekulieren, kein Ethiker über die Moral des Mäusefangens oder den kat(ze)gorischen Imperativ aufklären. Allenfalls der Ästhetiker würde vielleicht einen Moment staunend stehen bleiben: Mit welcher Grazie sie allen philosophischen Ballast in einem wohligen Dehnen aller Glieder abwirft; wie genau sie den Halbkreis abzirkelt, den ihr Schwanz beschreibt, der absolute Gleichklang der parallel gesetzten Vorderpfötchen, die klare Schönheit der Silhouette – eine Katze, nichts als eine Katze, und doch ein Inbild entspannten Weltvertrauens, stoischer Gelassenheit und ästhetischer

Vollendung. Ist sie nicht vielleicht doch eine Philosoph(in), wie ihre Vorfahrin, die rätselhafte Sphinx?

Tatsächlich kann kein Katzenkenner abstreiten, dass Katzen eigentlich über all das verfügen, was seit den Alten einen ordentlichen Lebensphilosophen (wenn auch vielleicht keinen akademischen Schulfuchs oder systemerschaffenden Leitwolf) ausmacht. Geht man von der empiristischen Prämisse aus, dass alle Erkenntnis in den Sinnen ihren Anfang nimmt, sind die Katzen dem Instinkt- und Sinnen-Mängelwesen Mensch im Allgemeinen weit voraus (von asketischeren Philosophen-Spezies im Besonderen ganz zu schweigen). Sie hören feiner – eine philosophisch mit Sicherheit wertvolle, wenn auch eher wenig praktizierte Eigenschaft; sie sehen besser, und das sogar in der Nacht, was sie zu Aufklärern im Wortsinn macht. Ihr ausgeprägter Geruchssinn leitet sie traumwandlerisch dort, wo uns nur eine grobe Palette zwischen Ekelgerüchen und den erotischen Versprechungen der Parfum-Industrie zur Verfügung steht – und gleichwohl, so versichern uns die Neurowissenschaftler, wählen wir unsere Partner in erster Linie ihres Geruchs und nicht etwa ihrer philosophischen Kernkompetenzen wegen. Und wer jemals beobachtet hat, mit welcher Sorgfalt sich eine kluge Katze ihren Schlafplatz für die nächste Stunde aussucht (unter Einbeziehung aller physischen Daten wie Sonneneinstrahlung, Geräuschkulisse, Beobachterposition, Schutzverlangen, sensorische Beschaffenheit des Untergrunds usw.), der wird sich ärmlich vorkommen, ob er sich nun Abend für Abend zur mehr oder weniger gleichen Zeit in seine stationäre Schlafstelle zurückzieht oder zwischendurch in seinen reflexionsfördernden, rückenentspannenden, philosophischen Leibsessel in reizarmer Umgebung. Sein ist Wahrnehmen – das gilt für Katzen in einem weit wörtlicherem Sinne, als es sich Berkeley jemals vorgestellt hatte.

Dass Katzen Gefühle haben, steht wohl auch kaum in Frage. Zwar haben Generationen vergeistigter Philosophen das Gefühl mehr oder weniger als zu

überwindendes Hindernis für den Denkenden disqualifiziert; nichtsdestotrotz erscheint es zumindest als Spezifikum des Menschen, dass er sich in ein positives oder negatives Verhältnis zu seinen Wahrnehmungen setzt und sein Handeln an, philosophisch gesprochen, „Lust“ oder „Unlust“ orientiert. Katzen sind Unlust-Vermeider im Extrem und aus Prinzip; ihr ganzes Verhalten, soweit es über die basalen Instinkte hinausgeht, scheint derart auf pure und simple Lustmaximierung ausgerichtet, dass es einem Epikur den Neid ins Gesicht treiben würde. Gleichzeitig halten sie es jedoch auch mit den Stoikern: Sei die Situation auch noch so widrig, die Umstände miserabel, das Personal schlecht und die Mäusequalität auch nicht mehr das, was sie einmal war: Eine Katze lebt eigentlich immer im Zustand größtmöglicher Übereinstimmung mit der All-Natur, sogar wenn diese durch reichlich seltsame, ungeschickte Zweibeiner vertreten wird. Ja, sie bringt sogar ein wenig Mitleid für sie auf, wenn sie sich beispielsweise mucksmäuschenstill auf einem Krankenbett niederlässt, um eine kleine Weile dabei zu sein.

Menschenkenntnis ist einer erwachsenen Katze sowieso selbstverständlich, und dass gesunde Leute anders riechen als kranke, Männer anders als Frauen, Kinder anders als alte Menschen, wird sofort in Verhalten umgesetzt – ein gutes Beispiel dafür, dass mangelndes Reflexionsvermögen durchaus ein Segen sein kann und beispielsweise vor den zweifelhaften Pirouetten der politischen Korrektheit und ihres Gleichheitsterrors schützen kann. Im Übrigen, und bevor wir zu sentimental werden: All die katzenhafte Freundlichkeit wird dann und wann – und erst das macht sie wahrhaft philosophisch – durch eine spontane Kratzattacke oder einen energisch simulierten Tötungsbiss ins Handgelenk (der natürlich im rechten Moment gestoppt wird, aber hinreichend Kieferkraft demonstriert) konterkariert. Gehört alles zur Allnatur!

Allerdings könnten Katzen niemals einen Text darüber schreiben, dass sie keine Philosophen sind (oder eben doch!); sie könnten auch nicht darüber sprechen, jedenfalls nicht in unserer menschlichen Symbolsprache. Katzen reden mit dem ganzen Katzenkörper; entweder mit einzelnen Teilen oder in einer komplexen Ganzkörpergrammatik. Der Schwanz zuckt ein wenig, nur ganz weit hinten mit der Spitze – oder fegt empört von rechts nach links mit der weit ausholenden Bewegung eines empörten Scheibenwischers. Die Augen kennen jede Einstellung zwischen unschuldig-kindlich-riesengroß über konzentriert-fixiert bis hin zu einem kumpelhaften Zuzwinkern mit kaum mehr sichtbaren Pupillen. Schweigen wir von den Ohren oder dem berühmten Grinsen, das nicht nur bei Alice im Wunderland beinahe eine unabhängige Existenz zu führen scheint; sehen wir lieber noch einmal auf die Ganzkörpergrammatik. Hier wird alles geboten vom giftigen Katzenbuckel („du kannst mich mal!“), der angespannten Sprungposition („ich krieg dich doch!“), der geradezu obszönen Rückenlage mit entblößtem Bauchfell und allen vier Pfoten bizarr in der Luft („mir ist alles egal, krusch mich gefälligst!“) Wenn man die Feinheiten der möglichen Körperhaltungen dann noch multipliziert mit den möglichen Positionen zum Gesprächspartner – frontal, Profil- oder Rückansicht samt allen Winkeln dazwischen – sowie der physischen Entfernung (auf dem Schoß – näher am Fressnapf – in Sichtweite der Tür – gar nicht mehr in Sichtweite, aber gefühlt irgendwie doch) –, kommt ein Alphabet zusammen, das es zumindest mit einer einfachen Symbolsprache aufnehmen kann.

Die Katze kommuniziert dabei nicht eine konkrete Aussage – was sie natürlich auch kann, aber hier ist das Repertoire einigermaßen beschränkt: Gib mir Brekkies, mach die Tür auf, kraul mir den Bauch –, sondern eine ganze Situations- und Beziehungsanalyse. Natürlich machen Menschen das im Prinzip genauso; aber wir haben im Lauf der Evolution ziemlich verlernt, die Zeichen auf

dieser Ebene zu deuten, und das Überhandnehmen virtueller Kommunikationsformen wird nicht dazu beitragen, diese Entwicklung umzukehren: Eine Katze und ein Handy sind eben zwei verschiedene kommunikative Universen. Und natürlich, Katzen miauen auch, klar. Aber meistens haben sie das nicht nötig. Wovon man nicht reden kann, das kann man immer noch in eine feinjustierte Körperhaltung übersetzen (der Mensch hat das Training ja schließlich bitter nötig!).

Damit nähern wir uns langsam dem heiklen Punkt aller Katzenphilosophie: Erfahrung, Wahrnehmung, Gefühl, Kommunikation, alles geschenkt – aber wie sieht es denn bitte aus mit der philosophischen Königsdisziplin schlechthin, dem Denken, unserem ganzen Stolz im Angesicht der Evolution, unserem menschlichen Glanzstückchen schlechthin, unserem – Geist? Nun, beginnen wir auch hier mit den kleinen Dingen. Zweifellos können Katzen spielen: Nur wo die Katze spielt, ist sie ganz Katze, um Schiller zu variieren, für den eben dieses Spiel nicht nur das Humanum schlechthin, sondern auch ein wesentlicher Bestandteil seiner am Ende nicht nur ästhetischen Erziehung des Menschen war. Davon ist wahrscheinlich, genau wie bei uns, ein Gutteil der evolutionären Notwendigkeit des Verhaltenstrainings geschuldet – der offensichtliche Spaß dabei jedoch nicht ganz. Und dass der Teppich sich erstaunlich wenig bewegt für eine ordentliche Ratte oder der Laserstrahl dann doch schneller ist als der flinkste Vogel, merkt wahrscheinlich auch die dümmste Katze irgendwann. Macht nichts, macht Spaß!

Das ästhetische Naturtalent von Katzen wurde bereits hinreichend gewürdigt. Ethisch bringen sie es mindestens zu Sekundärtugenden (die meisten Katzen sind reinlich und mäßig und bestehen auf Pünktlichkeit in der Versorgung), deren Wert sozialetisch aber häufig gröblich unterschätzt wird. Sie sind zweifellos voll orientiert in den kantischen Anschauungsformen a priori, Raum und Zeit, ja sie bringen es zu geradezu ingeniosen

Verbindungen von beiden, wenn beispielsweise ein Lebensraum in verschiedene Raum- und Zeitzonen zerlegt wird (ganz abgesehen von ihrer berühmten räumlichen Orientierungsfähigkeit auch über größere Strecken, ganz ohne Navi oder GPS). Sie haben darüber hinaus – aber nun kommen wir in schlüpfriges philosophisches Terrain, die Katzen-Grauzone, sozusagen – ein rudimentäres Verständnis der philosophischen Haupt- und Staatskategorie schlechthin, der Kausalität nämlich. Das ermöglicht ihnen nicht nur die Etablierung von Handlungsroutrinen – wenn ich mich vor die Tür stelle, wird sie mir geöffnet werden –, sondern auch die Zuordnung von entfernteren Wirkungen zu Ursachen: Wenn alle Bewohner auf einmal anfangen, Dinge durchs Haus zu tragen und seltsame viereckige Behältnisse vom Dachboden zu holen, wird es Zeit, große Unruhe zu entwickeln, sich möglichst häufig in den Weg zu stellen und/oder auf den Koffer zu setzen, um an die eigene Existenz zu erinnern; wenn all das nichts nützt, notfalls auch ganz zu verschwinden (sie werden schon sehen, was sie davon haben!).

Das mögen Skeptiker Konditionierung nennen – aber es ist letztlich das gleiche, was unser Gehirn tut, wenn wir lernen und schließen und kausale Zusammenhänge herstellen, die schon für David Hume nur bessere Gewohnheiten waren. Und letztlich ist das wohl auch der Kern der Katzen-Philosophie: Durch die Katze hindurch sehen wir auf einmal klarer auf das Tier in uns. Das könnten wir zwar auch bei einer Reihe von anderen Tieren, aber die Katze macht es uns besonders leicht: Schließlich ist sie auf uns zugekommen, hat sich all unseren zivilisatorischen Seltsamkeiten angepasst und ist von einem wilden Mini-Tiger zu einem kuscheligen Haus-Tier geworden. So war das nämlich auch bei Minka. An einem regnerischen Sonntag vor einigen Jahren saß eine völlig durchnässte Katze am Wegesrand beim Sportplatz, wo bei diesem Wetter noch nicht einmal die Dorfkinder kicken wollten. Sie schaute mich an auf meinem Weg ins Dorf, und sie schaute mich an auf meinem Rückweg vom Dorf. Ich

sagte: „Arme Katze“, oder etwas ähnlich Tiefgründig-Menschliches. Ging nach Hause und machte weiter, mit was auch immer. Ging nach zehn Minuten zurück zum Sportplatz – es regnete immer noch – und sagte sehr deutlich (und für den Notfall auch in Worten, obwohl das wirklich nicht nötig war): „Dann komm halt mit!“ Die Katze kam. Und blieb. Schließlich ist sie eine Katze und hat einen freien Willen.



BONDING

Was wir an unseren Haustieren so lieben, ist ja bekanntlich, dass sie sich jeden Tag aufs Neue freuen, einen zu sehen. Es fühlt sich jedes Mal so an, als wäre man ein aus der Fremde nach Hause gekommener lieber Verwandter, ein Astronaut, der von einer gefährlichen Außenmission zurückkehrt, ein Kranker, der von langer Krankheit endlich genesen ist – aber nein, man war nur kurz Einkaufen, öffnet nun die Haustür und der Haushund überfällt einen mit einer Liebesorgie aus Springen und Wedeln und Schlabbern. Unwillkürlich muss man lachen und sinnlose Dinge murmeln, etwas fällt dabei ganz leise von einem ab, nennen wir es: die Last des alltäglichen Menschseins. Bei Katzen ist der Auftritt nicht ganz so dramatisch, aber auf ihre stillere Katzenart genauso eindrucksvoll. Es reicht schon, dass unsere Bella ein kleines Katzen-Mittagsschläfchen gemacht hat, auf dem Billardtisch natürlich, und dann dehnt sie sich und streckt sich beim

Aufstehen, und dann schaut sie nach, ob Mensch sie noch liebt. Der Deal wird bestätigt, indem man auf den Schoß springt und die Kehle herausstreckt, da, ganz genau da muss man jetzt dringend gestreichelt werden, zwei leicht zusammengekniffene Augen blinzeln einen an, ein tiefes wohliges Schnurren erklingt, und man selbst – nun ja, muss lachen und sinnlose Dinge murmeln, und dann geht man den Katzenkamm holen und fühlt sich seltsam befreit. Was Katzen und Hunde nämlich wissen, mit all der uneinholbaren Klugheit ihrer tierischen Instinkte, ist: Man krault sich nicht gegenseitig den Bauch, weil man sich mag; man mag sich, weil man sich gegenseitig regelmäßig und zuverlässig den Bauch krault! Nur Menschen, mit ihrer ewigen Einbahndenkerie und ihrer komischen Obsession auf einen freien Willen glauben, es sei anders herum. Sie haben *bonding* einfach nicht verstanden. Katzen hingegen haben *bonding* zu einer Kunstform gemacht, und während man willenlos den Bauch krault und befreit den Katzenkamm holt, beschleicht einen der Verdacht, dass es genau diese Last ist, die soeben leise von einem abgefallen ist: die Last, ein Mensch zu sein und einen freien Willen haben zu müssen.



Hund und Katze

INTERKULTURELLE TIERVERGLEICHE.

Nun hatten wir Bella zum ersten Mal wirklich und wahrhaftig verlassen: zwei Wochen Sommerurlaub, für die erste Woche hatten wir meine Schwester zur Betreuung engagiert, für die zweite unsere übliche Garten- und Katzenpflegerin. Aber natürlich wussten wir, dass das nicht genügen würde. So schlichen wir uns schlechten Gewissens hinweg, an einem frühen Samstagmorgen schwere Koffer ins Auto tragend und sicherheitshalber keinen Blick zurückwerfend. Was wir noch nicht wussten, aber vielleicht hätten aufgrund früherer Erfahrungen erahnen können, war: Gleich am ersten Urlaubstag wurden wir Bella untreu. Wir fuhren nach Frankreich, durchstreiften auf dem Weg in den sonnigen Süden zuerst Burgund, dann die Auvergne und kamen schließlich in der Provence an. Das Essen änderte sich dabei ein wenig – es war zuerst eher nördlich-herzhaft, später eher südlich-sommerlich, aber immer ausgiebig und schmackhaft. Die Landschaft änderte sich ziemlich – von ländlich-hügelig zu voralpin-bergig bis zu sumpfhalt-flach. Und unsere Unterkünfte variierten ebenfalls: Kleinere Chateaus oder ehemalige Weingüter wechselten mit Bauernhofs-Ferienwohnungen oder *Bed+Breakfast* mit Familienanschluss. Aber eines blieb immer gleich: Wir wurden von einem

vertrauensvollen Tier begrüßt (natürlich auch von gastfreundlichen Menschen, aber das versteht sich von selbst, dafür hat man ja auch bezahlt). Schnell begriffen wir, dass Frankreich ein Land ist, in dem es Katzendörfer und Hundestädte gibt; auf dem Land mischt sich auch beides gelegentlich (und von den Mücken, die uns die Camargue vermiesten, reden wir nicht gern). Und zufällig sind wir alle in unserer bürgerlichen Kleinfamilie, mehr oder weniger, obwohl das in unseren immer polarisierteren Zeiten fast unmöglich erscheint, *cat people* und *dog person* in einem; wir sprechen sogar, mehr oder weniger geläufig, die meisten Tiersprachen, besser jedenfalls als Französisch.

Man kommt also abends in ein verschlafenes Dorf, viel zu früh zum Abendessen aus französischer Sicht, und streunt noch ein wenig durch die Gassen. Da tauchen plötzlich aus allen Ecken Katzen auf und räkeln sich unter der Dorflinde, dort, wo irgendjemand ein kleines etwas zigeunerhaft gekleidetes Puppenpaar unter den Baum gesetzt hat. Das ganze Arrangement sieht irgendwie heidnisch aus, hat aber bestimmt eine wichtige kulturgeschichtliche Bedeutung, die die Katzen souverän ignorieren; Katzen brauchen keine kulturelle Bedeutung, sondern Bauchkralen. Oder man war abends in diesem entzückenden Chateau nah der Schweizer Grenze angekommen und sitzt am nächsten Morgen beim Frühstück im historischen Speisesaal, da betritt die Katze des Hauses den Raum mit einem lautstarken Monolog über die Qualität ihres Nachtschlafes und ihre Ansprüche an eine ordentliche Frühstücksbetreuung. Sogar mitten im Pilgertrubel in Le Puy – es war der Tag vor Mariä Himmelfahrt, die Jakobspilger aus aller Welt sammelten sich im Souvenirshop der Kathedrale und holten sich ihre Stempel samt Heiligenkitsch ab – lag eine schlafende Katze in einer Nische des Kreuzgangs, sehr gepflegt zusammengerollt, ganz ohne Muschel oder Wimpel oder Stempel. Sie schlief den Schlaf der Gerechten, offensichtlich. Wir haben trotzdem mit ihr gesprochen. Wir haben mit allen

französischen Katzen gesprochen, um ehrlich zu sein, mit Worten und Taten. Wir haben sie auch berührt. Ziemlich intensiv. Auch am Bauch. Und hinter den Ohren. Ach, es waren halt liebreizende Katzen, sehr zutraulich, aber auch sehr – nun ja, französisch. Sie hatten zum Beispiel keine langen Haare, wie unser Bella-Monster, noch nicht einmal unterm Bauch. Sie waren auch immer wohlgeputzt, nicht gelegentlich etwas verhutzelt wie unsere Bella nach einem ordentlichen Gartenspaziergang, von dem man dieses und jenes mitgebracht hat, anhängliche Kletten beispielsweise oder kleinere Insekten. Sie waren schlank, geradezu wohltrainiert, und hatten sehr schmale, großäugige, wohlgeformte Köpfe. Eigentlich sahen sie alle ein wenig aus wie – Voltaire. Bella hingegen könnte man höchstens, wenn man etwas unscharf hinschaut, mit Rousseau vergleichen, jedenfalls wenn er seinen armenischen Rock mit dem Pelzhut trug; und vielleicht hat das ja eine tiefere kulturgeschichtliche Bedeutung.

Hunde hingegen, das ist eine Geschichte, die eigentlich nicht hierher gehört, aber erzählt werden muss, weil sie ein wenig traurig ist und kulturgeschichtlich auch interessant: Hunde hingegen haben es gar nicht so leicht, auch im hundefreundlichen Frankreich (ein französischer Schweizer, jung und weltläufig, ließ bei einem Abendessen sehr zielgerichtet ein Bonmot fallen, Paris röche gleichmäßig nach Croissants und, ja, genau, Hundescheiße). Am besten haben es natürlich die Schlosshunde. Sie sind, im Gegensatz zu den bekannteren Schoßhunden – groß ist untertrieben; meist sind sie massiv, zottelig und ein Ausbund an tapsigem Charme, der einen schon einmal im wörtlichen Sinn umwerfen kann, wenn man nicht sehr standfest ist. Dyson zum Beispiel; Dyson soll, so hat uns sein Herrchen berichtet, 80 Kilogramm auf die Waage bringen; er sei ja auch kein junger Hund mehr, aber eigentlich sei er niemals ein junger oder gar ein kleiner Hund gewesen. Und er heiße Dyson, ja, genau, wie der Staubsauger; die Begründung war etwas unklar, sie hatte

mit seinem Vater zu tun, der Tyson geheißen hatte, nach dem berühmten Boxer. Der Zusammenhang wollte sich uns nicht erschließen, wahrscheinlich war er französisch gedacht; außerdem hatte sich Dyson dazwischenge-drängt und wollte ganzkörpergekrault werden. Leider aber war Dyson krank; er hatte eine offene Wunde am Hinterbein, die er ab und zu hingebungsvoll ableckte, was ja kein schlechter therapeutischer Ansatz war, aber im November sollte er dann doch operiert werden. Wir alle sagten nicht das böse Wort: Krebs, wahrscheinlich, und waren besonders freundlich zu ihm, zumal er nicht wehleidig war, sondern von einer Gemütsstärke, die es durchaus mit seinem Knochenbau aufnehmen konnte.

Dyson nun bewachte das Grundstück, wie es so Hund-eart ist, und draußen wohnten die Dorf Hunde (das war ein Hundedorf, kein Katzendorf). Als wir nach einem überaus reichlichen und wohlschmeckenden Abendessen noch ein paar Schritte vor die Tür gingen, trafen wir auf einen dieser sich energisch jeder Rassebestimmung ver-weigernden, mittelgroßen schwarz-weißen Allerwelts- und Straßenhunde. Es war von weitem zu sehen, dass dieses Exemplar sehr freundlich gesinnt war, der lange Schwanz wedelte so stark, dass er einen kleinen Wirbel-sturm erzeugte, in dem sich wahrscheinlich einige klei-nere Insekten tummelten, und er gab ein leicht hysteri-sches Japsen von sich. Wir sagten, wie das so unsere Art ist: netter Hund, klar, du kannst mit uns spazieren gehen, vielleicht fassen wir dich nicht an, weil wir nicht genau sehen können, ob die Läusefrage geklärt ist, aber mitge-hen, immer doch! Der Hund – ich nenne ihn jetzt einfach mal Isidor, er hieß nämlich so – brauchte wenig Ermunte-rung; er lief freudig voran, in beinahe jugendlichen Sprüngen, bis er plötzlich an einer dunklen Stelle der Straße anhielt, sich umdrehte und eine Lauerhaltung ein-nahm, begleitet von einem leisen Knurren. Ich wollte ge-rade fragen, was wir denn nun falsch gemacht hätten, da war mein Sohn schon einen Schritt weiter, er hat aber auch jüngere und bessere Augen: Siehst du nicht, sagte

er, den Stein dort vor seinen Pfoten, wir sollen ihm den Stein werfen! Na logisch, was auch sonst. Wir hoben also vorsichtig den Stein auf, und ich warf ihn auf meine tap-sige Art – mein Sohn ging schnell in Deckung und mur-melte etwas von Sicherheitsabstand und Raumwinkeln – nicht besonders weit, sehr schräg, ein kleines Stück die Straße entlang. Isidor raste hinterher, apportierte formge-recht den Stein und legte ihn uns wieder vor die Füße. Es wurde ein etwas längerer Spaziergang, bei dem wir uns alle beim Steinwerfen abwechselten, gelegentlich auch kleine Tricks versuchen (den Stein nach hinten werfen oder ein Stück in die Wiese), aber Isidor zeigte sich allen Herausforderungen gewachsen. Ganz am Anfang ver-suchten wir noch, den Stein gegen einen Stock auszutau-schen, den wir für attraktiver hielten. Ein zutiefst menschliches Missverständnis, wie uns Isidor schnell klarmachte: Es gab für ihn nur diesen Stein, diesen einen, richtigen, wichtigen, unersetzlichen Stein. Wir kehrten zurück mit einem übergläcklichen Hund. Er trug seinen Stein mit sich und ging wieder dorthin, wo er sein Leben fristete, wer weiß, in welchem Winkel. Als wir unsere Gastgeber noch beim Aufräumen vom Abendessen tra-fen, berichteten wir, wir hätten den Dorfhund getroffen. »Ach, Isidor«, sagte unser Gastgeber, »habt ihr ihm auch seinen Stein geworfen?« Wir bejahten und fühlten uns gleich noch ein wenig mehr aufgenommen. Wir hatten den Dorfhund nicht nur getroffen, sondern verstanden. Er hieß Isidor und war glücklich mit seinem Stein.

Die Geschichte ist damit aber noch nicht zu Ende. Denn am nächsten Abend, das Essen war, wenn das über-haupt möglich war, noch besser und reichlicher gewesen, trafen wir an gewohnter Stelle Isidor, ein paar Meter wei-ter aber Isidor II. Er sah nicht wesentlich anders aus, et-was abgerissener vielleicht, und wir befürchteten großen Ärger, Revierkämpfe, Streitereien; zumal Isidor diesmal einen sehr abgekauten Plastikball mitgebracht hatte. Tatsächlich stellte sich aber schnell heraus, dass Isidor I und Isidor II ein eingespieltes Team waren.

Natürlich stritt man sich um den leidgeprüften Ball, was denn sonst; und natürlich war es eine absurde Idee, einen zweiten Stein oder gar einen Stock anzubieten, damit jeder einen hatte. Nein, der Spaziergang war wieder sehr unterhaltsam und noch ein wenig länger, und beide Hunde trennten sich am Ende friedlich; Isidor nahm seinen zerkaute Ball mit sich, vielleicht hat er ein kleines Heiligtum, wo der Stein friedlich neben dem Ball liegt, nur Menschen beharren ja starsinnig darauf, dass es nur einen Gott geben kann. Wir fürchteten, dass uns die beiden Isidors am nächsten Abend vermissen würden; aber Leute sind zum Glück austauschbar, und ein neuer Steinwerfer würde sich schon wiederfinden. Wir aber wussten nun, dass jeder schwarz-weiße Straßenhund in Frankreich Isidor heißt und einen Stein braucht. Wahrscheinlich brauchen nur deutsche Hunde Stöckchen, und vielleicht könnte man daraus sogar wieder einen Mentalitätsunterschied ableiten (über Stöckchen springen vs. Steine werfen? Natur vs. Geist? *stone-people* vs. *stick-person*?)

Bella jedenfalls, als wir endlich zurückkamen, schmollte ein wenig. Sie ließ sich nur schwer bewegen, den heimischen Billardtisch zu verlassen, und hatte ein wenig im Treppenhaus geschmutzt. Aber wie Rousseau schaffte sie es nicht, den vorgeblichen Feinden und treulosen Verrätern lange böse zu sein. Und schon am gleichen Abend saß sie wieder auf dem Schoß und machte ihr vertrautes »Plopp« und erzählte deutsche Katzensgeschichten, wuselig und etwas ungeordnet. Ich versuchte, ihren interkulturellen Horizont zu erweitern und erzählte ihr von den kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Unterschieden zwischen deutschen und französischen Katzen und Hunden. Aber ich glaube, sie hat nicht zugehört.

BÄREN-PHILOSOPHIE

Es gibt einige wenige philosophische Sätze, die kennt (fast) jede: *Gott ist tot!* (Nietzsche); *Das Sein bestimmt das Bewußtsein* (Marx); oder Sokrates nie genug hochzuschätzende Feststellung: *Ich weiß, dass ich nichts weiß* – na gut, jetzt wird es schon ziemlich eng mit dem Angebot. Aber einer der berühmtesten fehlt, und er kommt ganz knapp und unschuldig und einfach daher. Aber das täuscht. Man versteht ihn nämlich gar nicht, auf Anhieb jedenfalls. Deshalb erzählt René Descartes in seinen *Meditationen* auch die ganze Geschichte dazu, wie er auf diesen Satz gekommen ist: Er hat nämlich damit angefangen, an der Existenz von allem zu zweifeln – dem schauerlich kalten Raum in den Niederlanden, wo er im Exil sitzt, während in Europa der 30jährige Krieg tobt; er zweifelt an dem Ofen, am seinem Nachtrock, an dem Stück Papier, an seinen Händen – einfach an allem, was ihn umgibt. Es könnte ja ein Traum sein, vorgespiegelt von einem tückischen Dämon! Ein paar Gedankensprünge weiter (es kommt hier nicht auf akademische Exaktheit an) bleibt nur eines, was unbezweifelbar ist: Dass es ein Ich gibt, das diese Zweifel denkt; eine denkende Substanz, nicht ausgedehnt im Raum, nicht greifbar und fassbar, nein: Ein sozusagen reines Ich, das ist, weil es denkt. *Cogito ergo sum*, Ich denke, also bin ich! (natürlich schrieb der Universalgelehrte Descartes auf Latein; und es gibt auch viele Streitigkeiten über genaue Formulierung, Übersetzungen etc. etc.)! Ich denke, also bin ich. Ach so, ist man geneigt zu sagen. Aber was nützt mir das eigentlich, bei genauerer Betrachtung, und wenn wir unsere philosophische Höhle wieder verlassen und in die Welt der greifbaren Dinge hinausgehen?

Das ist die Frage, die Thomas Wellmanns Comic (es ist aber eher eine Art *graphic philosophical novel*) mit dem Titel *Renés Meditationen. Frei nach René Descartes* umtreibt. In ihm begegnen wir Descartes, und zwar als Bären (er erinnert gelegentlich ein wenig an Winnie Pooh,

beispielsweise wenn er Honig isst oder philosophische *commonplaces* von sich gibt). Und er hat einen Gefährten, einen pfiffigen Waschbären (ziemlich viel klüger als Piglet, dem er aber trotzdem in der Gestalt ein wenig ähnelt). Und er braucht ihn auch. Denn René ist zwar, bärengemäß, ein sehr tiefer und gründlicher und geduldiger Denker, aber Marin – so heißt der Waschbär – widerspricht ihm regelmäßig auf die allernetteste, allerfreundlichste – und abgrundskeptischste Art und Weise der Welt. Marin und René; ohne Dialog keine Philosophie. Wer aber ist Marin?

Eine *google*-Recherche später (es war sogar eine leichte) sind wir klüger: Marin Mersenne war ebenfalls ein Universalgelehrter; studierter Theologe, ambitionierter Physiker, Astronom und Mathematiker, in gewissem Sinne: Erfinder des modernen Experiments und bis heute vor allem bekannt durch die nach ihm benannten Mersenne-Primzahlen sowie durch seine Universaltheorie der Musik und der Instrumente. Aber vor allem korrespondierte er. Das Gelehrtennetzwerk seiner Zeit war das Gegenstück zu den heutigen *social media* (nur eben auf Latein und mit technischen Zeichnungen statt Videos). Marin Mersenne kannte sie alle, die Großen seiner Zeit; und er besuchte sie auch, er machte sozusagen europaweit Werbung für sie, er war ein großer Vermittler, heute würden wir wahrscheinlich sagen: „Wissenschaftskommunikator“.

Marin und René, Waschbär und Braunbär, sind aber zwei grundverschiedene Denkertypen. Denn genau wie René sich im Winter mit vollgefressenem Bauch und verstopftem Darm in seiner Höhle vergräbt und sehr, sehr lange nicht wieder herauskommt, so denkt er auch. Mit verstopftem Darm? So stutzt man beim Lesen an dieser Stelle, was soll uns denn dieser *fun fact* wohl sagen? „Bären verstopfen im Herbst vorsätzlich ihren Darmausgang, um während des Winterschlafs nicht aufs Klo zu müssen!“ Ach, er sagt uns alles, er gibt uns den Schlüssel. Auf ihm kann man eine ganze Kritik des Systemdenkens

schlechthin aufbauen! Das wissen wir aber erst am Ende, wenn wir René lange und geduldig beim Denken zugehört haben, so wie Marin. Wenn wir gesehen haben, wie er ins Brüten verfällt, immer mehr von außen nach innen geht, und es gärt und es brodelt in seinem Kopfe, aber es will noch nicht hinaus, es kann noch nicht hinaus, es soll noch nicht hinaus, sondern gärt weiter und weiter und – man male sich die Metapher selbst aus!

Derweil verbringt Marin seinen Winter in einer schönen dunklen Bibliothek und ernährt sich von Büchern. Und deshalb weiß er auch, welche genaue Oberflächentemperatur die Sonne hat und wie groß ihr Durchmesser ist. Oder er weiß, dass Menschen Wesen voller Mängel sind. Und er kann sich auch eine Körpermaschine ohne Geist vorstellen (er ist nämlich nicht nur Atheist, sondern auch Materialist); und er weiß, dass die großen bösen Wölfe dieser Welt weiter die kleinen flinken Kaninchen jagen werden, weil das eben der Gang der Dinge ist unter einer Sonne, die eine unvorstellbare Oberflächentemperatur und einen immensen Durchmesser hat. Er weiß sogar, wozu man trotz alledem noch Philosophie betreiben sollte – nämlich weil ---

Aber das wäre jetzt zu viel gespoilert. Das muss jede schon für sich herausfinden, es macht auch einfach zu viel Spaß und ist gar nicht lang zu lesen! Man schaue aber auch auf die zeichnerischen Details; erfreue sich am wilden Wald und seinen kleinen Tieren oder an Renés interessanten Götterbild (einer Mischung aus Bären und Buddha). Und dann beginne man, dem Denken zuzuschauen, wie es sich zeichnerisch wie sprachlich entwickelt: entweder auf die Braunbärenart (langes Brüten, Verstopfung aller Zugänge zur Außenwelt, explosionsartige Universalkenntnis am Ende) oder auf Waschbärenart (lesen, schauen, zweifeln; lesen, schauen, zweifeln, lesen ...). Am Ende jedenfalls ist man klüger.

Die neunmalklugen Eule aber hat es von Anfang an schon gewusst: „Denkt aber nicht, isst bloss“, der René! Darauf könnte man auch mal eine Philosophie aufbauen.

Thomas Wellmann: Renés Meditationen. Frei nach René Descartes. Rotopolpress Kassel, 2024.



DER PHILOSOPH UND SEIN HUND. EIN ÖSTERLICHES GEISTERGESPRÄCH

Es war kurz nach Ostern. Die blasse Frühlingssonne hatte nach einem langen Winter das Eis von Seen und Bächen geschmolzen, und viel Volk erging sich vor den Toren der Stadt. Von fern konnte man sehen, wie vier gesetzte Herren sich einander näherten; ihre Mantelkrägen waren hochgeschlagen und die Stiefel gut geputzt. Drei von ihnen führten einen Hund bei sich, der vierte hielt eine Hundeleine lose an der Hand, so als habe er sie vergessen. Als sie sich an der Wegkreuzung bei der großen Platane trafen, ergriff der erste von ihnen sogleich das Wort. Er war ein hochgewachsener Mann mit einem perfekt gestutzten Schnurrbart im schmalen, aristokratisch wirkenden Gesicht und trug einen steifen Gehrock mit einem Pelzkragen. An der Leine hielt er einen imponierenden Pudel, er schien gut erzogen und war wie sein Herr mit aller Sorgfalt gestutzt und frisiert. Gelegentlich zog er jedoch an der Leine und warf sehnsüchtige Blicke in die freie

Landschaft, ganz so, als wohnten zwei Seelen in seiner Brust, eine gehorsame und gesetzte Pudelseele und eine aufmüpfige, sich nach wilden Locken sehrende Künstlerseele. Als sein Herr nun zum Sprechen anhub, klang seine Stimme so gesetzt und bürgerlich-beruhigend wie sein Gehrock aussah: *"Es ist gut, so am Morgen zu gehen, die Sinne verjüngt, die Seele gereinigt von dem Heilbade und langen Lethetrünke der Nacht. Die Illusion eines stetigen, einfachen, unzerstreuten und beschaulich in sich gekehrten Lebens, die Illusion, ganz dir selbst zu gehören, beglückt dich. So glaubst du auch jetzt, die Morgenluft einziehend, an deine Freiheit und Tugend."*

Die anderen Herren nickten wohlwollend. Einer von ihnen führte ebenfalls einen Pudel an der Leine. Mit seiner Halbglatze über der tiefen Denkerstirn und seinem durchdringenden Blick wirkte er wie ein archaischer Donnergott; der düstere Eindruck wurde jedoch abgeschwächt durch den Backenbart und die etwas pudelmäßig abstehenden weißen Locken auf dem Titanenhaupt. Sein Pudel war schon etwas altersschwach und näherte sich unsicher dem wohlgesetzten Artgenossen, um ihn zu beschnuppern. Mit Donnerstimme herrschte ihn sein Herr an: *"Mensch, kannst du dich nicht beherrschen?"* *"Das ist ja interessant"*, sagte der Dritte in der Runde; er fiel etwas auf mit seinem bodenlangen, folkloristisch wirkenden Mantel und der dicken Pelzmütze, war bartlos und sprach mit einem leichten französischen Akzent, *"wirklich interessant, heißt Ihr Pudel wirklich ‚Mensch‘"*? Er selbst hatte einen Mischling dabei, den er freilaufen ließ. Der Backenbärtige erwiderte etwas unwirsch: *"Nein, eigentlich heißt er ‚Atman‘", ich nenne ihn nur ‚Mensch‘, wenn er sich schlecht benimmt! ‚Atman‘ aber"*, und nun verfiel er in einen leicht monotonen Vorlesungston, *"ist Sanskrit und bedeutet Welthauch, Atem, Seele – also das universelle, unzerstörbare Lebensprinzip schlechthin! Der Anblick jedes Tieres lehrt, dass dem Kern des Lebens, dem Willen, in seiner Manifestation der Tod nicht hinderlich ist. Welch ein unergründliches Mysterium liegt doch in jedem Tiere! Seht das nächste, seht euern Hund*

an: wie wohlgemut und ruhig er dasteht!" Tatsächlich benahm sich Atman gerade eher allzu menschlich, aber sein Herr fuhr ungerührt fort: *"Viele Tausende von Hunden haben sterben müssen, ehe es an diesen kam, zu leben. Aber der Untergang jener Tausende hat die Idee des Hundes nicht angefochten: sie ist durch alles jenes Sterben nicht im Mindesten getrübt worden. Daher steht der Hund so frisch und urkräftig da, als wäre dieser Tag sein erster und könne keiner sein letzter sein, und aus seinen Augen leuchtet das unzerstörbare Prinzip in ihm, der Archaeus!"*

Nach einer allseits nachdenklichen Pause meldete sich der Herr mit der Pelzmütze wieder zu Wort: *"Das verstehe ich gut, oh ja, sehr gut! Der Mensch hat sich zu weit von der Natur entfernt, wir müssen zurück zur Natur, nur so können wir uns von der verderblichen Zivilisation befreien! Im Hund jedoch lebt die Natur noch; er ist frei, er ist mein Freund und nicht mein Sklave, wir hatten immer denselben Willen, doch gehorcht hat er mir nie!"* Sein Mischling hatte sich inzwischen von der Vierergruppe entfernt, er hatte nämlich einen weiteren freilaufenden Pudel ausgemacht, der offenbar herrenlos über die vom Eis befreiten Bäche hüpfte. *"Ich hatte ihn zuerst ‚Duc‘ genannt"*, fuhr der Pelzmützige fort, *"das ist ein schöner, kurzer Name, aber der Fürst, der ihn mir geschenkt hatte, fühlte sich beleidigt, so sind sie, die hohen Herren! Jetzt nenne ich ihn ‚Turc‘, das ist auch kurz, und die Türken haben sich noch nie beschwert"*. Turc hatte sich jetzt mit dem herumschweifenden Pudel intimer bekanntgemacht, die Herren sahen gemeinsam zu, und der Aristokratische sagte: *"Wissen Sie, ich glaube, das ist dieses Tier, das neulich auf dem Theater zu sehen war! Es gab einen großen Skandal deshalb, und der Theaterdirektor, ein gewisser Goethe, ist sogar zurückgetreten, stellen Sie sich das nur vor!"* *"Das war also des Pudels Kern!"*, sagte der Pelzmützige; *"ich kann das ja nicht verstehen, Hunde sind künstlerisch ziemlich begabt, meinem Turc habe ich sogar das Tanzen beigebracht!"* Wie auf ein Stichwort meldete sich nun der vierte Herr, der bis jetzt geschwiegen hatte. Unter seinem Mantel konnte man ein weißes Hemd mit einem gestärkten Stehkragen

erkennen, aus dem sich der Kopf mit einer wirren Haar-
mähne wie eine von starken Winden zerzauste Skulptur
heraushob. Seltsamerweise sprach er in Versen, die er mit
musikalischem Feingefühl deklamierte:

*"Oft, wenn ich des Gewühles satt und müde,
mich gern der eklen Welt entwöhnt,
Hast du, das Aug' voll Munterkeit und Friede,
mit Welt und Menschen wieder mich versöhnt".*

"Er ist taub", flüsterte der Backenbärtige den anderen zu,
"wissen Sie, er ist Komponist, ein ganz großer sogar! Aber jetzt
hat er nach seinem Gehör auch noch seinen Pudel verloren, er
ist untröstlich und spricht nur noch in Versen von ihm!"

"Aber er hat ja durchaus und in vollem Umfange Recht",
sagte der Aristokratische, "sind die Tiere nicht ungehemmter
und ursprünglicher, also gewissermaßen menschlicher in dem
körperlichen Ausdruck ihrer Gemütszustände als wir; Redens-
arten, die unter uns eigentlich nur noch in moralischer Über-
tragung und als Metapher fortleben, treffen bei hin noch im fri-
schen Wortsinne und ohne Gleichnis zu!" "Außerdem", so
stimmte der Backenbärtige bei, "hat der Hund, einen analo-
gen, ihm allein eigenen und charakteristischen Akt vor allen
andern Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwol-
lende und grundehrliche Wedeln. Wie vorteilhaft sticht doch
diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab, gegen die
Bücklinge und grinsenden Höflichkeitsbezeugungen der Men-
schen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergeben-
heit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tau-
send Mal übertrifft!" "Ich sagte es ja, der Hund ist eben noch
ein unverdorbenes Naturwesen, das seine Freiheit lebt", sagte
der Herr mit der Pelzmütze etwas melancholisch, "aber
deshalb büxt meiner auch manchmal einfach aus. Ich habe in
London sogar mal eine Anzeige in die Zeitung setzen müssen,
aber mein Gastgeber, ein gewisser Hume, er hält sich für einen
Philosophen, konnte einfach nicht verstehen, warum ich so an
ihm hänge!" "Du warst so rein von aller Tück' und Fehde",
warf der taube Musiker unvermittelt ein,

*"als schwarz dein krauses Seidenhaar;
Wie manchen Menschen kannt ich, dessen Seele,
so schwarz als deine Außenseite war".*

"Durchaus und in vollem Umfange richtig", stimmte der Aristokratische zu, mit liebevoller Strenge auf seinen schwarzen Pudel herabblickend; "der Ausdruck seines Kopfes, ein Ausdruck verständigen Biedersinnes, bekundet eine Männlichkeit seines moralisches Teiles, die sein Körperbau im Physischen wiederholt". Kaum hatte er ausgeredet, fiel schon der Backenbärtige mit seiner tiefen Donnerstimme ein: "Daher auch sind die Tiere weder des Vorsatzes, noch der Verstellung fähig: sie haben nichts im Hinterhalt. Überhaupt spielen die Tiere gleichsam stets mit offen hingeleghen Karten: daher sehn wir mit so vielem Vergnügen ihrem Tun und Treiben unter einander zu. Ein gewisses Gepräge von Unschuld charakterisiert dasselbe, im Gegensatz des menschlichen Tuns, als welches, durch den Eintritt der Vernunft, und mit ihr der Besonnenheit, der Unschuld der Natur entrückt ist." Und auch der Pelzmützige stimmte jetzt in den dozierenden Tonfall der anderen ein: "Mein Hund, als ich ihm zum erstenmal drohte, warf sich mit dem Rücken auf die Erde und legte sich mit zusammengezogenen Pfötchen in eine so bittende Stellung, daß sie ganz geeignet war, mich zu rühren. Wie! Hatte mein noch ganz kleiner und kaum erst geborener Hund etwa schon moralische Begriffe erworben? Wusste er etwa schon, was Gnade und Großmut war?" Die anderen Herren nickten zustimmend. Der taube Musiker summt schon seit einiger Zeit vor sich hin, und alle lauschten hingebungsvoll, als er wieder in Verse verfiel:

*"Allgeber gab dir diese feste Treue,
Dir diesen immer frohen Sinn;
Für Tiere nicht, damit ein Mensch sich freue,
Schuf' er dich so, und mein war der Gewinn".*

Eine kleine, solidarische Stille trat ein. Für einen Moment war es, als würde ein sanfter Luftzug die Gruppe

umkreisen, ein sanfter Westwind mit einer Verheißung von Freiheit und Sommer. Auch die Hunde wurden aufmerksam, sie zogen die Schwänze ein und begannen wie wild den Boden um die Gruppe herum abzuschnüffeln. Ihre Herren selbst spürten mehr als sie sahen, wie eine Gestalt vorbeischwebte. Es war ein ehrwürdiger Mann in ihrem Alter, er trug eine Toga und die Idee eines Vollbartes, und er führte ein geisterhaftes Selbstgespräch: *"So glaubst du denn also, dass, wer ein guter Wächter werden soll, auch das noch bedarf, dass er außer dem Leidenschaftlichen überdies seiner Natur nach ein Denker, also ein Philosoph, sei? Auch das kannst du an den Hunden bemerken, und es ist wirklich bewundernswürdig an dem Tiere: Dass, wenn es einen Unbekannten sieht, es böse wird, wenn ihm auch zuvor kein Leid geschehen ist, und wenn es einen Bekannten sieht, es freundlich ist, auch wenn ihm nie von diesem etwas Gutes zuteil geworden ist. Das scheint eine hübsche Eigenheit seiner Natur zu sein, und etwas wahrhaft Denkerisches. Sofern er eine befreundete und eine feindliche Erscheinung nach nichts anderem unterscheidet als danach, dass er die eine kennengelernt hat, die andere nicht. Und wie sollte nun das nicht wissbegierig sein, was nach Wissen und Nichtwissen das Eigene und das Fremde unterscheidet?"*

Gemeinsam hatten die Hunde, als treue Wächter, ein Gebell angeschlagen, und wie aus einem Traum erwachend sahen sich die vier Herren an. *"Wunderliche Seelen, diese Hunde!"*, murmelte der Aristokratische, *"so nah befreundet und doch so fremd, so abweichend in gewissen Punkten, daß unser Wort sich als unfähig erweist, ihrer Logik gerecht zu werden"*. *"Wissen Sie"*, sagte der Pelzmützige verträumt, *"dass es bei den Alten eine ganze Sekte gab, die sich nach den Hunden nannte, die Kyniker nämlich? Sie führten ein sehr asketisches Leben, ein Hundeleben, so meinten die Leute jedenfalls. Diogenes war eines ihrer berühmtesten Mitglieder. Als nun eines Tages Alexander der Große Diogenes in seinem bescheidenen Hundehaus besuchte und sich selbst als Alexander, der König, vorstellte, da sagte besagter Diogenes, er sei Diogenes, der Hund! Ist das nicht wahrhaft frei und großartig?"*

Von der Stadt her hatten die Kirchenglocken zustimmend zu läuten begonnen, und die Tiere wurden immer unruhiger. Der aristokratische Pudel hatte sich von seiner Leine befreit und war davongejagt, er hatte wohl die Idee eines Kaninchens gerochen. Atman war dageblieben und wedelte etwas altersschwach, aber herzlich, und sein Herr strich ihm über den Kopf und sagte: "*Brav, Atman!*" Auch Turc hatte schon seit einiger Zeit begonnen, an dem langen Mantel seines Herrn zu ziehen, der sich nun freundlich zum Abschied verneigte und sagte: "*Wir haben immer denselben Willen!*"

Während die drei Gestalten mit ihren Gefährten sich in unterschiedliche Richtungen unter der immer noch blassen Frühlingssonne verloren und die Osterglocken kein Ende finden wollten, war allein der taube Musiker mit der Löwenmähne zurückgeblieben. Er hatte sich ein wenig verlaufen, das passierte ihm häufiger, früher hatte ihn sein Pudel dann nach Hause geleitet. Aber es würde sich auch heute eine mitleidige Seele finden, und der Teufel würde es schon nicht sein. So summte er weiter friedlich vor sich hin:

*"Mein Herz soll nicht mit dem Verhängnis zanken,
um eine Lust, die es verlor;
du, lebe fort und gaukle in Gedanken
mir fröhliche Erinnerungen vor".*

Und so ging er mit seinem unsterblichen Pudel nach Hause.

Quellen:

* *Der Aristokratische*: Thomas Mann, Träger des Literaturnobelpreises, langjähriger Pudelpesitzer, Zitate nach: *Herr und Hund* (1919).

** *Der backenbärtige Donnerer*: Arthur Schopenhauer, Philosoph, langjähriger Pudelpesitzer; Zitate nach: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819).

*** *Der Pelzmützigte mit dem langen Mantel*: Jean-Jacques Rousseau, Philosoph, langjähriger Mischlingsbesitzer; anekdotische Überlieferung verschiedener Aussagen über seine Hunde Duc/Turc und Sultan sowie Zitat nach *Émile* (1762).

**** *Der taube Musikant mit der Löwenmähne*: Ludwig van Beethoven, Komponist, Hundebesitzer, vertonte eine *Elegie auf den Tod eines Pudels* (um 1793).

***** *Der alte Mann mit der Idee eines Vollbartes*: Platon, antiker Philosoph; Zitat nach: *politeia* (zwischen 390 und 370 v. Chr.).

V. EIN WENIG LITERATURGESCHICHTE





„DENN DA HATTE SICH DAS TIER GEZEIGT“ – RILKES TIERGEDICHTE

Ziemlich unpompös und unpräntentiös hat Rilke seinen 1907 und 1908 in zwei Teilen erschienenen Gedichtband *Neue Gedichte* genannt. Das ist wörtlicher zu nehmen, als man meinen könnte (das gilt übrigens für Lyrik insgesamt, und auch für moderne!). Denn Rilke revolutioniert in ihm zuerst einmal das Thema der Lyrik: Warum nicht einmal von etwas anderem sprechen als vom Menschen und seinem vermeintlich so reichen und vielfältigen, aber letztlich doch: gar nicht so originellen Innenleben? Warum nicht sprechen vom Unbelebtem, von den Dingen? Oder von den nächsten und doch vermeintlich so fernen Verwandten des Menschen, von den Tieren? Und wäre es nicht vorstellbar, dass mit diesen neuen Themen dann auch neue Darstellungsformen verbunden sind, von denen man bisher noch gar nichts ahnte? Muss man nicht beispielsweise anders sprechen, wenn man von beispielsweise von Tieren spricht, deren Innenleben uns als Menschen verschlossen ist, ja, wir wissen kaum, ob und

welches sie haben? Wie erlebt ein Frosch den Teich, wie erlebt der Affe den anderen Affen, was fühlt die Katze, wenn sie schnurrt? Wie spricht man vom Tier im Gedicht – und lässt das Menschliche dabei möglicherweise hinter sich? Denn natürlich kamen Tiere in der Literatur schon vor Rilke vor, seit der Antike; aber in anderen poetischen Formen, andere Zusammenhängen und zu anderen dichterischen Zwecken. Er aber erfindet das Tiergedicht im eigentlichen Sinn: als eine eigene, neue und nicht nur thematisch andere Form von Dichtung.

*Tierwissen und Tierdichtung vor Rilke:
Einhörner und Schwertfische*

Wenn wir heute Tiere sehen wollen, gehen wir in die uns umgebende Natur oder in den Zoo, und schon haben wir einen Großteil der Tierwelt zu unserer unmittelbaren Anschauung. Wenn wir etwas über Tiere wissen wollen, schauen wir bei *Wikipedia* oder in ein Sachbuch. Das war für sehr lange Zeit völlig undenkbar. Es ist zwar eine Trivialität, aber man vergisst nur allzu leicht, dass die Naturwissenschaften in einem modernen Sinn erst um 1800 entwickelt wurde. Zuvor gab es nur sporadisch zusammengetragenes Wissen über Tiere, die man beobachten konnte, oder Vermutungen und Phantasien über Tiere, von denen man irgendwo gehört oder gelesen hatte. Tierwissen ist aber in gewisser Weise eine Voraussetzung für Tiergedichte: Man muss wissen, ob es das Tier überhaupt gibt, von dem man schreiben will (man kann aber auch wunderschöne Gedichte über Einhörner schreiben, beispielsweise, was Rilke gleich mehrfach getan hat, und eines davon beginnt programmatisch: „*Dies ist das Tier, das es nicht gibt*“). Es hilft vielleicht, etwas über seine Lebensweise, seinen Lebensraum, sein Verhalten, seine Lebensspanne, seine Vermehrung zu wissen. Nichts aber ersetzt die persönliche Anschauung; weshalb die seit der Antike dominante Form der Tierdichtung, die Fabel nämlich, zu ihren Helden meist alltägliche, den meisten Lesern

vertraute Tiere macht, Haus- und Nutztiere oder die im jeweiligen Kulturraum verbreitetsten Wildtiere.

*Physiologus: Der Schwertfisch und die Bibel –
Naturbeobachtung und allegorische Auslegung*

Im zweiten Jahrhundert nach Christus trägt ein unbekannter Autor unter dem Namen „Physiologus“ (also: einer, der Wissen von der Natur, der *physis* hat) das antike Wissen vom Tier zusammen und stellt dieses dann in einen christlich-moralischen Deutungszusammenhang. In bunter Reihenfolge finden sich hier reale und fantastische Tiere (auch das Einhorn ist dabei), ebenso wie Steine oder Pflanzen. Der Text wurde in griechischer Sprache verfasst, aber bald ins Lateinische, dann ins Arabische und schließlich im Mittelalter in alle europäischen Sprachen der Zeit übersetzt; es entstanden oft reich mit Miniaturbildern geschmückte Manuskripte in der Tradition des ‚Bestiariums‘.

Ein interessantes Beispiel für die Mischung eines realen Tiers mit einer mythologischen Vorstellung ist der ‚*Serre*‘, eine Art Delphin mit Flügeln. Er wird zu einem Bibelzitat aus Matthäus 24 in Beziehung gesetzt, das diejenigen tadelt, die etwas anfangen, aber nicht zu Ende führen – wie der ‚*Serre*‘ nämlich: Er folgt den Segelschiffen für drei oder vier Meilen, indem er sie mit seinen Flügeln nachmacht, ermüdet dann aber, zieht seine Flügel ein und lässt sich von den Wellen zu seinem Ausgangspunkt zurücktragen. Die allegorische Ausdeutung ist einigermaßen originell: Die Schiffe sind die Apostel und Propheten, die die neue Lehre unermüdlich und im Angesicht großer Gefahren in der Welt verbreiten; die Schwertfische hingegen sind Anhänger, die nur eine kurze Zeit folgen und gute Werke tun, sich dann aber durch menschliche Laster wie Neid, Stolz, Habgier oder Wollust (alles Todsünden im Christentum) abhalten lassen und sich von deren Wellen wieder zurücktragen lassen.

Hier wird also nicht eigentlich von Fischen gesprochen, sondern von Menschen; und der Deutungsrahmen ist abgesteckt durch die christliche Glaubenslehre, die bestimmte Verhaltensweisen fordert oder kritisiert. Das Tierreich ist voller moralischer Lehren für den Menschen; es gibt vorbildliche Tiere (wie den Pelikan beispielsweise, der seine Jungen mit dem eigenen Herzblut nährt und damit auf Christus verweist), und es gibt verwerfliche (vor allem natürlich Schlangen, aber auch Delphine). Interessant daran ist vor allem die Bemühung, die moralische Deutung auf ein natürliches Verhalten zurückzuführen: Um das Gleichnis vom menschlichen Durchhaltevermögen zu machen, muss man wissen, dass Delphine tatsächlich gelegentlich Schiffen folgen, auch wenn die Gründe dafür bis heute wissenschaftlich umstritten sind. Tierwissen ist die Voraussetzung für diese Form von naturphilosophischer Fabel.

*Christian Fürchtegott Gellert: Die Hunde und ihr
unterschiedlicher moralischer Mehrwert –
die aufklärerische Fabel als Erziehungsinstrument*

Die prominenteste Gattung von Tiergedichten überhaupt sind natürlich die Fabeln. ‚Erfunden‘ wurden sie von Aesopus, einer ähnlich legendenhaften Gestalt wie Homer oder Physiologus, der im 6. Jh. vor Christus gelebt haben soll und als erster kurze, gleichnishafte Geschichten zusammentrug, in denen Tiere ebenso wie Götter, Menschen oder Pflanzen Handlungsträger sein können. Auch hier geht es vor allem darum, dass die Tiere für bestimmte menschliche Schwächen oder Stärken stehen, die sie in ihrem mehr oder weniger natürlichen Verhalten demonstrieren. Im europäischen Kulturraum sind Fabeln besonders beliebt im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung; sie gelten vielen Aufklärern wegen ihres moralisch-didaktischen Charakters als ideale Texte für die Erziehung der Jugend. Ein relativ beliebig ausgewähltes Beispiel dafür ist Christian Fürchtegott Gellerts Fabel von

den beiden Hunden. Sie ist ziemlich klar in drei Teile unterteilt (von denen der zweite eine Art kleineren Anhang hat). Im ersten Teil wird ein allgemeiner Satz der Lebenserfahrung präsentiert:

*„Daß oft die allerbesten Gaben
die wenigsten Bewunderer haben
Und daß der größte Teil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält
Dies Übel sieht man alle Tage“.*

Die Welt ist ungerecht, die Guten werden nicht belohnt, die Bösen nicht bestraft, zumindest nicht in diesem Leben, das wissen wir alle. Was aber kann man dagegen tun? Der Autor zweifelt, dass man überhaupt etwas tun kann; ausgenommen, vielleicht „*einzig Mittel*“: „*Die Narren müssten weise werden*“. Das aber ist kaum vorstellbar, denn: Die Narren sind und bleiben Narren, weil sie nur mit ihren Augen auf das Äußere der Dinge sehen und damit ein kurzsichtiges Urteil fällen; würden sie jedoch, mit ihrem aufgeklärten Verstand, die Dinge in ihrem wahren Wert erkennen, würde endlich Gerechtigkeit herrschen.

Der zweite Teil der Fabel führt nun zwei konkrete Hunde ein:

*Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Tieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlorenen Dinge
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biss er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biss ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;*

*Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.*

*Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide teilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.*

Der erste Hund ist also ein putziges Tierchen, Joli genannt (frz. der Lustige), er macht Kunststücke, springt herum, beißt nur gelegentlich einmal zu, wird aber sogar dafür noch gelobt: „*Seht, hieß es, alles lebt an ihm!*“ Eigentlich aber ist er nicht lustig, sondern „*verzogen und ungezogen*“, „*falsch und boshaft*“, und zudem ein wahrer Kläffer; aber alle Welt liebt ihn nur einmal, er kann nichts falsch machen, und seine größten Erfolge hat er bei ungebildeten Frauen wie Lisette, die ihm vom Charakter her ähneln. Wie schwer hat es dagegen sein Konkurrent, der brave Fidel (lat., der Treue)!

*Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehnt, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus;
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzlich in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nötig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Tränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz*

Ein nützliches Tier ist Fidel, er bewacht das Haus, er taugt zur Jagd, er ist treu und mutig von Charakter und bellt nur, wenn es nötig ist. Das sind Eigenschaften, die einem Lob, aber keine Freunde eintragen. Deshalb wird Joli

betrauert, als er stirbt, nicht aber der treue Fidel, der ohne Träne ins Grab sinken muss. Aber so ist die Welt eben, und der Schlusssatz fasst zusammen: „*So gilt ein bißchen Witz mehr als ein gutes Herz!*“

Werden die Narren nun davon weise, dass man ihnen die Geschichte erzählt? Nun, zum einen, müssen sie sich ein wenig anstrengen, um die Geschichte mit der Moral in Verbindung zu bringen. Das ist die wesentliche erzieherische Leistung der Fabel, darin liegt ihr pädagogischer Mehr-Wert: Sie erzieht im Sinne der Aufklärung zum Selbstdenken, weil man eine Übertragungsleistung zwischen dargestelltem (tierischem) Verhalten, eigentlich gemeinten menschlichen Fehlern und allgemeiner Moral herstellen muss. Zum zweiten ist der Trick der Fabel, dass sie eben Menschen nicht direkt bloßstellt oder kritisiert: Man kann ja einfach sagen: Seht nur, der dumme Hund, der unbeständige Delphin, was auch immer: Es ist ja nur von Tieren die Rede! Deshalb ist die andere Gattung, in der Tiere eine große Rolle in der Literatur spielen, nämlich das satirische Tier-Epos eine gern genutzte Möglichkeit zur Kritik gesellschaftlicher oder politischer Handlungsweisen, die sogar der Zensur entkommen kann.

Auch bei Gellert sieht man ein gewisses Tierwissen, das in den Text einfließt, auch wenn es eher Standard- und Alltagswissen über Hunde ist: Geschildert werden durchaus typische Verhaltensweisen eines Hundes, so kann Joli apportieren, ist also ein dressierter Hund; Fidel hingegen ist ein Nutztier und erfüllt als solches die wichtigsten Hunde-Funktionen, nämlich Jagen und Bewachen. Gellert also hat auf Hunde geachtet, bevor er sie in seine Fabel trug; schon mit Katzen würde die Geschichte nicht mehr so richtig funktionieren. Aber die Tiere sind trotzdem im Wesentlichen weiter nur Masken für menschliches Verhalten; es geht nicht um das Hündische am Hund, um das Wesen des Hundes, darum, was am Hund nun anders ist als am Menschen: Der Hund wird weiterhin, wie beim *Physiologus*, anthropomorphisiert, wenn auch bei Gellert mehr moralisch als religiös. Das ist

das wesentliche Merkmal so gut wie aller Tierdichtung vor Rilke: Sie ist unterschiedlich stark durchgeführte Anthropomorphisierung, Vermenschlichung des Tierischen, meist zu religiösen oder didaktischen, selten nur zu ‚rein‘ poetischen Zwecken.

*Rilkes Tiergedichte in den ‚Neuen Gedichten‘:
Von Gazellen, Schwänen, Hunden und Delphinen*

Als Rilke die *Neuen Gedichte* mit seinen Tiergedichten veröffentlicht, ist er 26 Jahre alt, kann aber schon auf ein umfangreiches Frühwerk zurückblicken. Er lebt seit 1902 vorzugsweise in Paris, der modernen Großstadt schlechthin, die er gleichermaßen furchterregend und faszinierend findet und die auch seine Gedichte beeinflusst. Noch stärker jedoch sind die Einflüsse zweier bildender Künstler auf die *Neuen Gedichte*. Von 1905 bis 1906 ist Rilke als eine Art Sekretär bei dem berühmten Bildhauer Auguste Rodin angestellt (den Kontakt hat seine Ehefrau Clara vermittelt, die ebenfalls Bildhauerin ist); und 1907 sieht er die erste große Cézanne-Ausstellung nach dem Tod des Malers in Paris, der diesen endgültig zum Vater der modernen Malerei schlechthin machen wird. Man kann nicht genug betonen, wie wichtig diese Wendung zur bildenden Kunst als ästhetisches Vorbild für Rilke in dieser Phase war: Das Sehen wird zum neuen Leitmedium auch für die Lyrik, und das sachliche Zeigen von etwas zu ihrer neuen Funktion. Rodin und Cézanne sind dabei in mehrerer Hinsicht Vorbilder für Rilke; er selbst spricht immer wieder davon, wie die Auseinandersetzung mit beiden für ihn eine „Lehre“ sei.

Was Rilke sowohl an Rodin wie auch an Cézanne zunächst beeindruckte, war zum ersten die Art, wie sie ihre Kunst betrieben: nämlich als schlichtes, ausdauerndes, konzentriertes, nicht auf Ruhm ausgerichtetes Handwerk, als Arbeit in einem ganz grundlegenden Sinn: das ‚Machen‘ von Dingen. Kunst entsteht nicht aus der besonderen und einmaligen Situation der Inspiration heraus,

die ja nicht verfügbar oder willentlich beeinflussbar durch den Künstler ist, sondern ist das Ergebnis eines andauernden, disziplinierten Bemühens, sich die ganze Welt künstlerisch anzueignen. So schreibt Rilke an seine Frau Clara am 9.8.1907 und betont dabei gleichzeitig die Neuheit des Ansatzes:

„Es ist ein Buch: Arbeit, der Übergang von der kommenden Inspiration zur herbeigerufenen und festgehaltenen. Wie soll man es nennen?“

Mit diesem neuen Konzept künstlerischen Schaffens ist zweierlei verbunden: Zum einen ist die künstlerische Tätigkeit als eine Art „Beruf“ etabliert (und damit der Künstler nicht mehr der Überflüssige in einer Gesellschaft, sondern ein Arbeiter wie die anderen auch); zum anderen wird deutlich, dass es sich um eine sehr bewusste Art der Tätigkeit handelt, wenn Rilke ein Gedicht „macht“.

Wie sieht nun diese Art von Arbeit aus? Wie macht man Kunst-Dinge? „Ding“ ist im Deutschen ein Begriff, der gern alltagsweltlich und umgangssprachlich vage verwendet wird: Ein Ding kann alles Mögliche sein, meist ist aber mitgemeint: etwas Unbelebtes (Menschen sind genauso wenig Dinge wie Hunde) und etwas künstlich Hergestelltes (Alltagsgegenstände aller Art, normalerweise nicht: Kunstwerke). Das ist bei Rilke nun grundlegend anders. Zum Kunst-Ding kann alles Mögliche werden: Kunstwerke aus der Antike oder aus dem Mittelalter, Naturdinge wie Tiere oder Pflanzen, aber auch die ganz unscheinbaren Alltagsgegenstände (Beispiele für alles das findet man in den *Neuen Gedichten*). Es ist ein starker Bruch mit der gesamten bisherigen lyrischen Tradition, dass nicht mehr nur besonders bedeutende, besonders symbolische, besonders emotionsstarke Gegenstände lyrikwürdig sind; nein, man kann ein Gedicht genauso gut über einen Ball wie über eine antike Statue, über eine Hortensie wie über einen Spiegel oder eben: über einen Panther, einen Hund, einen Schwan machen.

Dabei werden diese Dinge in einem Prozess der Verwandlung zu: Kunst-Dingen.

Lernen kann der Dichter Rilke zum zweiten vom Plastiker Rodin und vom Maler Cézanne, wie man äußere Gegenstände in ein Kunst-Ding verwandelt. Dazu ist es wichtig, genau zu beobachten, ständig präsent zu sein, sich mit allen Dingen seiner Umwelt auseinanderzusetzen und mit dem Gegenstand, der dargestellt werden soll, auf ganz besondere Weise. So wie der Maler Paul Cézanne Tag für Tag mit seiner Staffelei in die Natur hinausgeht und dabei immer das gleiche malt, aber jeden Tag in einem anderen Licht, von einem ein wenig veränderten Standort, in einer unterschiedlichen Stimmung; so versucht nun auch Rilke die Dinge genau und immer wieder zu beobachten, die er zu einem Kunst-Ding machen will. Bezogen auf die Tiergedichte kann man relativ genau sagen, wie das geschah: Er ging nämlich regelmäßig in Paris in den *Jardin des Plantes*, der auch einen kleinen Zoo hatte; dort sah er den berühmten Panther, wahrscheinlich auch die Gazellen, Schwäne sah er sowieso in vielen Parks, die er besuchte.

Rilke reiht also nun nicht mehr in seinen Texten imaginäre, besonders präziös ausgewählte Bilder aus seiner Phantasie aneinander (wie in der frühen Lyrik), sondern er begibt sich vor einen Gegenstand und beobachtet ihn; und dabei versucht er nach dem Vorbild von Cézanne, sein eigenes Ich, seine eigene subjektive Stimmung zurückzudrängen und so ganz in das Sein des Gegenstands einzudringen. Sehen lernen, das ist das Ziel: ein möglichst ungerichtetes, ein möglichst ergebnisoffenes, ein von allem Persönlichen und Konventionellen gereinigtes Sehen, das im Panther eben nur – den Panther sehen will, den Inbegriff des Pantherhaften und gerade nicht die menschliche Perspektive auf das gefährliche Raubtier. Der Dichter muss so lange auf den Panther sehen, seinen Bewegungen folgen, bis er sich selbst, sein eigenes Menschsein, ganz vergessen hat: Erst dann wird in ihm eine Ahnung

dessen aufsteigen, was es heißt, ein Panther zu sein, ein Hund, ein Schwan, ein Delphin.

Ziel ist dabei jedoch nicht die rein objektive, möglichst exakte, „realistische“ Darstellung des Gegenstands – also eine recht primitive Art von Realismus. Vielmehr wird durch die konzentrierte Beobachtung ein innerer Verwandlungsprozess ausgelöst, der durchaus subjektiv und persönlich ist. Dabei entsteht eine Art ‚innerer Panther‘, eine ‚innere Gazelle‘. Es ist eine Art plötzlicher, nicht begrifflich zu fassender Erkenntnis- und Erlebnisprozess beinahe meditativer Art, der durch das konzentrierte Anschauen eines Dinges ausgelöst wird und den der Dichter anschließend in die sprachliche Gestaltung des Kunst-Dinges überträgt. Das Ding ist also eine Art Äquivalent für eine innere Erfahrung, die der Dichter anhand des Dinges gemacht hat; und je konzentrierter und sachlicher und gleichzeitig für den Leser nachvollziehbar wie nachempfindbar diese Erfahrung gestaltet wird, desto mehr beginnt das Ding sozusagen aus sich heraus zu leuchten.

Rilke versucht in dieser Zeit vor allem in seinen Briefen an seine Ehefrau Clara immer wieder, diesen Prozess zu schildern, diese neue Lernerfahrung, die den *Neuen Gedichten* zugrunde liegt; aber meist geraten ihm diese Erklärungsversuche selbst wieder zu poetischen Beschreibungen:

„Kunstdinge sind ja immer Ergebnisse des In-Gefahr-gewesen-Seins, des in einer Erfahrung Bis-ans-Ende-Gegangen-seins, bis wo kein Mensch mehr weiter kann. Je weiter man geht, desto eigener, desto persönlicher, desto einziger wird ein Erlebnis, und das Kunst Ding endlich ist die notwendige, ununterdrückbare, möglichst endgültige Aussprache dieser Einzigkeit ... Darin liegt die ungeheure Hilfe des Kunst Dings für das Leben dessen, der es machen muß –: dass es seine Zusammenfassung ist: der Knoten im Rosenkranz, bei dem sein Leben ein Gebet spricht, der immer wiederkehrende, für ihn selbst gegebene Beweis seiner Einheit und Wahrhaftigkeit, der doch

nur ihm selber sich zukehrt und nach außen anonym wirkt, als Notwendigkeit nur, als Wirklichkeit, als Dasein“.

Nicht zufällig schildert Rilke das Bedeutungserlebnis bei der Gestaltung eines Kunstthings in religiösen Begriffen. Das ‚neue Sehen‘ und das ‚sachliche Sagen‘ sind nicht reine Techniken, die man lernen kann und danach beliebig anwenden; der Dichter muss sich dabei als Person engagieren mit all seinen Kräften, er muss den Panther erleben bis an einen Punkt, wo alles andere an Bedeutung verliert, wo er eine Erfahrung macht, die so grundlegend ist, dass sie sein ganzes Sein als Person tangiert. Gerade in der Auseinandersetzung mit dem Kunst-Ding, vor allem: dem Tier als dem ganz Anderen, dem Fremden kann er sich dabei seines menschlichen Seins, sozusagen aus der Distanz und Perspektive des Nicht-Menschlichen, in all seiner Problematik neu bewusst werden.

*Dichterische Gazellen, watschelnde Schwäne,
treue Hunde und springende Delphine –
Sprechen vom Tier in den ‚Neuen Gedichten‘*

Die Tiergedichte machen nur einen kleinen, aber nicht unbedeutenden Teil der beiden Teile der *Neuen Gedichte* aus. Prominent wird das Thema des Tieres dann wieder in der Achten Elegie im Spätwerk der *Duineser Elegien*, die sich mit dem Tier auf einer philosophischen und existentiellen Ebene als eine Art Gegenentwurf zum Menschen auseinandersetzt. Eine Auswahl kann dabei verdeutlichen, dass Rilkes poetologisches Verfahren, wie es oben geschildert wurde, durchaus variantenreich bei der Darstellung unterschiedlicher Tiere eingesetzt werden kann, ja erst entwickelt wird durch seine Erprobung an unterschiedlichen Tierarten.

Die Gazelle

Das Gazellen-Gedicht entstand am 17. August 1907 in Paris, und Rilke schreibt dazu an seine Frau Clara:

„Wie Frauen aus Bildern schauen, so schauen sie [die Gazellen] aus etwas heraus mit einer lautlosen, endgültigen Wendung. Und als ein Pferd wieherte, horchte die eine, und ich sah das Strahlen aus Ohren und Hörnern um ihr schlankes Haupt“ (an Clara Rilke, 13.6.1907)

Damit sind schon wesentliche Elemente des Gedichts angerissen: ein bildlicher Vergleich (die „Frauen aus Bildern“); die Lautlosigkeit der Erscheinung; die Erfahrung einer „Wendung“; und die Konzentration auf das Hören im „Horchen“ und den Ohren und Hörnern, die die Gazelle (Gattungsname: *Gazella Dorcas*) besonders auszeichnen; das damit verbundene, bedeutungsgeladene „Strahlen“ um den Kopf. Im Gedicht klingt das so:

*Verzauberte: wie kann der Einklang zweier
erwählter Worte je den Reim erreichen,
der in dir kommt und geht, wie auf ein Zeichen.
Aus deiner Stirne steigen Laub und Leier,*

*und alles Deine geht schon im Vergleich
durch Liebeslieder, deren Worte, weich
wie Rosenblätter, dem, der nicht mehr liest,
sich auf die Augen legen, die er schließt:*

*um dich zu sehen: hingetragen, als
wäre mit Sprüngen jeder Lauf geladen
und schösse nur nicht ab, solange der Hals*

*das Haupt ins Horchen hält: wie wenn beim Baden
im Wald die Badende sich unterbricht:
den Waldsee im gewendeten Gesicht.*

Das Gedicht selbst hat, wie viele andere in den *Neuen Gedichten*, die strenge Gedichtform des Sonetts: zwei Vierzeiler (Quartette), gefolgt von zwei Dreizeilern (Terzette), mit einem Reimschema, das variiert: Ein Kreuzreim im ersten Quartett, ein Paarreim im zweiten, und ein Kreuzreim gefolgt von einem Paarreim in den beiden zusammengenommenen Terzetten. Hier wird ebenfalls bereits eines der Themen aufgenommen, das das Gedicht prägt, nämlich das Verhältnis der beiden geschwungenen Hörner, die schon im ersten Quartett markant mit dem „Reim“ verglichen wird: Kein Reim, aus welchem erlesenen Worten auch immer, kann die natürliche Harmonie erreichen, die in der geschwungenen Wendung der beiden Hörner der Gazelle bereits erreicht ist.

Das Gedicht beginnt mit einer rhetorischen Apostrophe, einer Anrede an das beobachtete Tier selbst: „Verzauberte“ – die Gazelle wird als geradezu magische Erscheinung erfahren, die im Beobachter eine dementsprechend magische Erfahrung auslöst. Das Tier verkörpert in dieser Erscheinung etwas, was die Lyrik im Reim vergeblich sucht. Dabei werden die beiden Hörner als „Laub und Leier“ benannt: beides ebenfalls Anspielungen auf die Figur des Dichters, der traditionell als *poeta laureatus* mit einem Lorbeerkranz gekrönt wird, und der – wie in der antiken Figur des Orpheus, für Rilke ein wichtiges und immer wieder in Gedichten beschriebenes Rollenmodell – eine Leier trägt. Die Gazelle ist, so suggeriert dieses Gedicht, eine Dichterin von Natur aus, in ihrer ganzen Erscheinung und Bewegung.

Die zweite Strophe schließt daran übergangslos (nämlich in einem Zeilensprung, einem Enjambement, und von Sprüngen wird noch die Rede sein) mit einem weiteren ausgebauten Vergleich an; auch insofern ist die Gazelle also ein natürlicher Inbegriff des Dichtens, dass sie solche Vergleiche gleichsam evoziert. Der Vergleich selbst benutzt das Motiv der Rosenblätter, das zentral ist für Rilke und sich auch in anderen Gedichten der *Neuen Gedichte* findet. Es ist aber kein ganz einfacher Vergleich,

sondern ein syntaktisch kompliziert formulierter und logisch ein wenig paradoxer: Wir sollen Liebeslieder imaginieren, mit einschmeichelnd weichen Worten; um diese aber ganz wahrzunehmen, sozusagen intensiviert zu sehen, müssen wir die Augen schließen (indem wir gefühlte Rosenblätter auf sie legen) und „nicht mehr lesen“.

Damit springen wir mit einem Strophenenjambement mitten hinein ins erste Terzett, wo wir nun auf einmal, mit geschlossenen Augen, aber intensiverer Wahrnehmung plötzlich sehend werden. Das ist ein durchaus etwas gewaltsam geschilderter Prozess. Das Terzett ruft das Motiv einer Jagd auf, um gleichzeitig die Doppeldeutigkeit der zentralen Begriffe auszunützen: Die Sprünge sind die der für ihre Sprungkunst bekannten Gazellen in ihrem „Lauf“, der aber gleichzeitig ein Gewehrlauf ist, gefährlich, aber nicht abgefeuert, solange – es folgt der Sprung ins zweite Terzett – die Gazelle eine Horchende bleibt, ganz Hören geworden ist für den, der nicht mehr liest. Als letzter Vergleich taucht eine Waldszenen auf (die man sich wahrscheinlich so ähnlich wie eine Szene aus der antiken Mythologie vorzustellen hat, eine Art weibliche Narzißfigur oder eine badende Nymphe, unterbrochen von einem lüsternen Halbgott). Der Kern des Vergleichs ist wiederum ein Wechselverhältnis zwischen zwei „Dingen“, der Badenden und dem Waldsee nämlich. Es handelt sich um ein Spiegelverhältnis, das jedoch umgekehrt, gewendet präsentiert wird: Beschrieben wird nicht primär, dass die Badende ihr eigenes Gesicht im Wasserspiegel sieht; vielmehr erscheint durch eine „Wendung“ – der Wahrnehmung, der Perspektive vom Menschlichen hin auf das Nicht-Menschliche – der Waldsee im „gewendeten Gesicht“. „Gesicht“ ist, das ist ein wichtiges Charakteristikum der *Neuen Gedichte*, wörtlich und doppeldeutig zu lesen: Es ist das Angesicht, das hier auch dem Tier zugeschrieben wird (mit Stirn und Haupt); und es ist das Gesehene selbst, dessen Abbild im Gesicht erscheint. Insofern könnte das Gedicht geradezu ein Programmgedicht für die Tiergedichte in den *Neuen*

Gedichten sein: Exemplarisch zeichnet es eine Wendung als Perspektivwechsel im Verhältnis von Menschlichen und Nicht-Menschlichen (Badende und Waldsee, Beobachter und Gazelle) auf, die an sich selbst schon Dichtung ist, ein lebendiger Vergleich in einer immerwährenden Bewegung, der über all das hinausgeht, was die Dichtung durch künstliche Reime oder noch so erwählte Vergleiche sagen kann. Jeder, der eine Gazelle so sehen kann, wie Rilke sie gesehen hat, ist schon zum Dichter geworden; er muss die Erfahrung nur noch in ein Gedicht verwandeln, das auch jedem Leser die gleiche Erfahrung (aber variiert durch dessen unterschiedliche Persönlichkeit) ermöglicht.

Der Schwan

Das Schwanen-Gedicht ist früher entstanden, wahrscheinlich im Winter 1905/1906, als Rilke noch bei Rodin in Meudon arbeitete. Als eifriger Parkbesucher wird Rilke jedoch schon vorher genug Gelegenheit gehabt haben, Schwäne zu beobachten. Schwäne haben in der europäischen Literatur eine lange Tradition. Besonders interessant ist ein antiker griechischer Mythos, demzufolge Schwäne vor ihrem Tod noch einmal einen traurigen letzten Gesang anstimmen, den sogenannten „Schwanengesang“; sie gelten deshalb auch als Symbol des Dichters. Davon findet sich jedoch wenig in Rilkes Gedicht:

*Diese Mühsal, durch noch Ungetanes
schwer und wie gebunden hinzugehn,
gleicht dem ungeschaffnen Gang des Schwanes.*

*Und das Sterben, dieses Nichtmehrfassen
jenes Grunds, auf dem wir täglich stehn,
seinem ängstlichen Sich-Niederlassen –:*

*in die Wasser, die ihn sanft empfangen
und die sich, wie glücklich und vergangen,
unter ihm zurückziehn, Flut um Flut;*

*während er unendlich still und sicher
immer mündiger und königlicher
und gelassener zu ziehn geruht.*

Rilke wählt also keines der Merkmale des Schwanes aus dem klassischen Symbolbestand aus, weder seine besondere Anmut noch seine reine Weißheit noch den Vergleich mit dem Dichter; vielmehr beginnt er eher überraschend das Gedicht mit dem ungeschickten, wenig anmutigen Gewatschel des Schwans, wenn er sich auf festem Boden bewegt. Das Gedicht hat dementsprechend auch keine strenge äußere Form. Zwei Terzette (mit einer Art umarmenden Reim) machen zunächst einen eher ungeschickten, weil sehr direkten Vergleich zwischen besonderen Bewegungen (also ähnlich wie bei den Gazellen) des Schwanes und sehr grundlegenden menschlichen Erfahrungen. Der „*ungeschaffne Gang*“ des Schwanes gleicht der menschlichen Mühsal angesichts von schweren vor einem liegenden Aufgaben (dem „*Ungetanen*“, das dem „*Ungeschaffenen*“ auch in der negativen Wortform gleicht); sein vorsichtiges Absinken aufs Wasser, das „*ängstliche Sich-Niederlassen*“, gleicht dem Sterben des Menschen: einem Vorgang, bei dem wir den gewohnten Grund unter den Füßen verlieren, „*nichtmehrfassen*“ können und in ein unbekanntes Element – das Totsein – eintauchen.

Dann jedoch wird in der letzten, sechszeiligen Strophe das Gedicht auf einmal sprachlich verflüssigt: Es besteht aus einem langen, fließenden Satz, der verschiedene Bewegungen simuliert, nämlich die des Wassers und des Schwanes. Es tauchen ausschließlich positive Adjektive auf („*sanft*“, „*glücklich*“, „*unendlich still und sicher*“, „*mündiger und königlicher*“, *schließlich: „gelassener“*); die Bewegung des Schwanes in seinem eigentlichen Element, dem fließenden Wasser wird geradezu majestätisch („*königlicher*“, *geruht zu ziehn*). Wie bei den Gazellen wird die Lautlosigkeit des Vorgangs betont („*unendlich still*“); wie bei den Gazellen steht am Ende ein gelungenes

Wechselverhältnis von „*Flut um Flut*“, also der Bewegung des Wassers, und dem Ziehen des Schwanes, der gleichzeitig getragen wird und sich mündig bewegt. Das Gedicht simuliert selbst in seinem Gang zuerst die Mühsal des Vergleichens und Beschreibens von noch „*Ungeschaffenenem*“ sowie die *conditio humana* schlechthin, nämlich die Notwendigkeit, sterben zu müssen und diesen Prozess anzuerkennen. Aber nur in diesem schweren Übergang kann so etwas wie „*Mündigkeit*“, wie eine glückliche Bewältigung von Vergangenenem, eine Sicherheit angesichts der grundlegenden Unsicherheit der menschlichen Existenz, und, als Krönung zusagen: Gelassenheit erreicht werden – die alte philosophische Generaltugend schlechthin. Das Gedicht ist damit in seinem beinahe lehrhaften Charakter noch dicht am Modell der Fabel; aber es unterscheidet sich von ihr darin, dass die „*Moral*“ nicht aus einer Anthropomorphisierung des Schwans abgeleitet wird, sondern aus sehr spezifischen, gut beobachteten Bewegungen des Schwans und seiner wenig besungenen Ungeschicklichkeit beim Landgang.

Der Hund

Hundegedichte gibt es sogar zwei von Rilke, das eine in den *Neuen Gedichten*, das zweite in den späteren *Sonetten an Orpheus*; Hunde finden sich auch in diversen seiner Erzähltexte. Ein Briefzitat enthält den Kern dessen, was Rilkes Verhältnis zu Hunden kennzeichnet: seine seltsame Nähe zum Menschen als eines der ältesten und am vollständigsten domestizierten Haustiere; seine besondere Bindungsfähigkeit an Menschen und gleichzeitig seine Begrenzung bei aller Vermenschlichung. In der lyrischen verwandelten Form heißt das dann in den *Neuen Gedichten*:

*Da oben wird das Bild von einer Welt
aus Blicken immerfort erneut und gilt.
Nur manchmal, heimlich, kommt ein Ding und stellt
sich neben ihn, wenn er durch dieses Bild*

*sich drängt, ganz unten, anders, wie er ist;
nicht ausgestoßen und nicht eingereiht,
und wie im Zweifel seine Wirklichkeit
weggebend an das Bild, das er vergißt,*

*um dennoch immer wieder sein Gesicht
hineinzuhalten, fast mit einem Flehen,
beinah begreifend, nah am Einverstehen
und doch verzichtend: denn er wäre nicht.*

Das Gedicht ist relativ einfach gebaut: drei vierzeilige Strophen, die eine gut nachvollziehbare Bewegung von unten nach oben, von der räumlichen Ebene des Hundes zur räumlichen Ebene des Menschen auftauchen. Mit „*Da oben*“ setzen wir ein auf der Ebene des Menschen: Von oben schaut der Mensch auf den Hund herab, er kommuniziert mit ihm durch „*Blicke*“, die dem Hund sein „*Bild der Welt*“ zusammensetzen und es für gültig erklären: Was der Herr sagt und befiehlt, gilt. Doch mit der zweiten Strophe – und wieder einem sehr sprunghaften Strophenjambement – kommt ein zweites Element auf der unteren Ebene des Hundes dazu, ein „*Ding*“ nämlich – also etwas, was ebenfalls deutlich unterhalb der Ebene des Menschen angesiedelt ist, in einem Abhängigkeits- und Unterordnungsverhältnis mit ihm steht, sei es ein anderes Tier, ein Spielzeug, ein Knochen, was auch immer. Der Hund jedoch bleibt ausgerichtet auf den Menschen, und dieses sehr einseitige Abhängigkeitsverhältnis wird in der zweiten Strophe mit drastischen Worten geradezu gedrängt beschworen: Der Hund ist „*anders*“, wie alle Tiere; aber sein besonderes Schicksal ist es, in einen unbestimmten Zwischenraum zwischen Menschlichen und Tierischem geraten zu sein: Er ist nicht „*ausgestoßen*“ (aus dem Tierreich); er ist aber auch nicht „*eingereiht*“ (ins menschliche Reich); er existiert in einem permanenten Zustand des Zweifels, in dem er sein eigenes natürliches Sein, seine existentielle Sicherheit (wie sie der Schwan im

Wasser oder die springende und horchende Gazelle haben) immer wieder verliert, so lange er für einen Augenblick hinauf zu seinem Herrn blickt. Eine besondere Rolle spielt dabei auch hier das doppeldeutige „Gesicht“, das eben gleichzeitig Angesicht und Blickkontakt durch Sehen ist.

Das schildert die dritte Strophe mit ihrer herzerzreifenden Reihung von Vokabeln des Nicht-Ganz: „fast“ mit einem Flehen, „beinahe“ begreifend, „nah“ am Einverstehen – aber am Ende doch in einen Verzicht zu münden: „denn er wäre nicht“: nicht mehr Tier, nicht mehr in seinem natürlichen Element, nicht mehr ein Hund, sondern eben: ein halber Mensch. Auch hier versucht das Gedicht, sehr stark aus der Perspektive des Hundes zu sprechen; es schildert den sehr speziellen Zwischenraum, der zwischen Hund und Mensch entsteht, und der nur scheinbar zu Lasten des Hundes als des Ausgelieferten geht: Denn immerhin bleibt dem Hund sein zumindest temporär unbezweifeltes Sein, ein Sein an der Seite der Dinge und ihrer besonderen Wirklichkeit, das dem Menschen für immer verschlossen ist. Der Mensch hat immer nur sein Bild der Welt; er kann nicht mehr auf die Ebene des reinen Seins zurück (den Grund dafür wird die *Achte Elegie* dann benennen). Tatsächlich habe ich immer nach der Lektüre des Gedichts das Bedürfnis, zu einem Ding zu werden, das sich dem Hund an die Seite stellt, dort unten; und vielleicht ist es auch genau das, was der Dichter will und tut: Dort unten stehen und sozusagen solidarisch sein mit dem Hund.

Delphine

Das Delphin-Gedicht in den *Neuen Gedichten* unterscheidet sich von den bisher behandelten Texten dadurch, dass sich Rilke hier ganz explizit auf antike Bildtraditionen stützt. Schon der *Physiologus* hatte geschildert, wie der ‚Serre‘ Schiffe eine Weile mit seinen Sprüngen begleitet. In der griechischen Mythologie sind Delphine prinzipiell ein gutes Omen; sie sind direkt mit den Göttern

Aphrodite und Apollo verbunden, und es gibt mehrere Geschichten, wie sie Menschen vor dem Ertrinken retten, indem sie sie auf ihrem Rücken reiten lassen, wie beispielsweise den legendären Dichter Arion. Die antiken Griechen sind denn auch die „Wirklichen“, die im ersten Vers beschworen werden (und „Wirklichkeit“ ist auch hier, wie beim Hund, ein zentraler Begriff).

*Jene Wirklichen, die ihrem Gleichen
überall zu wachsen und zu wohnen
gaben, fühlten an verwandten Zeichen
Gleiche in den aufgelösten Reichen,
die der Gott, mit triefenden Tritonen,
überströmt bisweilen übersteigt;
denn da hatte sich das Tier gezeigt:
anders als die stumme, stumpfgemute
Zucht der Fische, Blut von ihrem Blute
und von fern dem Menschlichen geneigt.*

*Eine Schar kam, die sich überschlug,
froh, als fühlte sie die Fluten glänzend:
Warme, Zugetane, deren Zug
wie mit Zuversicht die Fahrt bekränzend,
leichtgebunden um den runden Bug
wie um einer Vase Rumpf und Rundung,
selig, sorglos, sicher vor Verwundung,
aufgerichtet, hingerissen, rauschend
und im Tauchen mit den Wellen tauschend
die Trireme heiter weitertrug.*

*Und der Schiffer nahm den neugewährten
Freund in seine einsame Gefahr
und ersann für ihn, für den Gefährten,
dankbar eine Welt und hielt für wahr,
daß er Töne liebte, Götter, Gärten
und das tiefe, stille Sternenjahr.*

In der ersten der drei Strophen von unterschiedlicher Länge wird der Delphin im antiken Griechenland beschworen: Er wird von den Griechen, einem Volk von einer besonderen Wirklichkeitsnähe, an bestimmten „*Zeichen*“ als „*Gleicher*“ in einem anderen „*Reich*“, nämlich dem aufgelösten des Wassers erkannte; und der Gleichklang von *Gleichen* – *Zeichen* – *Gleichen* – *Reichen* betont diese Verwandtschaft sprachlich aufs Schönste. Als neues Element kommt der Meerestgott (Poseidon) hinzu, der ebenfalls auf die Delphine reagiert, diese aber noch „*übersteigen*“ kann – eine Art metaphysische, aber in der Mythologie als wirklich anerkannte höhere Ebene sozusagen. Und schließlich wird auch nach unten hin noch eine weitere Ebene eröffnet: Ganz unten sind die „*Fische*“ angesiedelt, deren „*stumme stumpfgemute Brut*“ schon lautlich ihre Anordnung auf einer tieferen Stufe der Evolutionsordnung rechtfertigt. Der Delphin hingegen gehört zur Familie der Wale und ist ein Meeressäuger – deshalb „*Blut von ihrem Blute*“ und dem Menschlichen geneigt, als Säuger stammesgeschichtlich mit ihm verwandt. Wir haben also auf der obersten Ebene: den Meerestgott, der alles Menschliche und Tierische übersteigen kann, dem das Gedicht aber nicht gewidmet ist; auf einer mittleren Ebene des „*Wirklichen*“ die Delphine und die Griechen, ihre menschlichen Verwandten; und darunter die stummen Fische als reine Vertreter des Tierischen, die es nicht einmal auf eine Hunde-Ebene schaffen.

Dies ist sozusagen der theoretische Vorspann. Der zweite Teil des Gedichts schildert dann in lebhafter Bewegung einen Delphinzug um ein Schiff. Die Delphine kommen als Gruppe („*Schar*“) und überschlagen sich in ihrer typischen Sprungbewegung, wie man sie auch von Walen kennt; das „*überschlug*“ verweist dabei sogar auf eine gewisse Verwandtschaft zum Überströmen und Übersteigen des Meerestgottes. Wie die Schwäne bewegen sie sich souverän und glücklich („*froh*“) in den „*Fluten*“; sie werden auch mit positiven Gefühlsattributen wie „*warm*“ (auf die Warmblütigkeit der Säuger) versehen.

anspielend), „*zugetan*“ (das meint: geneigt, gewogen; es bildet aber auch eine schöne Dreiergruppe mit „*Zug*“ und „*Zuversicht*“); „*selig, sorglos, sicher*“ und schließlich „*heiter*“ beschrieben (das klassische Attribut des antiken Griechenlands, das als eine heitere Welt vorgestellt wurde, wo der Mensch noch mit der Natur im Einklang lebte). Delphine sind souverän in ihrem Element wie der mündige und gelassene Schwan; und sie sind sich ganz ihrer Wirklichkeit versichert. Wo der arme Hund zweifelt, feiern sie sie in ausgelassenen Sprüngen, in einer geradezu tanzenden, enthusiastischen Bewegung, „*aufgerichtet, hingerissen, rauschend*“. Dabei bleiben sie immer in einem engen Wechselverhältnis zum Schiff, das sie umspielen: Sie „*bekränzen*“ die Fahrt mit „*Zuversicht*“ (ein gutes Omen; das „*bekränzen*“ ist wiederum ein Motiv, was auf die Dichtung und die Lyrik speziell verweist), wie ein Blumenkranz „*Rumpf und Rundung*“ einer Vase umspielen würde – was noch ein drittes Ding hinzubringt, es aber durch den „*Rumpf*“ gleichzeitig ansatzweise vermenschlicht: Ein Rumpf kann sowohl ein Schiffsrumpf sein wie der menschliche Oberkörper. Die sich steigernde Dreierformel „*Selig, sorglos, sicher vor Verwundung*“ ist ebenfalls gleichzeitig konkret gemeint: Die Delphine werden das Schiff nicht umwerfen, die Schiffer werden sie nicht jagen. Aber sie sind gleichzeitig existentiell ihres Delphinsins, ihrer Tierheit versichert: „*Denn da hatte sich das Tier gezeigt*“, hieß es geradezu programmatisch in der ersten Strophe, und gemeint ist nicht: das niedere, das dumme, das den Menschen unterlegene Tier, sondern: das wirkliche, das in sich ruhende, das seiner selbst ganz sichere Tier in seiner schönsten Form und höchsten Vollendung spielerischer Bewegung und seinem Einklang mit seinem Element: Denn auch die zweite Strophe endet mit einer vollendeten Wechselwirkung von Wasser und Tier, dem „*Tauschen*“ mit den Wellen, die gleichzeitig die Trireme tragen (eine antiken Schiffsform mit drei Ruderreihen, deshalb die Dreier-Assoziation in „*Tri*“, die Rilke hier

sehr willkommen war in der besonderen Dreier-Konstellation von Delphinen, Schiff und Wellen).

Die dritte Strophe konzentriert sich ganz auf die Figur eines einzelnen Schiffers: Er nimmt eine besondere Verbindung mit den Delphinen als Seinesgleichen auf. Es ist eine Verbindung der Freundschaft, die sich in der Gefahr bildet und bewährt (nämlich dem Meer, auf dem man nie sicher ist), aber auch einer geteilten Einsamkeit in einer Ausnahmesituation des Menschlichen. Und nun tut der Schiffer das, was der Mensch als Hundeherr im Hundegedicht nicht getan hat: Er ersinnt eine eigene Welt für den tierischen Gefährten, nämlich diejenige der griechischen Mythologie und ihrer Geschichten. Die Mythologie ist ein klassisches Zwischenreich, in denen Mensch und Tier nicht kategorisch getrennt sind. Und der Delphin wird in diese Welt eingegliedert als ein Wesen, das speziell empfänglich ist für ästhetische Erfahrungen: Er liebt Töne (deshalb rettet er den Sänger Arion); er hat eine Verbindung zu den Göttern (Artemis und Aphrodite), er liebt sogar Gärten (und bis heute ist mir nicht eingefallen, auf was sich das genau beziehen könnte) und schließlich das „tiefe, stille Sternenjahr“ – womit noch einmal der Aspekt der Lautlosigkeit aufgerufen wird, den wir bisher in fast jedem Tiergedicht vorgefunden haben. Das „Sternenjahr“ steht insgesamt wohl für einen geordneten, in sich ruhenden Kosmos, und tatsächlich haben es die Delphine auch in ein Sternbild geschafft, wahrscheinlich zu Ehren ihrer Rettung des Dichters Arion (hier ist aber die Überlieferung etwas unklar).

*Was das Tier zeigen kann:
Sprechen vom Tier her und seine Grenzen*

Das sind nicht alle Tiergedichte Rilkes, sondern es ist eine in gewissem Sinne repräsentative Auswahl. Rilkes vollständiges Bestiarium umfasst: den Panther, die Gazelle, den Schwan, die schwarze Katze, die Flamingos, Papageien, den Hund und die Delphine; in der *Achten Elegie*

werden außerdem die Mücke (als exemplarisch kleines Tier, das „immer im Schooße bleibt“) der Vogel und die Fledermaus erwähnt. Warum nun gerade diese Tiere? Einiges erklärt sich pragmatisch aus dem, was Rilke beobachten konnte, also Haustiere wie Katze und Hunde, Parktiere wie Schwäne oder auch Papageien; dazu die exotischen Tiere im Pariser Zoo (Tiger, Gazellen, Flamingos), aber auch ganz normale, alltäglich erlebbare Wildtiere wie Mücken, Vögel, Fledermäuse (die er in Ägypten gesehen hat). Die Delphine bilden ein wenig eine Ausnahme, weil sich Rilke hier ganz auf das mythologische Überlieferungsmaterial verlässt. Aber damit ist insgesamt doch ein recht weites Spektrum aus der Tierwelt abgedeckt: Säugetiere sind dabei als die nächsten Verwandten des Menschen in gewisser Weise bevorzugt, sie lassen sich auch offensichtlich leichter anthropomorphisieren (auffällig ist dabei in gewisser Weise das Fehlen von Affen als den nächsten Verwandten des Menschen, sind sie uns zu nahe?). Aber es gibt ebenso Fische wie Vögel und Insekten, auch wenn sie eher Teilbestände einzelner Texte sind. Es gibt traditionell „schöne“ Tiere: den Schwan oder den Flamingo; am Schwan wird aber ausgerechnet sein hässlicher Gang thematisiert. Klassische Fabeltiere samt ihren moralistischen Stereotypen tauchen kaum auf; an die Stelle der moralisierenden Allegorie treten eine Vielzahl von gelegentlich überraschenden und teilweise auch schwierigen Vergleichen.

Insgesamt – das zieht sich mehr oder weniger durch alle Tiergedichte Rilkes – verkörpern die Tiere für Rilke eine vom Menschen unterschiedene Seinsform, eine Existenzweise, die er in den späteren *Duineser Elegien* mit dem Begriff des „Offenen“ kennzeichnet. Das erläutert er in einem Brief aus dieser Zeit folgendermaßen:

„Diese Achte Elegie ruft ... den Liebenden nur vorübergehend auf, um eine menschliche Verfassung zu zeigen, die, einen Augenblick, jene Sicht ins Offene zu gewähren mag, von der ich vermute, dass sie des Tieres (in unserem

Sinne) ‚Sorglossein‘ ausmacht. Sie müssen den Begriff des ‚Offenen‘, den ich in dieser Elegie vorzuschlagen versucht habe, so auffassen, dass der Bewusstseinsgrad des Tieres es in die Welt einsetzt, ohne dass es sich (wie wir es tun) jeden Moment gegenüber stellt; das Tiere ist in der Welt, wir stehen vor ihr durch die eigentümliche Wendung und Steigerung, die unser Bewusstsein genommen hat ... Mit dem ‚Offenen‘ ist also nicht Himmel, Luft und Raum gemeint, auch die sind, für den Betrachter und Beurteiler, ‚Gegenstand‘ und somit ‚opaque‘ und zu. Das Tier, die Blume, vermutlich, ist alles das, ohne sich Rechenschaft zu geben und hat so vor sich und über sich jene unbeschreiblich offene Freiheit, die vielleicht nur in den ersten Liebesaugenblicken, wo ein Mensch im anderen, im Geliebten, seine eigene Weite sieht, und in der Hingebenenheit zu Gott ein uns (höchst momentane) Äquivalente hat“.

Hier werden mehrere Aspekte erwähnt, die schon in den Gedichten auftauchten: Das Tier hat eine andere, direktere Beziehung zur Wirklichkeit; es existiert unmittelbar, nicht wie der Mensch von der Wirklichkeit auf ewig getrennt, „gegenübergestellt“ durch seine Reflexion. Das Tier ist sorglos („sicher“ hieß das in den Gedichten immer wieder); es denkt nicht an seine Zukunft, weil es keinen Zeitbegriff hat, sondern voll in der Gegenwart steht. Dadurch gewinnt es eine Freiheit, die dem Menschen generell verschlossen ist: Der Mensch weiß – und das ist der allerwichtigste Punkt! – um seine eigene Sterblichkeit; er weiß, dass sein Sein vergänglich ist, konstitutionell verunsichert, und alles, was er sieht und erfährt, steht unter dem Signum dieser Vergänglichkeit. Dieses Selbstbewusstsein ist zwar eine „eigentümliche Wendung und Steigerung“ (und letztlich die Voraussetzung dafür, Gedichte machen zu können!); aber auch ein Verlust an direktem Erleben, Wirklichkeit, Sicherheit, Vielfalt der Erfahrung. Die Welt ist für den Menschen eben nicht mehr weit und offen, sondern durch seine Erwartungen, Erfahrungen,

Befürchtungen, Theorien eingeschränkt; ein vergleichbares Erlebnis im Menschlichen sieht Rilke höchstens sehr kurz und „*momentan*“ im Moment der ersten Liebe (wo der andere noch nicht auf eine bestimmte Rolle, ein bestimmtes Verhalten festgelegt ist) oder in einem speziellen Verhältnis zu Gott, das er als „*Hingehobenheit*“ bezeichnet: eine Art Ur- und Grundvertrauen, wie es die Heiligen und Märtyrer haben, die die eigene Person hinter sich gelassen haben. In den Anfangspassagen wird außerdem das Kind genannt, das noch eine ähnliche Erfahrung von Offenheit machen kann, bevor es eben von den Erwachsenen „*erzogen*“ und dadurch „*umgewendet*“ wird; es kann die Welt noch ähnlich unbeteiligt, sorglos und vertrauensvoll sehen wie die Tiere. Das schildert nun die *Achte Elegie*:

*Mit allen Augen sieht die Kreatur
das Offene. Nur unsre Augen sind
wie umgekehrt und ganz um sie gestellt
als Fallen, rings um ihren freien Ausgang.
Was draußen ist, wir wissens aus des Tiers
Antlitz allein; denn schon das frühe Kind
wenden wir um und zwingens, daß es rückwärts
Gestaltung sehe, nicht das Offne, das
im Tiergesicht so tief ist. Frei von Tod.*

*Ihn sehen wir allein; das freie Tier
hat seinen Untergang stets hinter sich
und vor sich Gott, und wenn es geht, so gehts
in Ewigkeit, so wie die Brunnen gehen.*

Auch hier tauchen bezeichnenderweise ähnliche Motive auf wie in den behandelten Tiergedichten: Die Augen und das Antlitz, das Angesicht spielen eine wichtige Rolle; die Idee der Wendung; die Vorstellung einer Freiheit vom Tod.

Rilke geht in seinen Tiergedichten, seinem poetologischen Konzept in den *Neuen Gedichten* getreu, von der

unmittelbaren Anschauung, dem gezielten, wiederholten, aber möglichst ergebnisoffenem Sehen aus – das in seinem Schwanz eben nicht nur das klassische Dichtersymbol erkennt, sondern auch sein wenig anmutiges Watscheln auf dem Land zur Kenntnis nimmt. Die Gedichte zeichnen dann häufig einen Prozess nach (geben also nicht einfach nur eine statische Beschreibung), wo eine äußerliche Wahrnehmung durch eine Reihe von Vergleichen – meist mit nicht-menschlichen Dingen, wie dem Waldsee bei den Gazellen, dem „Ding“ bei den Hunden – eine Wendung nach innen erfährt. Dabei rückt gelegentlich auffällig das „Horchen“ in den Vordergrund: Das Bild, das zwischen Mensch und Tier ständig hergestellt wird, kann durch akustische Elemente ergänzt werden. Dabei bleibt jedoch eine Atmosphäre der Stille und Lautlosigkeit im Tierreich erhalten, die sie sowohl vom Lärm der Menschenwelt als auch spezifisch von Worten und Sprache abgrenzt: Tiere äußern sich in Blicken, in Bewegungen, in Haltungen, in spontanen und momenthaften Aktionen wie den spielerischen Sprüngen der Delphine um das Schiff. In ihren ästhetischen Aspekten sind diese Bewegungsformen sogar der Dichtung verwandt; so wird die Gazelle zur perfekten sprachlosen Verkörperung der Dichtung wie der Delphin zum Verwandten des ästhetisch empfindenden Menschen in seiner Neigung zu Tönen und Gärten.

Häufig findet in den Gedichten an irgendeiner Stelle eine Wendung, eine Art Umschlag, eine Verwandlung statt, die die Krönung des dargestellten Prozesses ist, wie das Mündigwerden des Schwanzes, als er in sein flüssiges Element eintaucht. Die Voraussetzung für eine solche gelungene Wendung ist eine harmonische Beziehung zwischen zwei Elementen, Dingen, Seins- und Wahrnehmungsweisen. Am sprechendsten ist hier vielleicht wieder das Gazellen-Gedicht: Als die Badende sich umdreht, hat sie den See gespiegelt im Gesicht, nicht umgekehrt! Ebenso stehen die Delphine in einem kontinuierlichen und wechselseitigen Austauschverhältnis mit den

Wellen, einem gegenseitigen Getragensein, das sich dann auch auf das Schiff ausdehnt. Hingegen versucht der Hund immer wieder, den Menschen in sein Angesicht aufzunehmen, er bleibt aber in einem Zwischenraum stecken. Ganz ähnlich heißt es von den Vögeln in der achten Elegie, sie hätten eine „*halbe Sicherheit*“ und wüssten „*beinahe*“ (die gleiche Einschränkung wie bei den Hunden) beides, das Menschliche und das Tierische. Es gibt also durchaus unterschiedliche Grade der Annäherung zwischen Mensch und Tier in den einzelnen Gedichten; es gibt gelungene Wechselbeziehungen, aber auch Zwischenräume, Verzicht, Resignation auf beiden Seiten (vor allem aber: auf der des Menschen).

Den allgegenwärtigen Gefahren der Anthropomorphisierung beim Sprechen vom Tier kann also auch Rilke in seinen Tiergedichten nicht ganz entkommen. Letztlich ist das, der Sprachgebundenheit der Gattung wegen, wohl auch unmöglich: Sobald wir von Tieren sprechen, ist es vorbei mit der Offenheit, sie werden in Worte, Gedichtstrukturen, Reime, Vergleiche gezwängt, wie vorsichtig und bemüht um Perspektivenwechsel auch immer. Was aber Rilkes Tiergedichte deutlich unterscheidet von den ‚klassischen‘ Tiergattungen der Literaturgeschichte – der Fabel, der Satire, auch des Tierepos – ist nicht nur ihre Zurückhaltung gegenüber allzu offensichtlich moralischen und stereotypen allegorischen Ausdeutungen. Zwar ist auch Rilkes Hund ein treuer Fidel im Gellertschen Sinn, aber er ist es seiner Natur und nicht einer zugeschriebenen moralischen Qualität wegen. Rilke versucht genau dasjenige an einem Tier herauszuarbeiten, was man nicht auf den ersten Blick sieht; und er versucht dabei, sich einen offenen Blick soweit wie möglich zu erhalten, auch eine Anerkennung der grundsätzlichen Fremdheit und Nicht-Ausdeutbarkeit des Tiers nach menschlichen Maßstäben. Im Blick auf das Tier und seine vorbildliche existentielle Offenheit (die das Tier letztendlich als äußerste Form des „*Wirklichen*“ über den Menschen stellt) färbt wenigstens etwas von dieser Offenheit

auf den sorgfältigen, sich selbst vergessenden Betrachter ab. Vielleicht öffnet sich dadurch – wenigstens ein Zwischenraum zwischen Tier und Mensch, eine Ahnung einer gemeinsamen Verwandtschaft, durchaus auch: eine Sehnsucht nach der Rückkehr ins Sichere der Tierexistenz. Damit wäre in einer Welt, in der inzwischen um 99,9 % aller Arten ausgestorben sind (WWF), und zwar die meisten direkt oder indirekt durch den Einfluss des Menschen, schon viel gewonnen.





ÜBERGANGSWESEN: DER YETI. ANSTELLE EINES SCHLUSSWORTS

Ein Fabelwesen im Himalaya-Gebirge soll er sein, der Yeti; den meisten Berichten zufolge etwa zwei bis drei Meter groß, von menschenähnlicher Gestalt, mit dunklen Zotteln behaart und mit besonders großen Füßen ausgestattet sein (gemessen wurden Fußabdrücke bis zu 43 cm Länge). Die ersten Berichte über einen angeblichen „Schneemenschen“ stammen von einem Reisenden aus dem Jahr 1832; im Jahr 1889 wurden erstmals die berühmten Fußabdrücke festgehalten. Seitdem mehren sich die Sichtungen proportional zur Anzahl der Himalaya-Trekking-Touristen, unter ihnen so berühmte wie Sir Edmund Hillary (1953) und Reinhold Messner (1986). Messner verfasste auch ein vielgelesenes Buch über den Yeti, in dem er die These vertrat, dass es sich um den *Ursus arktos* handelt, eine scheue, nachtaktive und akut vom Aussterben bedrohte Bärenart, die offensichtlich extrem kontaktscheu ist, aber auf großem Fuß lebt. Andere Wissenschaftler vermuten nach der DNA-Analyse eines angeblichen Yeti-Haares eine Mischgattung von Orang-Utan und Mensch.

Der Yeti könnte demnach eines der berühmten *missing links* zwischen verschiedenen Gattungen in der großen *chain of being* sein: Von einer „Kette der Wesen“, einer *scala natura*, sprach schon Aristoteles in seiner Zoologie. Mit deren exotischeren Seitenarmen beschäftigt sich heute die sogenannte „Kryptozoologie“ (von *kryptos*,

griech. verborgen, und *zoon*, Lebewesen). Kryptozoologen gehen davon aus, dass es neben den etwa 1,5 Millionen bekannten Tierarten noch viele weitere unentdeckte gibt; sie interessieren sich dabei aber nicht so sehr für die unendlichen Käfervariationen im sechsfüßigen Insektenreich oder die gänzlich fußlosen Geschöpfe der Tiefsee (die auch nach Meinung seriöser Zoologen wahrscheinlich noch Millionen unentdeckter Arten bergen), sondern für unbekannte Großtiere. Als ordentliche Biologen haben sie auch eine Klassifikation für das Kryptische entwickelt: Man unterscheidet zwischen:

(1) schlechthin bisher unbekanntem Tieren, von denen allenfalls die diversen Mythologien Spuren überliefern (ein reales Einhorn, beispielsweise, vielleicht mit besonders großen Hufen);

(2) potentiell ausgestorbenen Tieren (Flugsauriern, von denen man ja vielleicht doch noch einen entdecken könnte, schließlich hat man den Quastenflosser oder den Komodowaran ja auch erst ziemlich spät gefunden);

(3) Tieren, die bekannten Arten zwar ähneln, aber sich auch durch wesentliche Merkmale von ihnen unterscheiden (den Waldelefant beispielsweise, ein weiterer Großfüßler);

(4) bekannten Tieren in untypischen Gegenden, *out of place*“, wie der Kryptozoologe sagt (4) (also Tigern in London, von denen der *urban myth* häufig berichtet), und schließlich:

(5) den allerreinsten Kryptiden schlechthin: Tieren, die bekannt und gesichtet und klassifiziert sind, aber deren man bisher allen Anstrengungen zum Trotz nicht habhaft werden konnte (dazu zählte eine Zeit lang ein so apartes Tier wie das Okapi, von dem man zwar Fotos hatte, aber kein lebendes Exemplar).

Beim Yeti handelt es sich also um ein Wesen zwischen (1), (3) und (5); je nachdem, wieviel Glauben man den überlieferten Spuren schenkt: Es könnte sich um reine tibetanische Dämonologie handeln (1); oder um ein Wesen, das zwar affen-, bären- oder menschenähnlich ist, sich

aber von allen drei Spezies durch wichtige Merkmale unterscheidet (aufrechter Gang, Fell, Schuhgröße; 3) oder eben um ein Wesen, von dem Spuren überliefert sind (Fußabdrücke, Haare), das sich aber der ordentlichen wissenschaftlichen Klassifikation auf seinen großen Füßen bisher heimtückisch entzogen hat (5). *Out of place* wäre der Yeti hingegen außerhalb der eisigen Höhenwelt des Himalayas so ziemlich überall, außer vielleicht bei einem Besuch bei Reinhold Messner in seinem Südtiroler Schloss.

Ähnliche Fabel- und Mischwesen wie der Yeti bevölkern alle volkstümlichen Mythologien von Urzeiten an und im Volksglauben bis heute: Vom bocksfüßigen Satyr bis zu den Pferdemenchen der Zentauren, vom bayerischen Wolpertinger bis zum norddeutschen Meermann Ekke Nekkepen, vom leichenfressenden Dämon Ghul bis zum bei Vollmond sich verwandelnden Werwolf, vom amerikanischen Yeti-Verwandten Bigfoot bis zur japanischen Schneefrau Yuki Onna. In ihren bedrohlicheren Formen, von denen seit langem eine ganze Unterhaltungsbranche gut lebt, treten sie auf als Drachen und Lindwürmer, Vampire und Zombies, Golem oder Dschinn; die freundlichen Formen hingegen sind zahlenmäßig deutlich unterlegen, was einiges über die menschliche Phantasie aussagt. Die Berichte über Fabelwesen wie den Yeti scheinen eine anthropologische Konstante zu sein; von ihnen berichten seit der Antike die diversen Berichte von Reisenden in fremde und exotische Länder mit besonderer Vorliebe. Sie bedienen damit natürlich in erster Linie die Sensationslust ihrer Leser, die von jeher nicht so sehr an den kulturellen Errungenschaften fremder Zivilisationen interessiert waren als vielmehr an Grusel- und Gespenstergeschichten, was schon Thomas Morus beklagt: „*Nach den Ungeheuern fragten wir nicht weiter, die nichts Neues mehr an sich hatten. Denn Schrecknisse wie die Scylla, menschenfresserische Lästrygonen [erstere ein Unterwasserungeheuer, letzteres ein Riesenvolk, beide aus der homerischen Odyssee] und derlei unglaubliche Monstra findet*

man fast überall, heilsame und weise Satzungen der Bürger jedoch durchaus nicht so“.

Besonders für die Denker des 18. Jahrhunderts waren die Erfindungen der Mythologie zwar eine notwendige Stufe der menschlichen Frühentwicklung; durch die Aufklärung jedoch sollten sie ein- für allemal überwunden werden. Johann Gottfried Herder, der sich im Rahmen seiner umfangreichen kulturgeschichtlichen und ethnologischen Studien intensiv mit den Mythologien der Völker, überliefert in den diversen Reiseberichten aufklärerischer Forschungsreisender, auseinandergesetzt hat, resümiert: *„Wie viele Fabeln der Alten von menschlichen Ungeheuern und Missgestalten haben sich durch das Licht der Geschichte bereits verloren! Und wo irgend die Sage noch Reste davon wiederholet, bin ich gewiss, dass auch diese bei hellerm Licht der Untersuchung sich zur schönern Wahrheit aufklären werden“.* Vom großfüßigen Yeti hat er zwar nichts gehört, besondere Aufmerksamkeit widmet aber auch er dem *missing link* vom Affen zum Menschen: *„Den Orang-Utang kennt man jetzt und weiß, daß er weder zur Menschheit noch zur Sprache ein Recht hat; durch eine sorgfältigere Nachricht von den Orang-Kubub und Orang-Guhu auf Borneo, Sumatra und den Nikobar-Inseln werden sich auch die geschwänzten Waldmenschen verlieren. Die Menschen mit den verkehrten Füßen auf Malakka, die wahrscheinlich rachitische Zwergnation auf Madagaskar, die weiblich gekleideten Männer in Florida u. f. verdienen eine gleiche Berichtigung, wie solche bisher schon die Albinos, die Dondos, die Patagonen, die Schürzen der Hottentottinnen erhalten haben. Männer, denen es gelingt, Mängel aus der Schöpfung, Lügen aus unserm Gedächtnis und Entehrungen aus unsrer Natur zu vertreiben, sind im Reich der Wahrheit das, was die Heroen der Fabel für die erste Welt waren: sie vermindern die Ungeheuer auf Erden“.* Zu ihrer jeweiligen Zeit und im richtigen kulturellen Kontext allerdings haben die diversen Fabelwesen der Weltkulturen für Herder durchaus ihre Berechtigung: *„die Mythologie jedes Volks ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr*

Gutes oder Übel in derselben fand und wie es sich etwa das eine durch das andre zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den missratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele, die, ehe sie aufwacht, träumt und gern in ihrer Kindheit bleibet“. Insofern steht auch Reinhold Messner noch in dieser altehrwürdigen, kulturell aufgeklärten Tradition, die jedem Volk seine eigenen Dämonen zugesteht und damit auch dem Yeti ein Lebensrecht verschafft – sofern er ordnungsgemäß im Reich der tibetanischen Mythologie bleibt jedenfalls, dort seine psychohygienischen Wirkungen auf die Volksseele ausübt und nicht versehentlich einem Heroen der Aufklärung oder einem Kryptozoologen in die Arme läuft.

Problematisch sind nämlich bereits für die aufklärerischen Philosophen Grenzüberschreitungen, besonders zum Menschen: Was wäre denn, wenn der Yeti nun doch mit seinen bekanntermaßen großen Füßen durch das Mount-Everest-Basislager trampelte und dabei den ein oder anderen Trekker in den Boden stampfte? Gehörte er unter Artenschutz? Oder ist er gar so menschenähnlich, dass man über seine Menschenrechte nachdenken müsste? John Locke erwägt in Vertretung überparteilicher Ethikkommissionen: *„Wer möchte die Art bestimmen, zu der das bei Licetus, Buch I., Kap. 3, erwähnte Ungeheuer mit einem Menschenkopf und einem Schweinsleib gehörte? oder jene mit dem Leib eines Menschen und dem Kopfe eines Hundes oder Pferdes, oder eines andern Tieres? Hätte ein solches Geschöpf noch überdem leben und sprechen können, so wäre diese Frage noch weit schwieriger geworden. Wäre das Oberteil bis zur Mitte von menschlicher Gestalt, und das Untere wie bei einem Schwein gewesen, würde da dessen Tötung ein Mord gewesen sein? Und hätte man da den Bischof fragen müssen, ob es zur Taufe zu verstaten sei? Etwas Ähnliches ereignete sich, wie man mir erzählt hat, vor einigen Jahren in Frankreich. So unsicher sind für uns die Grenzen der Arten der Geschöpfe; sie können nur nach den von uns verbundenen Vorstellungen bemessen werden, und man ist weit von der sichern Kenntnis, was der Mensch ist, entfernt“.* Wann wäre der Yeti also ein

Mensch? Wenn er eine „vernünftige Seele“ hat, das ist für John Locke als Vertreter der Aufklärung ziemlich klar; aber woran erkennt man nun eine vernünftige Seele? Locke führt das Gedankenexperiment sozusagen umgekehrt weiter: *„Der wohlgestaltete Wechselbalg [der Abkömmling einer Hexe und des Teufels] ist ein Mensch, hat eine vernünftige Seele, wenn sie auch sich nicht zeigt; dies ist unzweifelhaft, sagt man. Machen wir aber die Ohren ein wenig länger und spitzer und die Nase etwas flacher als gewöhnlich, beginnt man zu stutzen; wird das Gesicht noch schmaler, platter und länger, so ist man in Zweifel; fügt man nun noch mehr und mehr hinzu, was ihn dem Tiere ähnlicher macht, und wird der Kopf genau der eines Tieres, dann ist es auf einmal ein Ungeheuer, und es ist erwiesen, dass es keine vernünftige Seele hat und zerstört werden muss. Wo ist hier (frage ich) die Grenze, bei der die Gestalt keine vernünftige Seele mehr hat?“* Ist sie vielleicht bei einer Schuhgröße von 43 Zentimetern? (die europäische Schuhgrößenskala endet bei Größe 49 und 32 Zentimetern, auch wenn sich die durchschnittliche Größe der Füße unserer Nachkömmlinge inzwischen rasant den Yeti-Maßen annähert).

Der Yeti wirft jedoch nicht nur biologische und moralische Fragen auf, sondern auch im engeren Sinne geschichtsphilosophische. So entwirft Friedrich Wilhelm Joseph Schelling auf den Spuren der Herderschen Kulturgeschichte eine eigene *„Philosophie der Mythologie“*, die sich auf die menschliche Frühgeschichte vor aller historischen Überlieferung bezieht: *„Nimmt man Geschichte im weitesten Sinn, so ist die Philosophie der Mythologie selbst der erste, also notwendigste und unumgänglichste Teil einer Philosophie der Geschichte“*. Die Dämonen, Misch- und Fabelwesen stehen damit – sei es großfüßig auf eisigen Bergen, katzenäugig in der ägyptischen Wüste oder lindwurmgeringelt bei den germanischen Heiden – am Beginn aller auch menschlichen Geschichte; sie bilden zwar einen *„dunklen Raum“*, der jedoch vom mutigen Geschichtsphilosophen betreten werden kann und nach Schelling auch

betreten werden muss, um der menschlichen Geschichte einen definitiven Anfang setzen zu können.

Die Jugendfreunde Schelling, Hegel und Hölderlin waren auf ihrem Stübchen im Tübinger Stift, fern von Yeti, Sphinx und Lindwurm, sogar noch weiter gegangen: Die zukünftige Philosophie des Geistes, die sie in ihrer gemeinsamen Jugendschrift, dem *Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus*, entwarfen, könne überhaupt nur eine „*ästhetische Philosophie*“ sein. Deren Vorbild ist die „*sinnliche Religion*“, die auch für diejenigen Menschen zugänglich ist, die zum Reich der Ideen gemeinhin keinen Zugang finden, weil „*ihnen alles dunkel ist, sobald es über Tabellen und Register hinausgeht*“. So, wie der „*große Haufe*“ eine anschauliche, handgreifliche Religion brauche, benötige der Philosoph der Zukunft, auch und gerade als Idealist, eine sinnlich-anschauliche Philosophie. Diese jedoch könne nur eine „*neue Mythologie*“ sein, eine „*Mythologie der Vernunft*“ nämlich: „*Ehe wir die Ideen ästhetisch, d. h. mythologisch machen, haben sie für das Volk kein Interesse; und umgekehrt, ehe die Mythologie vernünftig ist, muß sich der Philosoph ihrer schämen. So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Mythologie muß philosophisch werden und das Volk vernünftig, und die Philosophie muß mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns*“. Eine schöne Vision, zweifelsohne, und das Einzige, was fehlt, ist ihr Messias: „*Ein höherer Geist, vom Himmel gesandt, muß diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte, größte Werk der Menschheit sein*“. Offensichtlich ist dieser neue Messias bisher jedoch noch nicht eingetroffen, und die „*Mythologie der Vernunft*“ wurde derweil durch eine „*Mythologie des Konsums*“ für die meisten im Fußvolk mehr als hinreichend ersetzt. Könnte aber der Yeti wohl gar der gesuchte neue Messias sein? Seine großen Füße würden dann auf den Fortschritt der philosophischen Ideen, seine aufrechte Gestalt auf seinen starken Geist, sein zotteliges Fell auf die innerliche Wärme, seine Übergröße insgesamt auf eine über sich selbst

hinausgewachsene Menschheit hindeuten, die auch in den eisigsten Regionen des Geistes heimisch ist. Vielleicht aber ist er auch nur eine Projektion unaussprechlicher menschlicher Urängste, und der einsame Bergwanderer mag besser an Nietzsche denn an Schelling denken, wenn er den großen Fußabdrücken zu weit folgt: *„Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein“*.



REGISTER

- Affe 114, 257
Affen 267
Ameisenbär 123
Bär 81
Clownfisch 8
Delphin 11, 235, 252
Dinosaurier 114
Doktorfisch 9
Einhorn 45, 234, 265
Eintagsfliege 114
Elefant 56, 118, 157, 158
Esel 3, 66
Falke 137, 175
Fisch 14, 114, 254
Floh 146
Frosch 15
Furby 94
Gazelle 114
Glühwürmchen 130
Gottesanbeter 80, 114
Grille 137
Hahn 2
Hai 8
Heuschrecke 137
Homo sapiens sapientis 115,
120
Huhn 41
Hund 3, 5, 36, 118, 211, 215,
223, 237, 250
Insekt 119, 139, 149
inzeller 114
Känguru 114
Katze 4, 31, 204, 211, 213
Koala 121
Krake 100
Kranich 181
Kuh 119
Libelle 119
Löwe 20
Maus 18, 57, 67
Menschenaffe 23
Moorhuhn 39
Mücke 257
Murmeltier 114
Okapi 265
Panda 77
Panther 242
Pantoffeltier 119
Pferd 3, 48
Pinguin 114
Polyp 105
Quastenflosser 265
Raubkatze 114
Schildkröte 61, 114
Schlange 3
Schnecke 114
Schwan 248
schwein 87
Schwein 268
Singzikade 134
Tiger 80, 265
Vogel 113, 118
Wal 12, 47
Wolf 2, 3
Wolpertinger 266
Yeti 264
Ziege 46

